Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Alexander von Humboldt.

Culturhistorisch-biographischer Roman

von

Heribert Rau.

Fünfter Theil.

Leipzig.
Verlag von Theodor Thomas.
1860.

Dritte Abtheilung.

Im Zenith der Größe.

Der dritten Abtheilung erster Theil:

In der Heimath.

(Alexander von Humboldt's Mannesalter.)

Inhalt.

Dritte Abtheilung.

Im Zenith der Größe.

Der dritten Abtheilung erster Theil: In der Heimath.

(Alexander von Humboldt's Mannesalter.)

I. In Paris.

II. In Berlin.

I.

In Paris.

Diogenes in Paris.

„Willkommen mein lieber Varnhagen von Ense, willkommen in Paris!" — rief in diesem Augenblicke Herr von Pilat, der Privatsecretär des Grafen von Metternich, einem jungen, hübschen Manne zu, dem die Uniform eines österreichischen Officieres vortrefflich stand. Es lag etwas ungemein Kriegerisches und Kühnes in dieser jugendlichen Erscheinung, das jedoch durch die milden blauen Augen und durch einen gewissen Ausdruck von Ruhe und Klarheit angenehm gesänftigt wurde.

„Willkommen in Paris!" — wiederholte Herr von Pilat und streckte dem Angeredeten beide Hände entgegen. — „Sie sind zwar schon einige Zeit hier, mir aber wird heute zum erstenmale das Vergnügen, Sie begrüßen zu können."

„Sie sind eben ein vielbeschäftigter Mann!" — entgegnete Varnhagen lächelnd — „und auf dem besten Wege ein großer Diplomat zu werden."

„Spotten Sie nur!" — sagte Herr von Pilat. — „Sie haben in unserem Jahrhundert, in welchem Mars regiert, vollkommen Recht. Wir Diplomaten spielen eine jämmerliche Rolle, so lange der Degen herrscht."

„Nun!" — meinte Varnhagen, mit einem ironischen Blick auf die prunkvollen Gemächer umher und die glänzende Gesellschaft, die sich in denselben bewegte. — „Mir scheint doch die Stellung der Herren Diplomaten hier nicht gerade eine unbehagliche zu sein."

„Bewahre! behüte!" — entgegnete der Privatsecretär Metternichs jetzt so laut, daß die Absicht, gehört zu werden, unverkennbar war. — „Seine Majestät, Kaiser Napoleon, hat die Gnade gehabt, die außerordentliche Gesandtschaft seines kaiserlichen Schwiegervaters mit ganz besonderer Huld aufzunehmen. Wir wohnen hier, als seiner französischen Majestät Gäste, in dem fürstlich eingerichteten Palast des Marschall Ney. Alle Pracht und Herrlichkeit kaiserlicher Bewirthung und Bedienung steht uns zu Gebote und das Einvernehmen Frankreichs und Oesterreichs — die jetzt ein so zartes, beiden erlauchten Herrschern so liebes Band verknüpft — war nie inniger und aufrichtiger."

„Dem Scheine nach!" — lispelte, kaum vernehmbar, Hofrath von Floret, der eben dicht neben Varnhagen vorüberging.

„Aber sagen Sie mir doch, wie es Ihnen in Paris gefällt?" — fuhr Herr von Pilat fort. — „Haben Sie schon das Musée Napoléon gesehen?"

„Mein Bester!“ — sagte Varnhagen freundlich — „wissen Sie wohin mich mein erster Weg hier führte?“

„Nun?“

„Mein erster Weg war zu meinem lieben vortrefflichen Freunde Chamisso, den ich in Paris hoffte und auch glücklich fand.“

„Seine Ueberraschung und Freude wird groß gewesen sein.“

„So war es in der That; er hatte keine Ahnung von meinem Hierherkommen.“

„Dann waren Sie so glücklich, zu gleicher Zeit einen lieben Freund und einen trefflichen Cicerone zu finden; denn Chamisso, dieser wunderbare Mensch, dieser Franzose, der zugleich ein deutscher Dichter und ein deutscher Gelehrter ist und doch auch wieder Franzose bleibt, liebt Paris und kennt die Stadt und ihre Kunstschätze durch und durch.“

„Ja!“ — sagte Varnhagen — „er ist ein Phänomen, wie es früher nie dagewesen und auch in dieser Weise kaum jemals wiederkehren wird. Aber er ist noch etwas mehr: er ist ein höchst liebenswürdiger und geistreicher Mensch.“

„Auch Graf Metternich und die beiden Fürsten Schwarzenberg wissen dies. Chamisso darf nicht leicht bei ihnen in einer Gesellschaft fehlen. Auch heute wird er kommen. Aber“ — setzte hier Herr von Pilat hinzu — „Sie haben mir meine Frage in Bezug auf Paris noch nicht beantwortet.“

„Nun!" — sagte Varnhagen von Ense. — „die Hauptgebäude und Denkmale, die Boulevards, Quais, das Palais-Royal, der Garten der Tuilerien wurden in seiner Gesellschaft angeschaut und dann in erster Ungeduld dem Schatze der Antiken und Gemälde ein Blick gewidmet."

„Und da fühlten Sie sich gefesselt."

„Wir fühlten, hier sei für uns eine große Hauptsache in Paris, ein Weltinteresse, welches freilich mit Paris eigentlich nichts zu schaffen hat, außer daß diese Stadt ihm zufällig jetzt den Boden leiht."

Der Privatsecretär Metternichs ließ rasch einen ängstlichen Blick über die nächststehenden Gruppen fallen, dann legte er seinen Arm leise in den Varnhagens und — langsam und wie zufällig durch den Saal schreitend — lenkte er nach einer Gegend ein, in der Beide weniger bemerkt und gehört werden konnten.

„Und das Musée Napoléon?" — frug hier von Pilat.

„Hier vereinigt sich freilich des Großen und Herrlichen viel!" — entgegnete Varnhagen. — „Man kann nicht genug sehen und bewundern. Wenn nur nicht alle diese Schätze aus Italien, Deutschland, Holland und Spanien als Raub zusammengeschleppt wären."

„Freilich, freilich!" — sagte Herr von Pilat leise — „sie sind zum Theil Opfer des Krieges. Wirklich ist auch der erste Eindruck, als stehe man vor einem Siegesdenkmal, als sehe man einen römischen Triumph hier abgelagert."

„Und ist es anders?“ — frug Varnhagen. — „Was man dort findet, ist um des Ruhmes Willen aufgespeichert und wahrlich nicht der Kunst wegen. Beweist dies nicht Alles? Der Regen ist vielfältig eingedrungen und hat gar manches unschätzbare Gemälde beschädigt; noch mehr aber ist dies durch Kalk und Staub geschehen, da die Bilder weder entfernt noch verhüllt werden, selbst wenn dicht neben ihnen Maurer und Zimmerleute zu thun haben. Und dann die engen, schmutzig düsteren Räume......!“

„Und sagen Sie mir, mein Bester!“ — fiel hier der Privatsecretär Metternichs eifrig ein — „wie fanden Sie die Antiken: Apollo, die herrliche Diana, die gewaltige Juno, die zauberhafte Venus ... o!..... wenn mich die Geschäfte nur nicht so ganz und gar in Anspruch nehmen würden, wie gerne brächte ich diesen göttlichen Gestalten öfter meine Huldigung dar.“

„Nun“ — sagte Varnhagen, über das ängstliche Abspringen seines diplomatischen Gefährten lächelnd — „trotz der wenig entsprechenden Stimmung, wirkte dennoch in einzelnen Momenten die volle Kraft der antiken Kunst überwältigend auf mich ein. Nächst dem Apollo sprachen mich aber am mächtigsten die beiden kolossalen Flußgötter an, der Tiber und der Nil, Werke von größter Schönheit und tiefstem Naturausdruck, an welchen ich die Augen nicht ersättigen konnte.“

„Ja, der Apollo, der Apollo!“ — rief hier Herr von

Pilat. — „Kennen Sie auch die romantische Geschichte, die sich an diesen Apollo knüpft?"

„Nein!"

„Man erzählt, die Schönheit des Apollo habe den Sinn eines jungen Mädchens so befangen, daß sie ganz in seinen Anblick versunken sei und, so lange es verstattet gewesen, vor der Bildsäule anbetend gekniet habe, ja zuletzt nicht mehr habe weichen, sondern Tag und Nacht verharren wollen, bis man sie mit Gewalt entfernte."

„Die arme Thörin!"

„Sie soll des Vertrauens gewesen sein, ihr inbrünstiges Lieben und Beten müsse endlich den Gott bewegen, daß er sie erhöre und lebendig aus dem Stein hervortrete."

„Das ist Etwas für Chamisso!" — sagte Varnhagen von Ense. — „Er muß die Geschichte in Versen bearbeiten. Das Mädchen mag dann" — setzte hier der junge Officier flüsternd hinzu, indem er sich gegen das Ohr des Secretärs neigte — „das Mädchen mag dann die Patrioten vorstellen, die vor dem deutschen Volke auf den Knieen liegen und es anflehen, aus seinem steinernen Zustande zu Leben und That überzugehen."

Herr von Pilat that, als ob er diese Worte nicht gehört habe. Mit heiterer Miene schlug er sich leise vor die Stirne und rief:

„O, mein lieber bester Herr von Varnhagen, was bin ich für ein Mensch! Werden Sie mir auch verzeihen

...... aber die vielen Dinge, die man immer im Kopfe hat.....!"

„Was soll ich Ihnen denn verzeihen?" — frug Varnhagen überrascht.

„Daß ich Sie noch nicht mit der Gesellschaft hier bekannt gemacht habe! Sie sehen, ich tauge nicht für den Salon. Aber siehe da! Freund Chamisso und Hofrath Floret!..... lassen Sie uns zu denselben gehen. Der Hofrath soll meine Ungeschicklichkeit gut machen; Sie kennen ihn ja als Attaché unserer hiesigen Gesandtschaft vom Fürsten Schwarzenberg aus."

Chamisso und Floret traten jetzt heran. Herr von Pilat sprach noch einige verbindliche Worte und schlüpfte dann, unter dem Vorwande: sich einmal in der Nähe seiner Excellenz des Herrn Grafen Metternich zeigen zu müssen, davon. Varnhagen war nicht böse darüber, er hatte ja dafür den Freund an der Seite, und Chamisso war eine bedeutende Erscheinung. Tiefer Ernst, der, verletzt durch die Verkehrtheiten der Welt, sich bei ihm in die eigene Brust zurückgezogen, ließ gern in einfach gewaltiger Sprache kühnes Wort für Freiheit, Recht und Wahrheit, bitteren Spott und Scherz über die Nichtigkeit des Gewöhnlichen erklingen.

Auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne geboren, als Kind mit der Familie nach Berlin geflüchtet, war Chamisso von seinem fünfzehnten bis siebzehnten Jahre Leibpage der Königin Mutter und diente alsdann

bis zu seinem siebenundzwanzigsten Jahre im preußischen Heere. Nach dem Frieden von Tilsit folgte er — ein damals schon hervorragender deutscher Dichter — der Familie nach Frankreich zurück und hatte eben jetzt — ein begeisterter Freund der Naturwissenschaften — in Paris den Ruf als Professor an das Lyceum zu Napoleonville erhalten. Dennoch war sein ganzes Wesen, waren Herz und Geist ächt deutsch geblieben; wie er denn auch jetzt schon fühlte, daß es ihn bald nach Deutschland, seiner zweiten Heimath, zurücktreiben werde, wo ihm eine glanzvolle poetische Laufbahn winkte.

Varnhagen liebte Chamisso sehr und schätzte vor allen Dingen die Wahrheit seiner poetischen Anschauung, seinen Humor, seinen naturvollen Sinn, die reiche Mannigfaltigkeit seines Wissens und seine durchaus edle Gesinnung.

So war es Varnhagen von Ense denn auch jetzt, als ob mit dem Erscheinen des Freundes mitten unter den vielen fremden Gesichtern und den in Gold und Juwelen strotzenden, innerlich meist so leeren, männlichen und weiblichen Hof- und Staatserscheinungen, ein Sonnenblick des Frühlings in eine kalte und starre Winterlandschaft fiele. Beide begrüßten sich herzlich. Auch Hofrath von Floret wurde von Varnhagen, der ihn kannte und schätzte, willkommen geheißen. Hofrath Floret, Major von Tettenborn, Graf von Wratislaw und Rittmeister von Böhm gehörten ja zu der österreichischen Gesandtschaft in Paris, an deren Spitze damals Fürst Karl von Schwarzenberg stand.

Metternich befand sich im Augenblick nur in besonderer Mission am Hofe des damals allmächtigen Kaisers der Franzosen.

„Nun lassen Sie mich aber auch treulich den Auftrag ausführen, den mir Pilat übertragen!“ — sagte jetzt Hofrath von Floret zu Varnhagen von Ense. — „Ich soll Sie hier ein wenig mit den Anwesenden bekannt machen, und das ist wirklich eine ganz interessante Sache; denn wir werden außer den gestickten Uniformen auch Originalitäten und große Männer finden.“

„Auf Letztere namentlich bin ich gespannt!“ — versetzte Varnhagen. — „Besonders hoffe ich den berühmten Reisenden Alexander von Humboldt hier zu sehen und kennen zu lernen.“

„Er wird ohne Zweifel kommen und zwar mit seinem Bruder Wilhelm, der eben als bevollmächtigter Minister Preußens nach Wien geht, und zuvor in geheimen Aufträgen Paris berührt.“

„Es ist ein herrliches Dioskuren-Paar, diese beiden Brüder!“ — fiel hier Chamisso begeistert ein. — „Alexander steht schon jetzt, in seinem einundvierzigsten Jahre, als eine wissenschaftliche Puissance da, Wilhelm als Staatsmann, Dichter und Sprachforscher.“

„Aber das werden nicht die einzigen Männer von geistiger Bedeutung sein, die hier erscheinen!“ — sagte Hofrath von Floret. — „Sehen Sie jene Gestalt von imponirendem Wuchs. Auf der Stirne dieses Mannes und in

seinen hellen Augen ruht die Macht des festen Willens und der Ausdruck ernsten Nachdenkens."

„Er scheint in meinem Alter und ist dem Ansehen nach Franzose!" — sagte Varnhagen.

„Er ist vierundzwanzig Jahre alt und seit dem September vorigen Jahres — ein unerhörter Fall — an Lalande's Stelle zum Mitgliede der Akademie ernannt."

„Arago!" — rief Varnhagen von Ense freudig.

„Sie sollen ihn noch heute kennen lernen. Aber jetzt muß ich Ihnen noch sagen, mit wem er eben spricht."

„Mit zwei Komödianten!" — fiel Chamisso rasch und mit Ironie ein.

Der Hofrath lächelte; dann sagte er: — „Der Eine ist allerdings Talma, der erste aller jetzt lebenden Schauspieler."

„Ein Künstler im Sinn und im Geiste des Wortes!" — fügte Chamisso hinzu. — „Unerreichbar in dem Bestreben, das Innerlichste des Menschen darzustellen. Sie müssen ihn sehen, um das zu begreifen, was Sie unstreitig von ihm gehört haben."

„Sein Ruhm durchfliegt die Welt!" — versetzte Varnhagen. — „Mein hiesiger Aufenthalt soll mir auch den Genuß bereiten, diesen großen Mimen kennen zu lernen. Und wer ist der Mann, der neben ihm steht?"

„Das ist Dr. Gall!" — sagte Chamisso mit spottender Miene. — „Hüten Sie sich vor ihm, denn in seiner Nähe ist keines Menschen Schädel sicher: Medicin, Juri-

sterei, Staat und Kirche sind durch seine Kranioskopie in ihren Grundfesten bedroht."

„Aber er ist doch ein tiefer Denker!" — meinte Varnhagen.

„Ja!" — sagte Chamisso — „und ein gewaltiger Charlatan!"

In diesem Augenblicke gab sich unter der wogenden Menge eine freudige Bewegung kund: aus dem anstoßenden Hauptsaale traten eben drei Damen ein, die, wenn auch sehr verschieden im Alter, doch unter sich um den Preis der Schönheit ringen konnten. Es war eine ältere und zwei jüngere; doch wäre es schwer zu bestimmen gewesen, ob hier auf der Seite der Jugend oder der reiferen Jahre der Sieg der Schönheit und Liebenswürdigkeit liege.

Wie drei Grazien schwebten sie — in heiterem, neckischem Gespräch verloren — an den Freunden vorüber. Varnhagen von Ense war dabei zu überrascht und geblendet, um zu bemerken, wie sein Freund Chamisso bei deren Eintreten plötzlich tief erröthete und diese Gluth sich in leichter zauberhafter Verwirrung auf den Wangen einer der jüngeren der Damen wiederspiegelte. Aber die Erscheinung dauerte nur einen Moment; .... dann waren die Damen in einem der angrenzenden Salons verschwunden und die Menge der übrigen Gäste bewegte sich wieder grüßend, schwatzend, spöttelnd.... in jeder Weise nichtssagend.... durch einander.

„Wer war die jüngste dieser Damen?" — frug jetzt

Varnhagen fast mit Ungestüm — „dies zauberisch, reizende Wesen? Die beiden anderen waren die Fürstinnen Schwarzenberg, Mutter und Tochter, die kenne ich.“

„Die Dritte war die junge Fürstin von der Leyen!“— sagte Hofrath Floret.

Chamisso wandte sich ab. Sein Antlitz glühte noch.

„In der That!“ — fuhr Varnhagen von Ense fort — „ich habe noch nie ein schöneres Mädchen gesehen. Welche geistige Bedeutsamkeit der Züge und doch auch wieder welch' ein Ausdruck von Kindlichkeit und Unschuld.“

„Und“ — setzte hier Chamisso noch immer halb abgewendet hinzu — „welche Tiefe des Gemüthes und welch' ein Seelenadel.“

„Sie kennen sie also persönlich?“ — frug Varnhagen.

„Ja!“

„So viel ich weiß, ertheilt ihr Herr von Chamisso Unterricht!“ — sagte der Hofrath.

Ein Lachen, wie es selten auf so fein parquetirtem Boden vorkommt, erschallte in diesem Augenblicke von der Seite des Hauptsaales her. Die drei Freunde sahen erstaunt auf; in demselben Momente aber rief Floret heiter:

„Vortrefflich! vortrefflich! Lieber Varnhagen ... Sie haben Glück!“

„Wieso? warum?“ — frug dieser.

„Weil Sie heute, was eine große Merkwürdigkeit ist, eine der schönsten Raritäten unserer Pariser Gesellschaft zu sehen bekommen.“

„Und das wäre?"

„Den Diogenes von Paris."

„Wer ist das?"

„Richten Sie Ihre Blicke nach jener heiteren Gruppe, durch die eben der ältere, wohl sechzigjährige Herr schreitet."

„Mein Gott!" — rief Varnhagen — „wie kommt denn der Mann hierher; sein Anzug ist ja ganz abgeschabt und so unordentlich .... und der lange weiße Bart ...."

„Das ist unser Diogenes."

„Aber wer ist er?"

„Haben Sie noch nie etwas von dem Grafen Schlabrendorf gehört?"

„Mein Gott!" — rief Varnhagen — „Schlabrendorf, der Philosoph? der edelsten der Menschen einer?"

„Und einer der merkwürdigsten!" — setzte Floret hinzu.

Und merkwürdig war die Erscheinung Schlabrendorfs wirklich. Seine philosophische Einfachheit gefiel sich, selbst hier — in der Mitte des ausgesuchtesten Glanzes und einer so üppigen Pracht, wie sie nur Paris aufzuweisen hatte — in abgeschabter und zerrissener Kleidung und einem Wesen, das auf fast cynische Gewöhnung hinwies. Aber er — der seine schlechte und schmutzige Wohnung sonst fast nie verließ — haßte ja auch diese Gesellschaften, auf welchen er höchst selten und dann nur durch irgend einen tiefer liegenden Grund bestimmt, erschien. Seine Sonderbarkeiten erregten alsdann immer, wo er sich zeigte, Heiterkeit.

Schlabrendorf ertrug sie heute, um .... einige Augenblicke mit Alexander von Humboldt zusammen sein zu können.

Niemand suchte er sonst hier als diesen, und Niemand war sonst für ihn da. Gleichgültig ging der wunderliche Mann an all den goldgestickten Uniformen und Hofkleidern, an all den mit Orden bedeckten Männern, an all den in Schönheit und Diamanten strahlenden Damen vorüber.

„Ist der Humboldt noch nicht da?" — war seine einzige hie und da an einen Diener gerichtete Frage, und als diese verneint wurde, ging er finsteren Antlitzes und halblaut schimpfend über die unerträglichen „Strohköpfe" und „Modepuppen" weiter durch die Säle. Alles lachte dann, nur Chamisso wandte sich indignirt ab und sagte:

„Die Jammerseelen! Keiner von ihnen allen reicht diesem seltsamen Einsiedler, diesem ehrwürdigen Räthselgreis der Rue Richelieu das Wasser!"

„Und warum nennen Sie ihn Einsiedler?" — frug jetzt Varnhagen.

„Weil er in gewisser Beziehung ein Leben wie ein Einsiedler führt!" — entgegnete der junge Dichter. — „Im Hôtel des Deux-Siciles in der Rue Richelieu, wo ihn einst vor Jahren bei seiner Ankunft aus England der Postillon hingefahren hat, bewohnt er noch heute dasselbe Zimmer im zweiten Stock, das er nie verschließt und immer seltener verläßt. Ohne alle Bedienung, umgeben von spärlichem, zerfallenem Hausrath, in zerrissenen Kleidern, mit allem Zubehör einer cynischen Gewöhnung, empfängt

hier der Diogenes von Paris — wie er sich selbst gern scherzend nennt — in seiner Tonne täglich zahllose Besuche von Menschen aller Stände und aller Nationen, willig, jede Arbeit sogleich zu unterbrechen, und jedem Gespräche, das auf die Bahn kommt, mit allem Reichthume seines Inneren sich hingebend. Thut er das, dann aber kann er vier, ja fünf und sechs Stunden lang ununterbrochen, im schönsten Gedankenzusammenhange, mit der beweglichsten Einbildungskraft und mit steigendem Reiz, den Hörer durch seine Rede fesseln."

„Wunderbar!" — rief Varnhagen.

Floret lächelte, dann sagte er:

„Wissen Sie was in dieser Beziehung Wilhelm von Humboldt jüngst geschah?"

„Nun?"

„Humboldt war bei Schlabrendorf. Als der preußische Minister ging, leuchtete ihm unser Sonderling zur Treppe; dort blieb er mit dem Lichte in der Hand, in tiefes Gespräch versunken mit Humboldt stehen und beide standen noch an derselben Stelle, als der Tag zu grauen anfing."*)

„Köstlich!" — rief Varnhagen. — „Ein Original, wie ich noch kein zweites gesehen. Aus dem allen aber geht hervor, daß die Sonderbarkeiten seiner Erscheinung kein äußerliches, gesuchtes Wesen sind. —

„O nein!" — entgegnete Chamisso. — „Seine Eigen-

---

*) Thatsache. Varnhagen v. Ense „Denkwürdigkeiten." I. 153.

thümlichkeiten sind nur krankhafte Auswüchse einer sonst kerngesunden Seele. In Sprachen, Wissenschaften und Kunst ist er sehr gebildet. Dabei beseelt ihn ein reger Trieb zum Forschen, während ihn sein unendlich gutes Herz zum Beförderer alles Guten, zum Beschützer aller Armen macht."

„Seine Wohlthätigkeit kennt, im Sinne des Wortes, keine Grenzen!" — fiel hier Hofrath von Floret ein. — „Da er für sich fast gar nichts braucht, verwendet er seine bedeutenden Einkünfte, meist ganz im Stillen, zu wohlthätigen Zwecken."

„So ist er in der That eine lebendige Armenanstalt" — sagte Chamisso — „und namentlich der in der Fremde angestellte Großalmosenier aller deutschen Landsleute. Und, was mehr sagen will" — setzte Chamisso etwas leiser hinzu — „er ist ein freier stolzer Charakter, der gar kein Hehl daraus macht, daß er Napoleon haßt."

„Dann wundert es mich, daß er der Verfolgung des Machthabers entgeht?" — sagte Varnhagen ebenfalls mit gedämpfter Stimme.

„Er mag es seiner Zurückgezogenheit und der Sonderbarkeit seiner Lebensweise danken, die für ihn das Zeugniß politischer Unschädlichkeit ablegt!" — versetzte Herr von Floret.

„Und doch ist er" — flüsterte Chamisso dicht an Varnhagens Ohr — „der anonyme Verfasser der famösen Bro-

schüre: Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate."

„Vorsicht, meine Herrn!" — lispelte Hofrath von Floret. — „Die Gesandten der Staaten des Rheinbundes!"

Die Gesandten Bayerns und Würtembergs schritten, umschwärmt von französischen Diplomaten und Cavalieren vorüber. Die Fürstin Esterhazy folgte mit der Gräfin Neipperg. An sie schlossen sich die Grafen Wallmoden, Bentheim, Sternberg und Paar, Graf von Coudenhoven und die zwei Grafen Sickingen mit einer Reihe reizender Damen. Gleich darauf ließ sich wieder die sonderbare Gestalt des Grafen Schlabrendorf sehen. Chamisso hatte sich in der Menge, die sich nach dem Concertsaale schob, verloren; Hofrath von Floret stellte Varnhagen von Ense dem alten Sonderling vor.

Da das Zimmer in welchem sie sich befanden leer geworden war, ließ sich der alte Herr um so ungenirter gehen. Der junge österreichische Officier gefiel ihm augenscheinlich. Schlabrendorf prieß die Jugend glücklich, die noch so viel zu erstreben vor sich habe, kam dann scherzend und mit wirklich liebenswürdiger Weise auf sein Alter und seine grauen Haare zu sprechen und sagte plötzlich: „Wissen Sie denn auch, mein Herr, wie ich in einer einzigen Nacht zu den grauen Haaren kam?"

Varnhagen verneinte.

„Nun denn!" — rief Schlabrendorf — „wenn Sie gerade an dem französischen Gekrähe und Gedudel keinen

Gefallen haben, so lassen Sie sich die Sache von dem Hofrath erzählen. Sie ist psychologisch interessant genug. Ich würde es selbst thun, aber ich muß Alexander von Humboldt suchen, mit dem ich zu sprechen habe."

Und mit diesen Worten lief der sonderbare Mann suchend in den nächsten Saal.

„So kommen Sie!" — sagte Hofrath von Floret — „setzen wir uns einen Moment auf diese Fauteuils. Ich will dem Auftrage unseres Diogenes nachkommen; denn er hat Recht, die Geschichte ist wirklich merkwürdig!"

Beide ließen sich nieder und Floret begann:

„Sie können sich wohl denken, lieber Varnhagen, daß unser guter Schlabrendorf während der Zeit der Revolution und des Robespierre'schen Schreckenregimentes, wie jeder ausgezeichnete Mann, schon als Ausländer und Graf, besonders aber auch als Freund von Condorcet, Mercier und Brissot, den damaligen Gewalthabern verdächtig war."

„Und daß er deshalb in den Kerker wandern mußte!" — sagte Varnhagen.

„So war es!" — fuhr der Hofrath fort — „und unser guter Einsiedler der Rue Richelieu schmachtete achtzehn Monate in ihm, zuerst in der Conciergerie, nachher im Palast Luxemburg, Tag für Tag des Beils der Guillotine gewärtig."

„Schrecklicher Gedanke!" — rief Varnhagen. — „Es ist für den Mann ein Leichtes, dem Tode in der Schlacht

oder wo er uns sonst rasch und kräftig naht in das Auge zu sehen; aber achtzehn Monate Tag für Tag das Haupt unter der Guillotine . . . . . !"

„Man wird alles in der Welt gewöhnt!" — sagte der Hofrath — „warum nicht auch das tägliche Erwarten des Todes? In dem Gefängnisse fand die Gesprächigkeit unseres Freundes und seine Umgangsgüte reiche Nahrung. Er gab Rath, er leistete Hülfe aus seinen Geldmitteln, er setzte Vertheidigungsschriften — die allerdings stets vergeblich waren — für Mitgefangene auf, ja er unterrichtete die Lernbegierigen zum Nutzen und zur Unterhaltung in Sprach- und Sachkenntnissen. Aber der verhängnißvolle Tag rückte heran. Er mußte an denselben denken, und that dies, ohne daß es sein Gemüth erschütterte oder seine Ansichten wankend machte."

„Das ist Seelengröße!" — sagte hier Varnhagen von Ense. — „Alle Achtung vor Eurem Pariser Diogenes."

„Die er auch verdient!" — versetzte Hofrath von Floret fortfahrend: — „Als ihm der Tod auf dem Blutgerüste schon unvermeidlich erscheinen mußte, übergab er sein beträchtliches Vermögen, so weit es verfügbar war, in Wechseln seinem Freunde Oelsner, der noch auf freiem Fuße stand und ihn besuchen konnte, aber schon selbst bedacht sein mußte, durch Flucht die steigende Gefahr zu meiden. „„Nehmen Sie das Geld!"" — sagte ihm Schlabrendorf — und fliehen Sie, da Sie es noch können. Brauchen Sie es als das Ihre; sehen wir uns wieder, so geben Sie mir

zurück was noch da ist; werd' ich guillotinirt, so gehört es Ihnen ganz.''"

„Und Oelsner?"

„Er kam glücklich über die Grenze, und lebte eine zeitlang in Oberitalien verborgen, litt manche Noth und Bedrängniß, hungerte aber lieber, als daß er das Vermögen des Freundes angegriffen hätte, und lieferte es später Schlabrendorf unversehrt und mit Freuden aus."

„Schön! sehr schön! wie aber entging unser Diogenes dem so sicheren Tode?"

„Er entkam dem Henkerbeil wie durch ein Wunder!"

„Sie spannen meine Erwartung auf die Folter."

„Die Sache ist folgende: eines Morgens kam, wie gewöhnlich, der Karren des Henkers, um die für den Tag zur Hinrichtung bestimmten Personen abzuholen."

„O welch' eine Zeit!" — rief Varnhagen.

„Auch Schlabrendorf's Name wurde ausgerufen!" — fuhr Floret ruhig fort. — „Er machte sich ohne Widerrede und Klagen sofort auf, um seinem Schicksale zu folgen. Fassung und Gleichgültigkeit waren ja damals in solchem Falle ganz allgemein, ihm aber vorzüglich eigen."

„Weiter! weiter!" — rief Varnhagen gespannt.

„Angekleidet war er bald," — fuhr der Hofrath fort — „nur seine Stiefeln fehlten; er suchte sie, suchte sie mit allem Eifer, selbst der Kerkermeister half suchen, allein ver-

gebens, sie waren gestohlen, vertauscht oder in irgend einen Winkel gestellt, . , . . . genug . . . . sie fanden sich nicht. Voll Verdruß sagte Schlabrendorf nach vielem Bemühen zum Kerkermeister: „„„Nun, ohne Stiefeln kann ich doch nicht fort, das sehen Sie gewiß ein. Wissen Sie was, ... nehmen Sie mich morgen statt heute, es kommt ja auf den einen Tag nicht an!""" Der Kerkermeister nickte. Vierundzwanzig Stunden Aufschub war ja kein Gewinn und der Karren ohnehin gepfropft voll. Einen Kopf mehr oder weniger bemerkte man in damaliger Zeit kaum. Der Henker fuhr also mit seinen Schlachtopfern ab und unser Freund blieb zurück. Am anderen Morgen erneute sich die Abholung; der Versäumte, jetzt mit Stiefeln versehen, war, gleich den Gerufenen dieses Tages, ganz bereit zur traurigen Fahrt; aber siehe da! . . . . . . sein Name kam nicht vor; auch den dritten und vierten Tag nicht . . . . . . überhaupt nicht mehr! Sehr natürlich, er war mit der Liste des ersten Tages abgethan. Die blutigen Gewalthaber glaubten den Grafen Schlabrendorf längst unter den Guilliotinirten. Die Versäumniß kümmerte Niemand, man hatte für jeden kommenden Tag noch Vorrath an Köpfen genug. So blieb unser Diogenes als ein vergessener Mann im Kerker, bis der Sturz Robespierres, gleich manchen Anderen, auch ihm die Freiheit endlich wieder brachte. Aber Eines war an ihm geschehen. Obgleich er die Nacht vor dem erwarteten zweiten Aufrufe mit der größten Geistesgegenwart und Ruhe zugebracht hatte . . . .

HauptHaar und Bart waren in dieser einen Nacht völlig weiß geworden."

Der Hofrath schwieg; in demselben Augenblicke aber öffnete sich die Flügelthüre des Hauptsalons und der Kammerdiener rief: „Freiherr Alexander von Humboldt!"

Der große Reisende.

Humboldt! — Alexander von Humboldt!...... Varnhagens Herz erbebte: er hatte schon so viel von dem großen Reisenden, dem ausgezeichneten Naturforscher, der jetzt in Paris lebte und mit der Ausarbeitung des Riesenwerkes: „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau Continent"*) beschäftigt war, gehört und gelesen, daß er keinen höheren Wunsch hegte, als diesen berühmten Mann kennen zu lernen.

Hier freilich, in den Metternich'schen Sälen, schien Alexander von Humboldt nur wie ein angestauntes Meteor an ihm vorüberschweben zu sollen; denn kaum hatte sich derselbe gezeigt, als er auch von einer Masse hochgestellter oder hochberühmter Persönlichkeiten umgeben war.

Immerhin war der erste Eindruck, den Alexander von Humboldt auf Varnhagen machte, ein ungemein günstiger;

---

*) „Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents."

es war der: einer großen und warmen Menschlichkeit. Und doch lag auch wieder etwas Imponirendes in dieser Erscheinung. Die hohe, massive Stirne, hinter welcher so bedeutende Schätze des Wissens aufgespeichert lagen, gaben dem Gesichte des berühmten Mannes etwas von Natur Ehrfurchtgebietendes; aber dies Hohe, Gebietende, eher Würdevolle, ward zur Liebenswürdigkeit gemildert durch die klaren blauen Augen, die in der Ruhe und Heiterkeit eines Kindes strahlten, während der Ausdruck der Wahrheitsliebe und Offenheit, der in den Zügen lag, jeden Nähertretenden zwang, bei dem ersten Blicke Vertrauen zu ihm zu fassen und das Gefühl beibrachte, daß auch Humboldt Vertrauen schenken werde, wenn man dessen würdig sei. Die unter der Sonne der heißen Zonen gebräunte Gesichtsfarbe verlieh dabei der ganzen Erscheinung etwas Originelles, fremdartig Anziehendes.

Varnhagen gelang — es bei dem Hin- und Herwogen in und aus dem Concertsaale, und bei der Menge, die Alexander von Humboldt beständig ehrfurchtsvoll umkreiste — nur mit Mühe, diesem vorgestellt zu werden und einige der Namen zu nennen, die ihm ein nahes Recht auf Humboldts Bekanntschaft gaben. Es waren die Namen: Wildenow, Johannes von Müller, Hofräthin Herz und Rahel Levin.*)

Humboldt hörte mit liebenswürdiger Freundlichkeit zu;

*) Varnhagen von Enses „Denkwürdigkeiten." III. Theil 115.

bei Rahels Erwähnung aber zuckte es freudig in ihm auf. Es waren ja gar liebliche Erinnerungen, die wie ein Sonnenblick an seiner Seele vorübergingen.

„Und Sie kennen diese geistreiche Dame näher?“ — frug Humboldt.

„Fräulein Rahel Levin ist meine Verlobte!“ — entgegnete Varnhagen von Ense.

Humboldts Augen öffneten sich weit; in ihrem milden Blicke aber lag Ueberraschung und freudiges Staunen.

„Ei, mein Herr!“ — sagte er alsdann lebhaft angeregt — „da müssen wir uns näher kennen lernen. Diese Wahl Rahels ist für Sie die schönste Empfehlung die Sie mir bieten konnten. Es gibt in Berlin keinen Namen der mit Recht vielfältiger und bedeutender genannt wird, als Rahel. Führt doch auch mich sein lieber Klang in die schönsten Zeiten meiner Jugend und Kindheit zurück. Sie ist etwas Einziges, Unvergleichbares, dem sich alle Erscheinungen, die mit ihr in Berührung kommen, beugen und unterordnen müssen. Auch mich“ — fügte Humboldt milde lächelnd hinzu — „zählte dies wunderbare Wesen schon in zarter Kindheit zu seinen enthusiastischsten Verehrern; und das liebe Haus in der Jägerstraße, der Seehandlung schräge gegenüber, hat mich, wenn ich in der letzten Zeit in Berlin war, oft genug und für mich doch zu wenig gesehen.“

„Ja!“ — sagte Varnhagen in schönem Erglühen — „ich bin glücklich einem Wesen so nahe zu stehen, dessen

Herz so edel ist, dessen Geist so reich und eigenthümlich sprudelt. In ihrer Nähe sieht alles anders aus, wie gewöhnlich, leuchtet und schattet, erregt und begütigt alles anders. Was mir aber Rahel besonders theuer macht, ist: daß ich in ihrer Gegenwart das volle Gefühl habe, einen ächten Menschen, dies herrliche Gottesgeschöpf in seinem reinsten und vollständigsten Typus vor Augen zu haben, überall Natur und Geist im frischen Wechselhauche."

„Das ist ein Lob, wie ich es liebe!" — sagte Humboldt freundlich — „und ein verdientes dazu. Rahel ist überall organisches Gebild, zuckende Faser, mitlebender Zusammenhang für die ganze Natur, überall originale und naive Geistes- und Sinnesäußerung, großartig durch Unschuld und durch Klugheit, und dabei in Worten wie in Handlungen die rascheste, gewandteste, zutreffendste Gegenwart."

„Und dies alles durchwärmt von der reinsten Güte," — setzte Varnhagen hinzu — „der schönsten, stets regen und thätigen Menschenliebe, der lebhaftesten Theilnahme für fremdes Wohl und Weh!"

„Ich wünsche Ihnen Glück zu dieser Verbindung!" — versetzte Humboldt. — „Wenn Sie mich besuchen, wollen wir uns einige schöne Stunden durch lebendige Erinnerung an die gemeinsame Freundin schaffen."

In diesem Augenblicke trat Metternich mit dem preußischen Minister, Wilhelm von Humboldt, heran. Alexander grüßte Varnhagen freundlich und dieser zog sich mit dem Hofrath zurück; aber er war so freudig von dem ersten

Zusammentreffen mit Humboldt bewegt, daß er nicht einmal seinen Freund Chamisso gewahrte, der eben, in ein lebhaftes und wie es schien fast zärtliches Gespräch mit der reizenden Fürstin von der Leyen vertieft, zur Seite dieser jungen Dame an ihm vorüberkam. Ohne dies schöne Pärchen zu bemerken, sagte Varnhagen daher zu Floret gewandt:

„Sagen Sie mir doch, lieber Hofrath, wo ist denn jetzt Bonpland?"

„Wo Bonpland ist?" — wiederholte Floret. — „Hm, man spricht nicht gerne davon."

„Im Vertrauen!"

Hofrath von Floret blickte sich um, ob man nicht von allzuvielen und allzufeinen Ohren umgeben sei. Der Moment war günstig; er neigte sich also zu dem Freunde und flüsterte: — „Er ist Arzt der armen verbannten Kaiserin Josephine und Intendant der Gärten von Malmaison."

„Aber, mein Gott! . . . . ."

„Kennen Sie überhaupt das Schicksal der beiden berühmten Männer seit der Orinoco-Reise?"

„Leider nur oberflächlich; wenn Sie genauer damit vertraut sind und ich Sie nicht belästige, möchte ich Sie um die Mittheilung desselben bitten."

„Sehr gern!" — entgegnete Hofrath Floret.

Ein Diener trat heran, auf silbernem Präsentirteller Erfrischungen darbietend. Floret winkte ihm in eine Nische, ließ das Dargebotene auf ein Marmortischchen nieder-

setzen, und nahm dann selbst mit Varnhagen von Ense Platz. So waren beide Freunde ziemlich isolirt und doch bewegte sich nahe bei ihnen die ewig wechselnde Menge blühender und blitzender Mädchen- und Frauengestalten, strahlender Uniformen und besternter Hofherrn an ihnen vorüber. Fern aus dem Concertsaale flogen, wie aufgescheuchte Schmetterlinge, einzelne Töne zu ihnen herüber; aber Varnhagen hörte sie nicht: er hatte sein ganzes Interesse den Schicksalen Humboldt's und Bonpland's zugewandt.

„Ich habe seiner Zeit" — sagte er jetzt — „manches von Humboldt's und Bonpland's Reise am Orinoco, Meda, Atabapo, Rio-Negro und Cassiquiare erfahren. Beide wurden nach derselben, so viel ich weiß, in Angostura krank?"

„So ist es!" — sagte Floret — „und da ich mit Herrn von Humboldt näher in Berührung stehe, und er mir manches mitgetheilt hat, so freut es mich, Ihnen hier einiges Weitere berichten zu können. Sie müssen ohnehin au fait sein, wenn Sie Humboldt nächstens besuchen."

„Ich bin Ihnen voraus dankbar" — sagte Varnhagen und schüttelte des Hofraths Hand.

„Sie wissen also" — hub Floret an — „daß beide Männer damals in Angostura krank wurden. Während Humboldt die Krankheit besser und schneller überstand, schwebte das Leben seines Reisegefährten Wochen lang in Gefahr. Einen Monat lang dauerte dieser gezwungene

Aufenthalt, dann traten sie die neubeschlossene Reise nach Cumana an, von wo sie zu Schiffe nach Cuba gehen wollten. Ihr weiterer Weg von dort sollte nach Mexico und den philippinischen Inseln sich richten, und über Bussera nach Aleppo die Rückkehr nach Europa genommen werden. Bonpland feierte damals in Cumana seine Vermählung mit einer kleinen Zambo, die er innig liebte."

„Es ist mir" — fiel hier Varnhagen ein — „als ob ich davon gehört hätte. So viel ich aber weiß, wurde ihm sein kleines Weibchen bald nach der Hochzeit wieder entführt?"

„So ist es! Vierzehn Tage darauf war sie verschwunden, und sichere Spuren deuteten auf eine gewaltsame Entführung."

„Und fand er sie nicht wieder?"

„Nein! aber noch heute soll sein Herz an ihr hängen. Fortwährend steht Bonpland mit dem Statthalter in Cumana in Correspondenz, noch immer der Nachricht gewärtig, daß sein geliebtes Weib wieder aufgefunden sei: ja er würde, hielt ihn Napoleon nicht in Frankreich zurück, schon längst wieder nach der neuen Welt geeilt sein." *)

„Aber wurden nicht auch Humboldt's Pläne wunderbar durchkreuzt?"

„Allerdings! Humboldt wollte eben nach Veracruz ab-

*) Bonpland that es, als die unglückliche Kaiserin Josephine in seinen Armen verschieden war. Weiteres später.

reisen, da kam ihm eine Nachricht zu, die seinen ganzen Plan änderte. Nordamerikanische Blätter meldeten, daß die französische Expedition unter Capitain Baudin — welche Humboldt ursprünglich begleiten sollte — nun doch abgegangen sei, daß sie das Cap Horn umschiffen und dann Peru und Chili besuchen werde. Seinem an Baudin gegebenen Versprechen treu, brach er daher auf, zu dem Capitain zu stoßen. Er schrieb an ihn ...... aber ...... er erhielt keine Antwort und traf auch Baudin nicht."

„Und warum?"

„Weil die Zeitungsnachrichten irrig gewesen waren und Baudin einen ganz anderen Weg eingeschlagen hatte; er war statt um das Cap Horn zu schiffen und nach Lima zu gehen, wo ihn Humboldt treffen wollte, um das Cap de bonne espérance nach Australien gegangen." *)

„Und wo erfuhr Humboldt diese unangenehme Berichtigung?"

„In Quito! Aber bis dahin selbst war es ein weiter Weg, der den fleißigen Forschern, den unermüdlichen Reisenden viel Wichtiges darbot. Sie hatten sich entschlossen, auf dem Magdalenenstrome bis zum Orte Honda zu

---

*) Alexander von Humboldt schrieb diesen Brief an Baudin den 12. April 1801 und erhielt ihn im Dezember 1846 zurück. Er wár also fünfundvierzig Jahre unterweges und liegen geblieben. Der Brief selbst findet sich in: „Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense." S. 228.

fahren, und von da auf Mauleseln den Weg nach Santa Fe de Bogota fortzusetzen. Die Reise dauerte fünfunddreißig Tage, bis zum September verweilten sie dann in Bogota, dessen Umgebungen den Reisenden großartigen Stoff zu Forschungen aller Art darboten. Von Bogota gingen sie über den Paß der Anden von Quindiu nach Popayan, und erreichten endlich, nach viermonatlicher Reise und den unbeschreiblichsten Anstrengungen, am 6. Januar 1802 Quito. Neun Monate lang verweilten die Reisenden nun an diesem Orte, dessen vorzügliches Klima ihre angegriffene Gesundheit wieder herstellte. Humboldt besuchte von hier aus den Krater des Vulkans Pichincha, die Schneekuppen des Antisana, des Cotopaxi, des Tunguragua, und am 23. Juni bestieg er mit Bonpland und einem jungen Manne, Namens Montufor, der seit längerer Zeit sein Begleiter war, den Chimborazo bis zu einer Höhe von 18,216 Fuß, eine Höhe, die bis dahin noch nicht erreicht worden war."

„Welche erstaunenswerthe Ausdauer!" — rief hier Varnhagen von Ense. — „Welch' eine Bereicherung des Wissens. Und wie anspruchslos dieser Mann vor uns steht, wenn wir Pygmäen ihn begrüßen."

„Und beweist diese Anspruchslosigkeit nicht gerade seine wahre Größe?" — sagte Hofrath Floret. — „Nicht sich selbst und seine Persönlichkeit stellt ein wahrhaft großer Mann in den Vordergrund; . . . . . nein! er vergißt sich selbst über seinem Streben, und bedeutungsvoll ist ihm

nur sein Ziel: die Hebung der Menschheit, die Bereicherung der Wissenschaft!“

„Und was that nun Humboldt?“ — frug Varnhagen begierig.

„Er entschloß sich, auf dem Amazonenstrom eine große Fahrt zu unternehmen und nach Lima zu gehen, um daselbst den Durchgang des Planeten Merkur durch die Sonnenscheibe beobachten zu können. Ihr Weg führte die Reisenden durch die Schneegefilde von Assuay und Cuenca nach Loxa, von da nach dem Amazonenstrom, welchen sie bis zu den Wasserfällen von Retama befuhren. Dann überstiegen sie die Anden zum fünften Male, kehrten nach Peru zurück, wo sie unter anderm die Silberbergwerke von Hualguayok und die heißen Quellen von Caxamarca besuchten; gingen über die westlichen Cordilleren der Andenkette nach Truxillo zurück, und erreichten endlich die Hauptstadt von Peru, Lima. Hier verweilten sie mehrere Monate, welche von den umfangreichsten Forschungen angefüllt waren. Im Januar 1803 gingen dann beide Reisenden nach Guayaquil unter Segel. Nach einer Fahrt von dreißig Tagen kamen sie in Acapulco an, sie waren somit in Mexico, dem Lande ihrer Sehnsucht, angekommen. Von Mexico aus wurde nun in der zweiten Hälfte des Jahres 1803 der nördliche Theil des Landes besucht; im folgenden Jahre schifften sie sich in Veracruz nach der Havannah ein, um ihre im Jahre 1800 dort zurückgelassenen Sammlungen

in Empfang zu nehmen. Noch sahen sie dann Nordamerika und landeten im August 1804 in Bordeaux."

„Welch' eine Reise!" — rief hier Varnhagen.

„Die ganze, auf seine Kosten bestrittene, mit so vielen Schwierigkeiten verbundene Reise in Südamerika, der Südsee, Mexico, den Antillen und Nordamerika hat fünf Jahre zwei Monate gedauert und repräsentirt einen Weg von 9000 Meilen."

„Himmel!" — rief Varnhagen. — „Welcher Heroismus, welche Ausdauer und welche Selbstaufopferung! Und Herr von Humboldt ist jetzt mit der Herausgabe dieser Reise und deren wissenschaftlichen Ergebnissen beschäftigt?"

„Es gibt ein großartiges, gewaltiges Werk!" — sagte Hofrath von Floret — „über das die Welt staunen wird. Sein Titel ist: „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau Continent, par A. de Humboldt et A. Bonpland;" damit verbunden wird ein: „Atlas géographique et physique" und eine Sammlung pittoresker Zeichnungen. Humboldt selbst wird Ihnen diese vorlegen, sobald Sie ihn besuchen und erst etwas vertrauter mit ihm sind."*)

„Ich freue mich wie ein Kind darauf!" — sagte hier Varnhagen. —

---

*) Genaueres über dies Riesenwerk und seine später noch erschienenen Einzelnheiten: in Klenke's „A. v. H." 98 u. f. Humboldt-Buch I. 32. 33. 67—69.

„Aber können Sie mir, lieber Hofrath, vielleicht auch noch etwas weiteres über Humboldts Schicksale seit seiner Ankunft in Bordeaux mittheilen? Sie müssen mir meine zudringlichen Fragen verzeihen. Aber ich kann nun einmal diesem Helden der Wissenschaft, der sein Leben so oft für diese der Gefahr unter allen Formen preisgegeben hat, meinen innigsten Antheil, meine glühendste Verehrung nicht versagen. Wahrlich, es müssen Gedanken und Empfindungen eines Gottes in dem Herzen dieses Mannes gewohnt haben, als er, ein siegreicherer und größerer Eroberer denn alle, die man bisher so genannt, den ersten Fuß wieder auf europäische Erde setzte — — —“

„Sie mögen Recht haben!“ — versetzte der Hofrath. — „Aber er sollte auch die Freude haben, ein theueres Glied seiner Familie, die Frau seines Bruders Wilhelm, früher wieder zu sehen, als er es hoffen durfte. Wilhelm von Humboldt lebte damals als preußischer Ministerresident in Rom, und erhielt am 28. März 1804 einen Brief seines Bruders Alexander, von der Havannah datirt, worin derselbe ihm seine baldige Rückkehr nach Europa ankündigte. Gleich nachher indeß hatte sich die Nachricht verbreitet, Alexander von Humboldt sei kurz vor seiner Einschiffung am gelben Fieber gestorben. Diese, allerdings unbestätigte Nachricht hatte die Familie Humboldt in Rom in die größte Bestürzung und Trauer versetzt, und Frau von Humboldt, welche im Mai einen Besuch in Weimar gemacht hatte, eilte nach Paris, von der Hoffnung noch immer

beseelt, den geliebten und hochverehrten Schwager glücklich zurückkehren zu sehen."

„Wie freudig wird sie da seine Ankunft überrascht haben."

„Das können Sie sich denken."

„Aber sagen Sie mir, lieber Hofrath, warum wählte nun Humboldt, dieser durch und durch deutsche Mann, Paris zu seinem Aufenthalte? Warum läßt er sein Werk in französischer Sprache erscheinen?"

„Das ist sehr einfach!" — entgegnete Floret. — „Denken Sie nur an die Verhältnisse, die damals in Berlin herrschten. Und dann: keine Stadt der Welt konnte ihm ja das bieten, was Paris in der That bot. Wirkt hier nicht die Akademie Frankreichs? — Leben hier nicht seine berühmten Freunde: Arago, Gay-Lüssac und andere wissenschaftliche Notabilitäten wie Cuvier und Laplace, in deren Gemeinschaft nun ein Leben und Streben, ein Forschen und Finden begann, wie es die Welt noch nicht gesehen und schwerlich wiedersehen wird? — Dazu aber kam alsdann auch noch die Nothwendigkeit, mit Bonpland die mitgebrachten Sammlungen zu ordnen, und endlich die Herausgabe des schon genannten Riesenwerkes. Die aber, sollte es Gemeingut aller Nationen werden, durfte nur in der Sprache erscheinen, die als die allgemein verbindende zwischen allen civilisirten Nationen zu betrachten ist."

„Da haben Sie recht!" — sagte Varnhagen. — „Und

doch wäre ich als Deutscher stolz darauf gewesen, gerade dies Werk deutsch zu schreiben."

Der Hofrath lächelte.

„Sie vergessen, mein Bester," — sagte er dann — „daß der Plan zu diesem Werke so großartig gegriffen ist, daß ihn Humboldt nicht allein durchführen kann, und seine sämmtlichen Mitarbeiter dabei Franzosen sind."

„Nun!" — rief Varnhagen — „ich achte die Gründe des großen Mannes. Aber brachte Humboldt nicht auch eine Zeit in Rom hin?"

„Allerdings! Im Frühlinge des folgenden Jahres eilte er nach Italien zu seinem Bruder. Noch jetzt erzählt er mit Begeisterung von dem zauberhaften Kreise, den er in dem schönen Albano, dem Sommeraufenthalte der vornehmen Römer, verlebte. Fand er doch hier Thorwalsen, Rauch und Tieck. Und dann die beiden Brüder selbst: zwei so große Männer, eben so sehr durch die Größe ihres Geistes, wie durch die engsten Bande des Blutes einander verwandt, ... mußten ihnen nicht diese Vereinigung zu einem unbeschreiblichen Glück werden. Dazu kam, daß sich auch Leopold von Buch und Gay-Lüssac einfanden, mit welchen Alexander von Humboldt den Vesuv bestieg."

„Die Jahre 1806 und 1807 brachte unser Freund aber in Berlin zu!" — sagte hier Varnhagen. — „Das weiß ich von meiner Verlobten, die ihn damals oft sah. Auch

schrieb er damals sein vortreffliches deutsches Werk, die „Ansichten der Natur.“

„Und nun haben wir ihn wieder hier!“ — sagte Hofrath von Floret — „in voller Thätigkeit an seinem Riesenwerk.“ *)

In diesem Augenblick erschallte die Einladung zu dem Souper. — — — —

---

*) Die Materialien dazu waren so umfangreich, daß er, um die einzelnen Theile in möglichster Vollendung ediren zu können, sich mit anderen bedeutenden Männern der Wissenschaft in Verbindung setzte, welche mit großem Eifer die Bearbeitung und Herausgabe der einzelnen Theile übernahmen. Dieses Werk ist unzweifelhaft das großartigste, welches jemals durch die Buchdruckerkunst und die ihr verwandten artistischen Gewerbe erzeugt worden ist — ein Exemplar der Folio-Ausgabe kostet gegen 3000 Thaler; Druck, Papier und Herstellung der artistischen Beilagen dieses Werkes haben beinahe 300,000 Thaler gekostet. Und natürlich ist nicht die äußere Ausstattung, der äußere Umfang das Bedeutendste und Beachtenswertheste, sondern der wissenschaftliche Werth dieses Werkes übertrifft Alles, was jemals von naturwissenschaftlichen Werken in solcher Weise geleistet wurde. Die größten Naturhistoriker der neueren Zeit haben mit Humboldt daran gearbeitet, sie betrachteten es sowohl als ein Glück, wie als eine Verpflichtung gegen die Wissenschaft und ihren großen Jünger, bei der Herausgabe sich mit allen ihnen zu Gebote stehenden geistigen Kräften zu betheiligen.

Wir wollen versuchen, in Umrissen ein Bild von diesem großen Werke zu zeichnen. Das große Werk führt also, wie schon oft erwähnt, den Titel: „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent par A. de Humboldt et A. Bonpland.“ Hiervon sind zwei Ausgaben erschienen, eine in drei Bänden in Folio und zwölf Bänden in Quartformat; die andere in dreiundzwanzig Octavbänden. Dazu gehört ein geographisch-physikalischer Atlas und eine Sammlung Zeichnungen.

Der eigentliche Reisebericht „Relation historique etc." füllt vier Quartbände. Die beiden speciellen Werke über Mexico und Cuba, jedes zwei Bände stark, heißen: „Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne" und „Essai politique sur l'isle de Cuba." Ein anderes in zwei Foliobänden erschienenes Werk heißt: „Vues des Cordillères et monumens des peuples indigènes de l'Amérique."

Das Gebiet der Zoologie in Bezug auf die auf der Reise gemachten Erfahrungen und Forschungen wurde erschöpft in dem Werke: „Recueil d'observations de Zoologie et d'Anatomie comparées, faites dans un voyage aux Tropiques," an dem sich Cuvier und Latreille hauptsächlich betheiligten.

Das Gebiet der Botanik hatte Bonpland besonders für sich genommen, er schrieb unter Anderm die Werke: „Plantes equinoxiales au Mexique, dans l'isle de Cuba, dans les provinces de Caracas, Cumana etc." und „Monographie des Rhexia et des Melasthomes."

Der Botaniker Professor Kunth in Berlin bearbeitete gleichfalls von Humboldt ihm übergebenes Material; es erschienen die Werke: „Famille des Mimosacées et autres plantes légumineuses"; „Graminées rares de l'Amérique équinoxiale"; „Nova genera et species plantarum."

Unter Oltmanns Beihülfe erschien ein Werk in zwei Bänden, „Observations astronomiques"; ferner von Leonhardt deutsch bearbeitet: „Essai sur le gisement des roches dans les deux hémisphères", eine vergleichende Darstellung der geologischen Erdbildungen der alten und neuen Welt. Ferner sind hier noch anzuführen die Werke: „Tableau physique des régions équinoxiales" und „Sur les lignes isothermes."

Das Souper.

Der Einladung, sich in den großen Speisesaal zu verfügen, wurde von allen Anwesenden gerne genügt — Metternichs Küche und Keller genossen beide schon damals einen europäischen Ruf — und wer, wie Humboldt und so manch Anderer, nicht als Gourmand mit strahlenden Augen folgte, der freute sich doch auf das Souper, weil er wußte, daß es hier für den ganzen Abend am gemüthlichsten herging.

Metternich war nicht Staatsmann allein, er war auch ein vortrefflicher Wirth; ja in der Art und Weise seiner Bewirthung, wie er sich dabei benahm, wie er die Gäste zusammensetzte, auszeichnete oder vernachlässigte, lag ein Stückchen seiner Staatskunst selbst.

War heute etwas derart im Spiel? wer wußte es? Jedenfalls betraf es alsdann nur Einzelne Hochgestellte; die überwiegende Mehrzahl der Gäste überließ sich unbedingt dem Vergnügen, dem momentanen Genuß oder auch

dem Schicksal jener Alles durchlebt habenden Blasirtheit ...... jener entsetzlichen Leere und Langenweile, die die traurige Mitgabe der vornehmen Welt ist.

Jetzt eben strömte man durch die vielen verschiedenen Thüren aus den Nebensälen in den Hauptspeisesaal ein. Da Metternich als Gast des Kaisers hier wohnte, begrüßte denn auch eine wahrhaft kaiserliche Pracht die Eintretenden.

Das war ein Funkeln und Blitzen, ein Strahlen und Farbenwerfen der Kronleuchter, der Krystalle, der Gold- und Silbergefäße, der Tafelaufsätze und Prachtgeschirre, daß es die Augen in der That blendete. Und dem Strahlenmeere, das von hier ausging, wogte nun von allen Seiten neuer Glanz entgegen: von den Diademen und dem Schmucke der Damen, von den in Brillanten funkelnden Ordenssternen und den in Gold strotzenden Hofkleidern und Uniformen.

Und doch nicht Alle bemerkten diesen Glanz! Die reizende junge Fürstin von der Leyen trug ein Diadem von Smaragden, das an Schönheit und Kostbarkeit seines Gleichen suchte. Es blitzte und flammte wie eine Krone auf ihrer blendend weißen Stirne ..... und doch sah ihr Cavalier, Herr von Chamisso, dieses Diadem nicht; wohl aber schien der Glanz, der aus den wundervollen Augen der jungen Fürstin strahlte, ihn zu entzücken, wenn er auch diese innere Wallung, der Umgebung wegen, mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht niederkämpfte.

Nicht Alle bemerkten diesen äußeren Glanz! Eine der schönsten jetzt in Paris lebenden Frauen, die Fürstin Pauline von Schwarzenberg — wenn auch Mutter von acht Kindern und mit dem neunten gesegnet — glänzte wie eine Königin; ... ihr Gatte, Fürst Joseph Schwarzenberg sah es nicht. Aber seine Blicke hingen, während er die Fürstin zur Tafel führte, mit dem Ausdruck des Entzückens an den lieben Zügen seines vortrefflichen Weibes. Schwerlich konnte ja die Hauptstadt Frankreichs ein Paar aufweisen, das in einer glücklicheren und beseligenderen Ehe gelebt hätte.

Nicht Alle bemerkten diesen äußeren Glanz! Alexander und Wilhelm von Humboldt, die eben Arm in Arm herantraten, beachteten ihn nicht. Sie waren glücklich in ihrer Bruderliebe, glücklich in dem geistigen Leben, das von dem Einen zu dem Anderen herüber und hinüber fluthete.

O! sie waren ja noch immer die alten Dioskuren; aber noch fester und durchgeistigter war das Band geworden, das sie jetzt umschlang. Alexander hatte seiner Zeit seine „Ansichten der Natur" dem Bruder so recht als eine Gabe der Liebe dargebracht, und dieser ihm dafür ein herrliches Gedicht geweiht. Jetzt nahm Wilhelm natürlich den innigsten Antheil an dem Erscheinen des großen Reisewerkes und an Alexanders Leben und Treiben in Paris.

So hatte sich denn auch ihr Gespräch gerade jetzt auf die großen und berühmten Männer gerichtet mit welchen der ältere Bruder in so schöne geistige Wechselwirkung ge-

treten war. Wilhelm beneidete ihn um diesen so genußreichen und bildenden Umgang: Gay-Lüssac, Arago, Laplace, Cuvier ..... was waren dies Alles für Namen!

Manche dieser Männer kannte Wilhelm von Humboldt schon persönlich, andere nicht. So war ihm Arago noch ziemlich fremd. Die an Alexander gerichtete Frage: Was er von Arago halte und was dieser ihm sei? lag daher nahe genug.

„Du fragst mich, was ich von Arago halte und was er mir ist?" — versetzte Alexander, und seine Züge voll Güte und Milde nahmen den Ausdruck jener innigen Wärme an, die Liebe und hohe Achtung einigt. — „Arago, eifrig nach Entdeckungen strebend und zugleich vorsichtig in den Folgerungen, welche über die Tragweite vereinzelter Resultate hinausgehen, liebt es vorzüglich, neue Wege anzugeben, auf dem man sich dem Ziele mehr und mehr nähere und so die Identität der Ursachen scheinbar verschiedenartiger Phänomene erkennen kann. Die Thätigkeit der Naturkräfte, welche sich beim Lichte, bei der Wärme, dem Magnetismus und der Elektricität ebensowohl, als im Spiele der chemischen Verbindungen und Zersetzungen offenbart, gehört in die Reihe der geheimnißvollen Processe, über welche die glänzenden Entdeckungen unserer Zeit eine unerwartete Helligkeit verbreitet haben. Im Bereiche dieser ruhmwürdigen Eroberungen nun nimmt Arago eine der ersten Stellen unter den großen Physikern unserer Zeit ein. Steigt man dabei von der durch ihn befolgten Methode auf

zu den mächtigen Geisteskräften, die in ihm thätig sind, so kann uns deren Umfang nur Ehrfurcht und Erstaunen einflößen. Das Merkwürdigste an ihm ist dabei, daß er, während er für die Gelehrten die Grenzen des Wissens hinausrückt, anderseits die wunderbare Kunst besitzt, die erworbenen Kenntnisse um sich her zu verbreiten. So fehlt ihm keine Art des Einflusses, und die Autorität seines Namens steht seiner Popularität nicht nach!" *)

„Und dabei ist gewiß die Anmuth seiner Sitten und der Reiz seiner Ausdrucksweise nicht zu übersehen!" — fiel der Minister-Resident ein.

„Und" — sagte Alexander bedeutungsvoll — „das Wohlwollen seines Charakters. Was aber den Reiz der Ausdrucksweise betrifft, von dem Du eben sprachst, so glänzt neben dieser die Sorgfalt, welche er auf die Ermittelung der Thatsachen verwendet, die Unpartheilichkeit seines Urtheils, die Klarheit der wissenschaftlichen Auseinandersetzung, und endlich die Wärme, welche mit der Größe des Gegenstandes gleichmäßig wächst."

Alexander selbst glühte jetzt und seine blauen Augen leuchteten in wunderbarem Glanze. Wilhelm sah den Bruder mit Freude und Staunen an: wie schön stand es doch diesem großen Manne, so anerkennend von einer anderen Größe zu sprechen. Da war kein Fünkchen Neid, wie so oft in kleinen Seelen und . . . . . selbst bei anderen

---

*) A. v. Humboldt's eigene Worte.

hervorragenden Männern,..... nur Anerkennung, Freundschaft und warme Begeisterung für fremdes Verdienst. Wilhelm hätte den Bruder umarmen können. Er reichte ihm die Hand und drückte sie ihm innig. Alexander wußte in diesem Augenblick nicht woher diese Bewegung im Inneren seines Bruders kam,..... er gewahrte sie gar nicht, denn er dachte nur an den Freund, von welchem eben die Rede war. „Die Anzahl und die Mannigfaltigkeit der Arbeiten Arago's" — sagte er daher — „welche die Physik des Himmels und der Erde in gleicher Weise zum Gegenstande haben, werden eines Tages der Aufgabe, sein Leben zu erzählen, große Schwierigkeiten entgegenstellen."*)

In diesem Augenblicke trat Arago selbst heran, das Gespräch nahm eine andere Wendung;..... die Tafel war erreicht,...... man ließ sich auf den weichen und kostbaren Fauteuils nieder zu welchen die Ceremonienmeister die Gäste mit ausgesuchtester Artigkeit geleiteten.

Das Souper war köstlich! die Weine unübertrefflich, und wo nicht — nach des bereits verschwundenen Grafen Schlabrendorfs Ausspruch — gerade die „vornehmen und vergoldeten Strohköpfe" saßen, da flogen Witz- und Geistesfunken hin und her, oder es würzten heitere Gespräche das vortreffliche Mahl.

Graf Metternich überbot sich an Liebenswürdigkeit. Die beiden Fürsten Carl und Joseph Schwarzenberg, die

*) A. v. Humboldt's eigene Wort.

Fürstin Pauline Schwarzenberg, Fürst Esterhazy, Graf Zeppelin, der würtembergische Gesandte, mit seiner schönen und liebenswürdigen Gattin, Herr von Krusemark, der Gesandte Preußens, Talleyrand, die Herren und Damen de Montmorency, de Mortemart, d'Audenarde, Graf Fedor Goloffkin, die Fürstin von der Leyen, die Großmeister der Wissenschaften Alexander von Humboldt und Arago, der Minister von Humboldt, das ganze österreichische Gesandtschaftspersonal: die Herren von Floret, Tettenborn, Wratislaw, Böhm, ... sie alle und unter ihnen die Herren von Chamisso und Varnhagen von Ense bildeten eine Elite des Geistes, in deren Runde die angenehmste Heiterkeit herrschte. Die holdeste Zauberin dieses Kreises war aber auch hier die junge Fürstin von der Leyen, die alle übrigen Damen an Jugend, Schönheit und Witz überstrahlte. Chamisso sprach nur von ihr, als von einer Fee, und etwas feenhaft Bezauberndes hatte dies holde, so ganz mädchenhafte Wesen in der That. Sie war, ihrem ganzen Sein nach, ein Räthsel; aber eben in dem Räthselhaften ihres Wesens lag ihr hauptsächlichster Zauber. Lebendig und doch wieder zu Zeiten still und sinnig; ..... fern von aller Empfindsamkeit und allem überbildeten Wesen, naturwüchsig gerade und offen und doch von unendlich feinem Takt und einer überraschenden Tiefe der Empfindung; ...... reich an Wissen und doch so bescheiden, schlicht und naiv wie ein Kind ..... war ihre Erscheinung eine willkommene Erfrischung unter dem vielen eitlen Gezier

und Gethue, der meisten übrigen Damen, in einer Sphäre und in einer Stadt, wo Weiblichkeit und Unschuld bei der überwiegenden Menge zu abgetragenen Moden gehörten.

Ihre schlanke Gestalt, ihr elastischer Gang, das reine Oval ihres Gesichtes, die hohe, von rabenschwarzen Locken umflossene Stirne, der blendend weiße Teint, die kühn geschwungenen Brauen, die fein gebildete Nase, der kleine zierliche Mund, das unaussprechliche zarte, fast nur hingehauchte Roth ihrer Wangen — dieser göttliche Abglanz heiligen Mädchenthums — und doch wieder diese schwarzen Augen voll Gluth, Energie und Leidenschaft..... sie war, sie blieb ein Räthsel, eine Fee, eine Zauberin!.... Chamisso wußte dies nur zu gut!.... der ganze Kreis weit und breit um sie ward dies neuerdings gewahr. Die junge Fürstin scherzte, neckte sich mit Allen. Jetzt hatte sie mit Arago angebunden. Sie verrieth dabei ein überraschendes Vertrautsein mit des großen Gelehrten Schicksalen in Spanien und Algier. Eben gerade meinte sie: ob er sich auf der Heimreise vor den beiden Löwen nicht gefürchtet habe, die der Dey von Algier auf demselben Schiffe, auf dem er sich befand, an den Kaiser Napoleon gesandt.

Arago lächelte: — „Sie scheinen mich eben für keinen Helden zu halten!“ — sagte er dann.

„O warum nicht?“ — entgegnete die Fürstin. — „Wer in der Wissenschaft ein so kühner Eroberer ist....“

„Ist gewöhnlich ein Bücherheld, aber ein schlechter Soldat!“ — fiel Arago ein. — „Um indeß meinen kriege-

rischen Heldenmuth zu retten, will ich eine Thatsache aus meiner Jugend berichten."

„Schön!" — rief die Fürstin erfreut. — „Wir Alle sind ganz Ohr."

„In meinem siebten Jahre" — hub Arago an — „wohnten meine Eltern noch in Estagel im jetzigen Departement der östlichen Pyrenäen. Mein Vater, Licenciat der Rechte, hatte hier kleine Besitzungen: Ländereien, Weinberge und Olivenfelder, von deren Einkünften seine zahlreiche Familie lebte. Damals aber war Estagel ein Stationsort für die Truppentheile, welche, aus dem Inneren kommend, sich nach Perpignan begaben oder unmittelbar zu der Pyrenäen-Armee stießen. Deshalb war mein elterliches Haus denn auch fast ununterbrochen mit Officieren und Soldaten angefüllt, und dieser Umstand sowohl, als die lebhafte Aufregung, welche die spanische Invasion in mir hervorrief, hatten mir eine so große Vorliebe für den Krieg eingeflößt, daß die Meinigen mich genau bewachen mußten, um mein heimliches Einmischen unter die den Ort verlassenden Soldaten zu verhindern."

„Weil Sie mit denselben fortwollten?" — rief die Fürstin lächelnd.

„Freilich!" — sagte Arago. — „Oft geschah' es sogar, daß man mich, auf dem Marsche mit den Truppen, erst eine Stunde vom Orte, wieder einholte."

„Bei Gott!" — rief Metternich mit leichter Ironie — „Da entwickelte sich Ihr Heldensinn allerdings früh."

„O! warten Sie nur, Excellenz!“ — versetzte Arago heiter. — „Das ist noch gar nichts. Meine Hauptheldenthat kommt erst noch.“

„Ich staune!“ — rief die Fürstin von der Leyen mit einer so heiteren und naiven Komick, die Alle lächeln machte.

„Aber diese Heldenthat und meinen kriegerischen Sinn hätte ich beinahe büßen müssen.“

„Wie so?“ — frug Humboldt.

„Es war in der Nacht nach der Schlacht bei Peires-Tortes. Die geschlagenen spanischen Truppen kamen theilweise vom Wege ab. Ich war vor Tagesanbruch auf dem Dorfplatz und erblickte einen Brigadier mit fünf Reitern, welche beim Anblick des Freiheitsbaumes ausriefen: „Wir sind verloren!“ Rasch lief ich nach Hause, bewaffnete mich mit einer Lanze, die ein Soldat vom Landsturm zurückgelassen, und stieß — aus dem Hinterhalt einer Straßenecke — mit der Lanze, die ich als Kind von sieben Jahren kaum die Kraft zu führen hatte, nach dem Brigadier.“

„Beim Himmel, ein zweiter Achilles!“ — rief die Fürstin, indem sie mit ihren kleinen Händen Beifall klatschte.

„Arago neigte sich mit verbindlichem Lächeln, dann sagte er: — „Nur Schade, die Wunde war nicht gefährlich; aber eben sollte mich ein Säbelhieb über den Kopf meine kriegerische Kühnheit auf ewig büßen lassen, als glücklicher-

weise ein Haufe mit Gabeln bewaffneter Bauern zu Hülfe eilten, die Reiter von ihren Pferden warfen, gefangen nahmen und mich so befreiten."*)

„Und da waren Sie sieben Jahre alt?" — frug Metternich.

„Sieben Jahre!" — versicherte Arago lachend. — „Und nun will ich sehen, wer noch an meinem Heldensinn zweifelt!"

„Sie stehen in der vollsten Glorie des schönsten Heroismus!" — rief die Fürstin. — „Und Niemand wird es fernerhin wagen, Ihre Lorbeeren anzutasten."

„Aber nun muß ich Ihnen doch auch mittheilen," — sagte hier Arago — „auf welch' wunderbare Weise mich dieser jugendliche Drang nach der Laufbahn des Kriegers in jene des strengen Wissenschaftlers brachte."

„Allah ist groß und wunderbar sind seine Wege!" — rief die von der Leyn — „Lassen Sie hören, bester Freund!"

„Als nach mehreren Jahren" — hub Arago an — „mein Vater, der Schatzmeister bei der Münze geworden, nach Perpignan übersiedelte, folgte ihm natürlich die Familie. Ich kam nun in das städtische Gymnasium. Sechszehn Jahre alt, waren unsere classischen Autoren der Gegenstand meiner Lieblingslectüre. Da änderte ein seltsamer Umstand die Richtung meiner Gedanken."

„Und was brachte so Mächtiges und für die Welt und

*) Thatsache.

die Wissenschaft Glückliches hervor?" — frug Fürst Carl Schwarzenberg.

„Was?" — wiederholte Arago und ein freundliches Lächeln schwebte über seine durchgeistigten Züge. — „Sie errathen es nicht!"

„Nun?"

„Zwei funkelneue, prächtig glänzende Epauletts!"

„Zwei Epauletts?" — riefen Alle.

„So ist es!"

„O erzählen Sie!"

„Bei einem Morgenspaziergange auf dem Stadtwalle" — fuhr Arago in freudiger Erinnerung an jenen Vorfall fort — „sah ich einen Officier vom Geniecorps, der Ausbesserungen vornehmen ließ. Es war ein blutjunger Mann und die noch ganz neuen Epauletts funkelten in den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne so wunderbar, daß sie mich in der That in doppelter Beziehung blendeten. Mein Ehrgeiz bäumte sich bei dem Gedanken, wenn Du die tragen könntest!" — Von diesem Gedanken wie von einem elektrischen Schlage getroffen, war ich denn wirklich auch so kühn, mich dem jungen Officiere zu nähern und ihn zu fragen: Wie er denn so schnell zu den Epauletts gekommen sei? — Der junge Mann, der mich wohl durchschaute, lächelte, dann sagte er: „Ich habe soeben die polytechnische Schule verlassen!" — Was ist das für eine Schule? frug ich. — „Eine Schule, in die man nach abgelegtem Examen aufgenommen wird." — Wird viel von den Bewerbern

verlangt? war meine Frage. „Das können Sie am Besten in dem Journal der polytechnischen Schule, welches auf der Bibliothek der Centralschule gehalten wird, nachsehen!“ sagte der junge Officier. Ich dankte und rannte mit brennendem Kopfe nach der Bibliothek. Seit jenem Augenblick ließ ich Corneille, Racine, La Fontaine und Molière und besuchte nur noch den mathematischen Cursus. Diesen aber hatte man einem alten Geistlichen, dem Abbé Verdier, anvertraut, einem sehr ehrwürdigen Manne, dessen Kenntnisse aber nicht über die Anfangsgründe von La Caille hinausgingen. Auf den ersten Blick erkannte ich daher, daß Verdier's Unterricht nicht hinreiche, meine Zulassung zur polytechnischen Schule zu sichern, und so beschloß ich, für mich selbst die neuesten Werke zu studiren.“

„Das waren wohl die Schriften von Legendre?“ — sagte Alexander von Humboldt.

„Von Legendre, Lacroix und Garnier.“

„Und verstanden Sie dieselben damals schon?“

„Ich stieß allerdings oft auf Schwierigkeiten“ — fuhr Arago fort — „welchen ich nicht gewachsen war.“

„Und schlug Sie dies nicht nieder?“

„O ja! aber“ — rief hier Arago mit leuchtenden Blicken — „es geschah mir etwas, daß sich wie ein Fingerzeig Gottes gestaltete.“

„Und das war?“ — frugen Mehrere zugleich.

„Meinen Lehrer, meine Zukunft, mein ganzes Glück,

fand ich . . . . . in einem Umschlage des Garnier'schen Lehrbuches der Algebra!"

„Sie sprechen in Räthsel!" — rief die Fürstin.

„So will ich deutlicher sein. Dieser Umschlag bestand nämlich aus einem bedruckten Blatte, auf welches auswendig blaues Papier geklebt war. Was ich nun aber auf der offenen Seite zufällig gelesen hatte, erregte in mir den Wunsch, auch zu wissen, was das blaue Papier verberge. Nachdem ich es daher benetzt hatte, entfernte ich es sorgfältig, und nun trat mir in gesperrter Schrift der Rath d'Alembert's an einen jungen Mann entgegen, der über die beim Studium entgegentretenden Schwierigkeiten geklagt hatte: „Vorwärts, mein Herr, vorwärts, die Ueberzeugung wird später kommen!"*)

„Vortrefflich!" — sagte Metternich.

„Welch' wunderbares Zusammentreffen!" — rief die Fürstin.

„Das war für mich ein Lichtstrahl!" — fuhr Arago fort. — „Statt sogleich beim ersten Wurf hartnäckig auf das volle Verständniß der sich mir darbietenden Sätze zu dringen, ging ich weiter und erstaunte oft, wenn ich am nächsten Morgen vollständig das begriffen hatte, was am Abend vorher mir wie mit dichten Wolken verhüllt schien. Ich studirte jetzt tapfer darauf los; vermehrte mein Wissen durch die „Analyse des Unendlichen" von Euler, „Auf-

*) Thatsache.

lösung der numerischen Gleichungen", „Theorie der analytischen Funktionen" und der „Mechanik des Himmels" von Laplace, und machte in anderthalb Jahr mein Examen, das ich — ich darf es sagen — mit Glanz bestand."

„Wer wüßte das nicht!" — fiel hier Alexander von Humboldt ein. — „Wenn man in Ihrem Alter, im dreiundzwanzigsten Jahre, an des berühmten Laland's Stelle mit 47 Stimmen bei 52 Anwesenden züm Mitgliede der Akademie ernannt wird, hat man das Seine gethan."

In diesem Augenblick boten Diener köstlich duftende Ananas an.

„Ah!" — sagte die junge Fürstin von der Leyen, und ihre schönen Augen strahlten in kindlicher Lust — „welch' ein Götterduft. Ich kenne keine Frucht, die mir lieber wäre."

„Wie schade!" — entgegnete Alexander von Humboldt, „daß Sie mich auf meiner Reise in Central-Amerika nicht begleiteten. Am oberen Orinoco liegt die Mission Esmeralda, in einem wahren Wiesengrunde, auf dem in Gruppen die Mauritiapalme, der amerikanische Sagobaum, steht. Weiter hinaus wird die Wiese zur Savane und hier wachsen die Ananas wild in solcher Masse, daß ihr köstlicher Geruch die Lüfte auf Stunden weit erfüllt!"

„O, das muß göttlich sein!" — rief die junge Fürstin lebhaft.

„Und zwar" — fuhr Humboldt fort — „sind dies die besten Ananas, die es gibt."

„O stille, Herr von Humboldt, stille!“ — rief hier die Fürstin wieder — „sehen Sie denn nicht, wie Herr von Talleyrand vor Sehnsucht nach diesem gelobten Lande die Augen verdreht. Sie werden ihm mit Ihren Schilderungen das Herz brechen.“

„Das kann nicht geschehen, meine Fürstin!“ — entgegnete Talleyrand lächelnd — „denn ich habe kein Herz mehr, das zu brechen wäre, seit Sie es mir geraubt. Was indeß Herrn von Humboldts Ausspruch betrifft, so möchte ich denselben doch fragen: ob die besten Ananas nicht von der Havana kommen?“

„Er kann doch den ausgespitzten Gourmand nicht verleugnen!“ — flüsterte Metternich der Fürstin Schwarzenberg zu.

„Nicht doch, Excellenz!“ — antwortete Humboldt. — „Die Ananas sind die Zierde der Felder bei der Havana, wo sie in Reihen neben einander gezogen werden; an den Abhängen des Duida aber schmücken sie den Rasen der Savanen, und diese wilden Naturkinder übertreffen alle andern Sorten. Aber nach Europa kommen diese freilich nicht.“

„Aber sagen Sie, lieber Herr von Humboldt!“ — fiel hier die junge von der Leyen wieder ein, indem sie einen schelmischen Blick auf Talleyrand warf — „essen denn die Indianer jener Gegend lauter solche Delicatessen?“

„Ja, mein holdes Fräulein!“ — sagte Humboldt freundlich — „es kommt eben nur darauf an, was man

Delicatessen nennt. So gibt es Striche und ganze Länder, wo man große Tausendfüße und Ameisen für Leckerbissen achtet."

„Schrecklich! schrecklich!" — rief die kleine Zauberin. — „Herr von Talleyrand, wir gehen nicht hin!"

„Wenn Sie es wünschen" — sagte der Diplomat mit einer leichten graciösen Verbeugung gegen das schöne Kind — „folge ich Ihnen auch in das Land der Ameisen und Tausendfüße."

„Bei Gott!" — rief die Fürstin — „er accommodirt sich schon, nur, weil Ameisen und Tausendfüße noch Seltenheiten auf unseren Tafeln sind."

„Und doch habe ich einen noch seltsameren Geschmack bei den Indianern kennen gelernt!" — meinte Humboldt.

„Und der wäre?" — frug Metternich.

„Der Geschmack, welchen die Ottomacen daran finden, Erde zu essen."

„Erde!" — wiederholte Talleyrand ernst — „ich möchte ihnen meinen Magen nicht dazu leihen."

„Sie sind auch kein rauher Wilder!" — sagte Fürst Schwarzenberg lächelnd. — „Im Gegentheil behauptet man von Eurer Excellenz, daß Sie der fügbarste, biegsamste, liebenswürdigste Diplomat der Welt seien."

„Vielleicht habe ich einigen Anspruch auf dies Lob," — entgegnete Talleyrand — „wenn Metternich und Schwarzenberg nicht da sind."

„Aber um's Himmels Willen, meine Herren" — rief

hier die kleine schwarzäugige Fee — „es handelt sich hier ja von den Erde essenden Otomacen und nicht von der Blüthe unserer Diplomatie.“

„Sie sprachen von Erde essen, Herr von Humboldt!“ — sagte jetzt Arago — „das soll aber wohl natürlich nicht heißen, daß sich diese Menschen von Erde nähren?“

„Nein!“ — versetzte Humboldt. — „Man darf Erde essen und sich von Erde nähren nicht zusammenwerfen. Dennoch erhalten sich diese Menschen zum Theil durch das Verschlucken von Erdkügelchen.“

„Und was ist ihre eigentliche Nahrung?“

„Es sind in der That omnivore Thiere,*) von welchen andere Indianer-Stämme sagen: nichts sei so ekelhaft, das ein Otomace nicht esse! So lange das Wasser im Orinoco und seinen Nebenflüssen tief steht, leben die Otomacen von Fischen und Schildkröten.“

„Schildkröten!“ — wiederholte Talleyrand halblaut — „nicht übel!“

„Sobald aber die Anschwellung der Flüsse erfolgt“ — fuhr Humboldt fort — „ist es mit dem Fischfang vorbei. Dann haben die armen Teufel, so gut wie die Missionäre, Monate lang gar keine Fische mehr, weder an Fasttagen, noch an Nichtfasttagen.“

„Und der Fasttage sind alsdann vielleicht mehr, als der andern Tage!“ — meinte Arago.

---

*) Alles fressende.

„Das ist sicher!“ — fuhr Humboldt fort. — „Wir fanden um jene Zeit in ihren Hütten pyramidalisch aufgesetzte, 3—4 Fuß hohe Kugelhaufen.“

„Und wie stark waren die Kugeln?“

„Drei bis vier Zoll im Durchmesser.“

„Und was ist das für eine Erde?“

„Es ist ein sehr feiner, sehr fetter Thon.“

„Sonderbar!“ — rief die Fürstin von der Leyen — „wie verschieden doch der bon ton ist.“

Alle lachten.

„Und ihr Gehalt?“

„Mehr Kieselerde als Alaunerde und drei bis vier Procent Kalk.“

„Und essen nur die Otomacen Erde?“ — frug hier Varnhagen.

„Auch auf der Küste Guinea“ — entgegnete Humboldt — „essen die Neger als Leckerbissen Erde. Sie heißen sie Cavuac. Dasselbe kommt auf Java vor und im ganzen indischen Archipel, wo man diese Erdkugeln Tanaampo nennt: es sind dies Waffeln aus leicht geröstetem Thon. Aus vielen physiologischen Erscheinungen geht dabei hervor, daß der Hunger durch Erde augenblicklich gestillt werden kann, ohne daß die Substanzen, die man der Wirkung der Verdauungsorgane unterwirft, eigentlich nahrhaft sind.“

„Südamerika muß in der That“ — sagte hier die Fürstin Schwarzenberg — „ein wunderliches Land sein: auf der einen Seite fallen den Eingeborenen alle Lebens-

bedürfnisse so zu sagen in den Schooß, auf der anderen sind sie aus Mangel angewiesen, Erde zu essen."

„Freilich!" — entgegnete Humboldt. — „Sie haben Brod- und tausenderlei andere Früchte, Kokos- und Sago-Palmen, selbst den Kuhbaum, der eine köstliche Milch gibt ..... und doch ist dies noch nicht alles: auch die Kleider wachsen dort im buchstäblichen Sinne an den Bäumen."

„Aber, mein Gott, wie geht denn das zu?" — frug hier die anmuthige Gräfin Zeppelin.

„Bonpland und ich sahen am Abhange des Cerro Duida eine Menge Hemdenbäume."

„Sie scherzen!" — rief Metternich.

„Vergebung, Excellenz!" — entgegnete Humboldt — „ich berichte die lauterste Wahrheit. Diese sogenannten Marimahemdenbäume haben oft 50 Fuß hohe Stämme. Von diesen Stämmen schneiden die Indianer Stücke von zwei Fuß Durchmesser ab und nehmen die rothe, faserigte Rinde weg, jedoch so, daß sie keinen Längsschnitt machen. Diese Rinde nun sind ihre Hemden, die Säcken ohne Nath von grobem Stoffe gleichen. Durch die obere Oeffnung steckt man den Kopf, und für die Arme schneidet man zur Seite zwei Löcher ein. Die Eingeborenen tragen diese Marimahemden bei sehr starkem Regen; sie haben die Form der baumwollenen Ponchos, die in Neu-Grenada, Quito und Peru allgemein getragen werden. Außerdem liefern die Blumenscheiden gewisser Palmen spitze Mützen, die einem weitmaschigen Gewebe gleichen."

„Wenn die Ameisen und die Tausendfüße, die Jaguars und die Boas, die Moskitos und so manch' andere Plagen nicht wären" — rief hier die kleine Zauberin — „könnte man versucht sein, in Südamerika das Schlaraffenland zu suchen."

„Und doch wirkt diese überschwengliche Freigebigkeit der Natur in jenen Himmelsstrichen traurig genug auf die Menschen zurück!" — sagte Humboldt.

„Wie so?" — frug die junge Fürstin.

„Weil darin die Hauptursache der Trägheit der dort lebenden Menschen zu suchen ist."

„Darin liegt eine tiefe Staatsweisheit!" — sagte Metternich. — „Das Wohl der Völker beruht darauf, daß sie nicht zu üppig werden. Mühen, Sorgen und Bedürfnisse müssen die Menschen in einer gesunden Thätigkeit erhalten, die nach der einen Seite keine Erschlaffung und nach der anderen kein übermüthiges Ausschweifen und Uebergreifen zuläßt."

Humboldt lächelte.

„Excellenz haben recht!" — sagte er dann — „wenn Sorgen, Mühen und Bedürfnisse — von welchen Jeder von Natur aus seinen Theil erhält — nicht durch den Staat noch unnatürlich gesteigert werden; denn in dem großen Haushalte der Weltordnung sollen sie allerdings als Antrieb zur geistigen und physischen Thätigkeit, nicht aber als niederdrückende Last dienen."

„Athens Blüthe welkte," — entgegnete Metternich —

„als alle seine Bürger reich und das Leben nur noch ein angenehmes Spiel war.“

„Aber es wäre nie zu seiner ewig denkwürdigen Blüthe gekommen,“ — versetzte Alexander von Humboldt — „wenn eine tyrannische Regierung das Volk durch übermäßigen Druck niedergehalten hätte. Die Hieroglyphe des Phönix soll das Vorbild der Völker sein. Wie reich und köstlich auch ein Volk von der Natur ausgestattet sei, unvermeidlich reißt ihm das Alter, noch mehr aber die Trägheit, wenn es ihr verfällt, das glänzende Gefieder aus. Nur durch das freie, durch keinen unnöthigen äußeren Druck gehemmte Streben nach dem Höchsten und Edelsten, nur bei möglichst leichtem Dasein und bei frohem Muthe, nur in den Flammen reiner Begeisterung erneut sich die sinkende Kraft und bewahrt die ewige Jugend des inneren Lebens.“

„Wenn nur Eines nicht wäre!“ — meinte Metternich während das ihm eigenthümliche stets verbindliche Lächeln seinen Mund umschwebte. — „Das goldne Kalb der Selbstsucht wächst, wenn sich die einzelnen Menschen oder die Völker fühlen, gar bald zum glühenden Phalarisochsen heran, der seinen Vater und Anbeter einäschert.“

„Freilich!“ — entgegnete Humboldt ernst — „wenn Selbstsucht die Frucht eines kräftigen Volkslebens wäre; aber Excellenz verwechseln hier wohl Selbstsucht mit Selbstbewußtsein.“

Fürst Joseph Schwarzenberg leitete hier das Gespräch, das ihm zu ernst zu werden schien, auf einen anderen

Gegenstand: Witz und Laune schlugen wieder auf, und es ging gegen Morgen, als man sich von dem Souper erhob.

Die Lakaien flogen, die Wagen fuhren donnernd vor, die glänzende Menge wogte der breiten, mit kostbaren Teppichen belegten Marmortreppe zu.

Der alte Fürst von der Leyen hatte seiner Tochter den Arm geboten. Beide traten eben in den Corridor, als Herr von Chamisso, in seinen Mantel gehüllt, dicht an der Seite der jungen Dame erschien.

„O, mein Gott!“ — rief in diesem Augenblick die junge Fürstin — „ich habe meinen Fächer liegen lassen. Wollen Sie nicht so gnädig sein, lieber Papa, und Johann den Befehl geben, denselben zu holen. Er liegt noch an meinem Platz!“

Der alte Fürst von der Leyen, ein kleines, schmächtiges Männchen, blieb erschrocken stehen. Mit fragenden Mienen schaute er die Tochter an, dann sagte er rasch hintereinander: — „Wie? den kostbaren Fächer? .... wie denn? .... liegen lassen? an dem Platze, an dem du gesessen?“

Die Tochter nickte.

„Und soll ihn suchen lassen?“

„Die Tochter nickte abermals. Jetzt wandte sich der Fürst um, dem nachschreitenden Diener den von seiner Tochter gewünschten Befehl zu ertheilen.

„Johann? .... Wie?

„Durchlaucht?“

„Kennt ihr den Fächer? .... wie ....? den meine Tochter heute bei sich hatte? .... was? .... mit den Federn? .... wie?“

„Ja, Durchlaucht!“

„Wie, ... ihr kennt ihn?“

„Ja, Durchlaucht!“

„So eilt und holt ihn ... Was? ... Er wird an dem Platze liegen, wo meine Tochter gesessen? .... Wie? .... wißt ihr?“

„Ich werde ihn finden.“

„Wie? .... glaubt ihr?“

Der Diener eilte davon.

„Und sehe ich Sie morgen, gnädige Fürstin?“ — flüsterte in diesem Momente Chamisso.

„Morgen? ....“ wiederholte die kleine Fee tief erröthend und verlegen.

„Ich flehe Sie darum an, bei allem, was Ihnen heilig ist!“ — sagte der Cavallier leise und mit zitternder Stimme.

„Aber wie soll ich? Es ist nicht der Tag, an welchem ich Ihren Unterricht zu empfangen pflege.“

„Nehmen Sie einen Vorwand ....“

„Ich weiß nicht, darf ich .... o! ....“

Der Diener überbrachte in diesem Augenblicke dem Fürsten den Fächer.

„Ich flehe Sie an, haben Sie die Gnade!“

„Nun denn, ... in meinem Bibliothekzimmer .... um Mittag ...."

„Hier, mein Kind!" — sagte der Fürst — „Wie? Ist das Dein Fächer? .... Was?

Die Tochter nickte. Der Vater erschöpfte sich noch in Fragen, und Beide stiegen die Marmortreppe hinab.

Eine Unterrichtsstunde.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als die junge Fürstin von der Leyen aus ihrem Schlafzimmer in ihr Boudoir trat. Die schöne schlanke Gestalt war in ein weißes zierliches Neglige gehüllt, das sie leicht und duftig umgab und ihre edlen Formen durch seine Einfachheit nur noch hob.

Auch das Boudoir der jungen Dame war einfach, wenn gleich mit Geschmack eingerichtet. Meubles von Acajouholz mit lichtblauem Seidenzeug überzogen, standen umher, eine hübsche Tapete von gleicher Farbe bekleidete die Wände, während große faltenreiche weiße Vorhänge von gesticktem Mousselin die beiden Fenster leicht verhüllten, und ein warmer Teppich den Fußboden deckte. Marmortischchen mit vergoldeten Füßen trugen dabei mancherlei zierliche Dinge, deren Bild die Spiegel der Wände vielfach wiedergaben. Es war recht schön und gemüthlich dieses Gemach; aber das Ansehen eines fürstlichen Boudoirs jener Zeit

hatte es freilich kaum. In dieser Beziehung aber harmonirte es mit der ganzen Wohnung des Fürsten, deren Einrichtung ebenfalls Geschmack verrieth, aber an Glanz und Pracht weit hinter anderen fürstlichen Haushaltungen blieb. Nur die wenigen Prunkgemächer erhoben sich zu einer, dem Titel ihres Herrn würdigen, Ausschmückung; aber sie wurden nur selten gebraucht, da der Fürst Wittwer war und daher kein großes Haus machte.

Einen fürstlichen Aufwand zu treiben wäre übrigens dem guten alten Herrn auch unmöglich gewesen, da sich seine Vermögensverhältnisse in sehr schlechten Umständen befanden. Sie waren in der That, was man zerrüttet nennt, und nur mit großer Mühe und mit mancherlei Kunstgriffen wurde es dem Fürsten möglich, diese traurigen Verhältnisse des Hauses der Welt zu verbergen. Er wäre auch wohl um so sicherer gänzlich unbeachtet geblieben, als er selbst eine nichtssagende Persönlichkeit war, deren Umgang durch widerliche Eigenthümlichkeiten sogar peinlich wurde. Der alte Fürst von der Leyen sprach nämlich nie anders als in Fragesätzen: wie? wann? wer? wo? was? kam ihm nicht aus dem Munde, und wer das Unglück hatte, in seine Hände zu fallen, konnte sich kaum mehr aus dem Sturme zahlloser Fragen herauswinden. Er hieß daher bei seinen Bekannten nur das Erkundigungsbureau. Seine Neugierde überstieg aber auch alle Grenzen und konnte Denjenigen, der sie befriedigen sollte, fast zum Wahnsinn bringen. Aber diese Manie war zugleich so sehr in Fleisch

und Blut des alten Mannes übergegangen, das selbst sein Gesicht und Wesen, ja der ganze Mensch eine einzige Frage war. Sah' man ihn an, so frugen seine in die Höhe gezogenen grauen Augenbrauen, — es frugen die Augen, die gespitzten Ohren, der vorgeneigte Kopf, die Falten der Mundwinkel, die wenigen, wie Fragezeigen hochaufgerichteten einzelnen grauen Haare.

Wie peinlich dies Wesen des Fürsten jedem werden mußte, der mit ihm umging, liegt am Tage, und so wäre der sonst herzensgute alte Herr wohl kaum je in eine Gesellschaft gezogen worden, wenn die liebenswürdige Erscheinung seiner Tochter nicht gewesen wäre. Helene von der Leyen aber war ja einer der schönsten Sterne am damaligen gesellschaftlichen Himmel von Paris. Napoleon selbst hatte sie schon mehreremale gesehen und ausgezeichnet; die böse Welt wollte sogar wissen, daß sie der Kaiser mehr ausgezeichnet habe, als es Marie Louise lieb gewesen. Sie selbst hatte davon keine Ahnung. Was ihr der Allgewaltige damals gesagt, nahm sie, wie jede andere Huldigung, als Artigkeit auf, und freute sich ohne Stolz und weiteres Nachdenken darüber, daß sie auch dem Kaiser gefallen. Ueberhaupt hatten sie bis jetzt all die Tausende von Schmeicheleien, die sie fast täglich hören mußte, ganz gleichgültig gelassen, so wie sie sich bis jetzt auch nur für diesen oder jenen geistreichen Mann, um seines Geistes, seines Wissens Willen interessirt hatte. Freilich war dies Interesse verschieden, ... für den Einen mehr, für den An-

dern weniger, und wenn sie es unternommen hätte, sich zu fragen: für wen am meisten? so wäre wohl die Antwort gewesen, für ihren jungen, hübschen, geistreichen und poetischen Lehrer, für Herrn von Chamisso, der ihr auf so liebenswürdige Weise bei Erweiterung ihrer Kenntnisse in der Literatur und Geschichte an die Hand ging. Aber sie hatte über dergleichen noch gar nicht recht nachgedacht: nur waren ihr die Unterrichtsstunden, die sie in Gegenwart einer alten Tante zu nehmen pflegte, immer sehr willkommen und ein wirklicher Genuß; ja sie war so eifrig im Lernen, daß sie oft diese Stunden kaum erwarten konnte.

War es da ein Wunder, daß sie auch jetzt an diese Unterrichtsstunden und den freundlichen Lehrer dachte, zumal dieser sie gestern Abend auf eine so räthselhafte und dringende Weise gebeten hatte, ihm heute eine solche anzuberaumen?

Helenen kam dies seltsame Gesuch des jungen Mannes nicht aus dem Sinn. Gedankenvoll war sie eben in ihr Boudoir eingetreten, ... gedankenvoll saß sie jetzt, das schöne Haupt auf die Hand gestützt, vor ihrem Frühstück, ohne es zu berühren.

„Was mag er nur wollen?“ — dachte sie und sann hin und her, ohne einen Grund für dies räthselhafte Begehren zu finden. Aber es fand sich etwas dafür in ihrem Herzen ein, ... und dies war eine sonderbare Unruhe, ... eine Beglommenheit, wie sie sie noch nie gefühlt, ein Herzpochen gar eigener Art.

Beinahe hätte die junge Fürstin ihrem Kammermädchen befohlen: sie als unwohl für heute bei Herrn von Chamisso — wenn er allenfalls komme, um Unterricht zu geben — zu entschuldigen. Beinahe hätte sie dies gethan! aber sie that es doch nicht .... es wäre ja ein Wortbruch gewesen! — Sie hatte ihm die Stunde zugesagt ... und sein Wort darf man nicht brechen. Aber sie hatte seinem Kommen noch nie so unruhig entgegengesehen. Sie freute sich und war doch voll Beglommenheit. Sie wollte .... und wollte nicht. Die Räthselhafte war sich heute selbst ein Räthsel. Jedenfalls konnte sie ihn nicht allein empfangen. Das Kammermädchen ward also beauftragt, die alte Tante zu der bestimmten Stunde in das Bibliothekzimmer zu bitten. Es hatte sich eben entfernt, als die Thüre aufging und der alte Fürst eintrat.

„Sieh da, Papa!" — rief Helene freudig und eilte dem Vater entgegen.

„Mein liebes Kind! wie?" — sagte der alte Herr, schloß die Liebliche in seine Arme, und drückte ihr einen väterlichen Kuß auf die hohe, reine Stirne. — „Bin ich zu früh gekommen, Herzchen?" — fuhr der alte Mann dann fort — „hast wohl noch nicht ausgeschlafen? ..... Wie? ..... Siehst etwas blaß aus, doch nicht unwohl? was?"

„O mein lieber Papa!" — entgegnete Helene unbefangen und herzlich; denn ihre kindliche Liebe übersah des alten Vaters peinliche Eigenheit ganz und gar.

„War's nicht ein schöner Abend gestern?" — frug der

Fürst weiter. — „Was mag er den Metternich gekostet haben? . . . . wie? . . . . . . Schönes Geld? . . . . . . Ich meine es auch . . . . . . was? . . . . . . und war das nicht ein wahrhaft kaiserliches Souper? . . . . . Hast Du einem ähnlichen schon beigewohnt? . . . . . wie?

„Nein, lieber Papa!“ — entgegnete Helene. — „Aber ich muß gestehen, daß ich mich wenig um das Essen bekümmerte, die Menschen waren mir die Hauptsache.“

„Die Menschen?“ — frug der Fürst. — „Ja, ja! wohl der Humboldt? wie? oder der Arago? was? . . . . . Und der Glanz und die Pracht? Und sah'st Du nicht aus, wie eine Königin? . . . . Waren nicht Alle wieder von Dir entzückt?“

„Lieber Papa!“ — fiel hier Helene lächelnd ein — „das sind ja alles nur leere Schmeicheleien. Ich gebe nichts darauf. Aber die Unterhaltung mit geistreichen Männern hat immer Werth für mich. Es ehrt mich, sie zu kennen, und von ihnen gekannt zu sein, und außerdem lernt man immer etwas Neues.“

„Lernen? Herzchen, was willst Du noch lernen? wie? Ist nicht jetzt die Zeit gekommen, an etwas anderes zu denken? was?“

„An was?“ — frug Helene hier mit voller Unschuld und Naivetät.

„An was?“ — wiederholte der alte Herr lachend. — „Will meine schöne Tochter Nonne werden? wie? — Wollen wir nicht einmal ans Heirathen denken?“

„Aber Papa! . . . . .“

„Sag, Liebchen, hat sich noch Niemand im Herzen gemeldet? . . . . . was?“

„Niemand!“

„Gar Niemand?“

„Gar Niemand.“

„Und Du hast noch gar nicht daran gedacht, eine gute Partie zu machen? . . . . . wie?“

„Das würde sich wenig für ein Mädchen passen.“

„Und es ist Dir nicht zu allein in dem alten Hause? . . . Wie?“

„Ich habe Sie, lieber Papa und die Tante . . . . . .“

„Meine Schwester? Schöne Gesellschaft! Schläft sie nicht immer vor Langeweile? Was? und mich? O, Du bist gut und lieb; aber können die Töchter immer bei dem Vater bleiben? Kann er bei ihnen bleiben? . . . . . wie? . . . . . Sieh' meine grauen Haare . . . . . .“

„Reden Sie nicht so, lieber Papa!“ — fiel hier Helene mit dringender Bitte ein. — „Der liebe Gott möge Sie mir noch lange erhalten. Uebrigens bin ich mit meiner Stellung ganz zufrieden.“

„Zufrieden?“ — wiederholte der alte Fürst von der Leyen und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. — „Wirst Du auch zufrieden sein, wenn ich Dich bitte, mir den Schmuck und das Diadem von Smaragden zurückzugeben, die beide Dich gestern wie eine Königin kleideten?“

„Wenn Sie es wünschen, mit Freuden!“ — sagte

Helene heiter, indem sie aufstand und nach einem der Marmortischchen ging, auf welchem die beiden Etuis mit Schmuck und Diadem standen. — „Sie werden diese Kostbarkeiten besser und sicherer aufbewahren, als ich."

„Aufbewahren?" — frug der Fürst. — „Glaubst Du, ich sollte sie aufbewahren? . . . . . wie?"

„Nun natürlich! und ich gesteh' Ihnen, lieber Papa, daß ich lügen würde, wenn ich anders sagte, als: ich hatte meine Freude daran. Steine und Fassung sind wunderschön, und ich bin Mädchen genug, um doch auch etwas Eitelkeit zu besitzen. Ihnen gestehe ich es . . . . Schmuck und Diadem standen mir zum Entzücken."

Der alte Fürst seufzte hier wiederholt.

„Heben Sie also die Steine immerhin auf!" — fuhr Helene mit kindlicher Unbefangenheit fort. — „Aber nicht wahr, Papachen, wenn demnächst der Fürst Karl von Schwarzenberg, das große Fest zu Ehren des Kaisers und der Kaiserin gibt, darf ich Schmuck und Diadem wieder anlegen."

„Wieder anlegen?" — Der alte Herr schüttelte traurig das Haupt.

„Nicht? aber warum denn nicht, Papachen?"

„Glaubst Du denn diese Kostbarkeit sei mein? — wie?" — frug der Fürst.

„Aber um des Himmels Willen!" — rief Helene erschrocken — „wem denn? Ich werde doch keinen Schmuck getragen haben . . . . ."

„Der geliehen ist?“ — sagte der alte Herr ruhig. — „Warum denn nicht? Muß die Welt wissen, wie es mit uns steht? . . . . wie?“

„Aber warum haben Sie mir dies nicht gesagt!“ — rief schmerzlich bewegt Helene. — „Ich wäre ohne Schmuck erschienen. Die Steine sind recht schön, aber nicht sie geben dem Menschen Werth und Bedeutung. Ich denke Frische des Geistes und ein gutes Herz sind der schönste Schmuck.“

„Und Du möchtest keinen Edelstein-Schmuck besitzen? . . . . . . was?“

„Warum nicht!“ — entgegnete Helene. — „Besonderen Werth lege ich nicht darauf; aber da alle Damen meines Standes solch glänzendes Spielzeug besitzen, würde es mich — wenn es sein könnte — freuen, nicht nachzustehen. Indeß lieber Papa, darüber dürfen Sie sich keinen Kummer machen. Nehmen Sie immer die Smaragden hin und geben Sie dieselben zurück; denn jedenfalls will ich doch lieber ohne Schmuck erscheinen, ... als . . . . . . mit einem erborgten.“

Und Helene reichte lächelnd die Etuis dem Vater. Der alte Mann nahm sie mit einem Seufzer. Es lag in dieser Verhandlung zwischen ihm und der Tochter und in der Rückgabe der Steine etwas gar Niederbeugendes und Demüthigendes für das Haupt der fürstlichen Familie von der Leyen. Aber von dem Schmerz über den Ruin des Hauses bis zu der Hoffnung, es durch eine reizende Tochter, wenig-

stens in anderer Linie, glänzend fortleben zu sehen, war nur ein kleiner Schritt. Der alte Mann schaute daher Helene mit verklärten Blicken an und sagte:

„Liegt es nicht in Deiner Hand, mein Kind, das fürstliche Haus von der Leyen wieder zu Glanz und Macht zu bringen? . . . . . . wie?"

„In Ehren stand es immer da!" — versetzte die junge Fürstin mit freudigem Stolze. — „Wir bedürfen kaum mehr, wenn wir uns lieben und unter einander glücklich sind."

Der alte Herr strich sich schmunzelnd durch die dünnen grauen Haare. Dann sagte er:

„Entsinnst Du Dich noch was Seine Majestät der Kaiser bei dem jüngsten Hoffeste sagte? wie?"

„Einige Artigkeiten!" — warf Helene leicht hin, indem sie mit den Achseln zuckte.

„Und was weiter?"

„Daß Seine Majestät für meine Zukunft bedacht sein würden."

„Und hast Du nicht nachgedacht, auf welche Art und Weise dies sein könnte."

„Nein, gewiß nicht!" — rief Helene lächelnd. — „Es waren schöne Worte, wie sie ein Herrscher oft hinwirft. Wie sollte Napoleon, der beständig mit der ganzen Welt in Händel liegt, — der die Schicksale der Völker lenkt und bestimmt, — wie sollte der länger an ein unbedeutendes Mädchen denken, als es ihm gerade vor Augen steht."

„Nun!“ — meinte der alte Fürst — „man kann doch nicht wissen .... wie? ..... Wenn ich Dir nun eine große Nachricht mitzutheilen hätte? Was?“

„Und die wäre?“

„Willst Du mir erst Dein Ehrenwort geben, Niemanden eine Sylbe davon zu verrathen? ..... Wie?“

„Sie haben es, mein Vater!“

„Und wie wäre es, wenn sich der Kaiser nun wirklich mit Deiner Zukunft und Deinem Glück beschäftigte?“

„Sie scherzen!“

„Wie? ...... was? ...... scherzen?“ — rief der alte Herr. — „Scherze ich? scherzt der Kaiser?“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Was wirst Du aber sagen, wenn heute Abend ......“

„Nun?“

„Bist Du zu Hause?“

„Ja!“

„Allein?“

„Mit der Tante.“

„Mit der Tante? ... Du mußt sie früh zu Bette schicken. Wie?“

„Warum aber?“

„Warum? — was? Weil es Seine Majestät befiehlt.“

„Der Kaiser?“

„Erschrickst Du?“

„Nein! aber ich verstehe kein Wort von allem, was Sie sagen, ... oder vielmehr nicht sagen.“

„Verstehst Du mich nicht? wie?“

„Ich bitte, gnädiger Vater, sein Sie deutlicher.“

„Deutlicher? was? . . . . . nun ja! Wirst Du Dich freuen, zu erfahren, daß Dir der Kaiser auf diesen Abend seinen Besuch ansagt?“

„Wer?“ — rief hier Helene aufspringend.

„Wer?“ — wiederholte lächelnd der alte Herr. — „Der Kaiser!“

„Und was will er bei mir?“

„Was er will? Majestät wollen sich mit Dir über Deine Zukunft besprechen. Wie? . . . . . was? . . . . . hab' ich nun recht?“

„Aber mein Vater . . . . .!“

„Wenn er nun eine gute Parthie in Vorschlag brächte? . . . .“

In diesem Augenblick wurde die Thüre geöffnet und das Kammermädchen meldete die Tante: „Ihre Hoheit, Fürstin Beatrix von der Leyen!“

„Die Schwester?“ — murmelte der alte Herr und erhob sich rasch. Dann kehrte er sich zu seinem Kinde um, legte den Finger auf den Mund und wandte sich zum Gehen. Unter der Thüre trafen Fürst und Fürstin zusammen. Es war ein wunderliches Paar: er, das lebendige Fragezeichen; denn auch jetzt lag in seiner stummen und

ceremoniellen Verbeugung die Frage: „Was wünschen das gnädige Fräulein Schwester?“ und sie, die alte ledige, steife Hofdame mit den verdrießlichen, unendlich langweiligen Mienen, mit ihrem tiefen courfähigen Knix gleichsam sagend: „Gott! wie langweilig ist doch Alles auf dieser Welt, auch der Herr Bruder!“

Helene sah von dem, was hier geschah, nichts. Sie war von der eben erhaltenen Nachricht so überrascht, daß sie in der That nach Fassung ringen mußte. Also wollte der Kaiser wirklich ihr Geschick und ihre Zukunft in die Hand nehmen? O sie wußte, was das heißen wollte! .... Napoleon hatte einmal wieder einen seiner tapferen Officiere oder sonstigen getreuen und dienstwilligen Beamten zu belohnen, oder er wollte sich wieder einmal eine altadliche Familie verbinden und zum Danke verpflichten...... und diese Belohnung, dieser Dank sollte ihre Hand — die Hand der jungen, schönen Fürstin von der Leyen sein. Auf einige Millionen Mitgift kam es dabei nicht an. Die zahlten die geheimen Fonds.

Aber wer sagte dem Kaiser denn, daß sie bereit sei, so ohne Weiteres seinen Wünschen zu entsprechen? .... und doch! .... doch! .... waren Kaiser Napoleons Wünsche nicht immer Befehle?!

Helenens Gedanken verwirrten sich; ihre Sinne fingen fast an zu schwinden. Sie mußte sich an der Lehne eines Sessels halten, um nicht zusammenzubrechen. Und sonderbar...... warum trat in diesem Augenblick Herrn von

Chamissos Bild vor ihre Seele? Warum überlief sie es siedend heiß und gab ihrem Herzen einen Dolchstoß?!

Sie hörte die Tante nicht, die sie ernst und gravitätisch bewillkommte; — sie hörte auch ihre Verwunderung nicht, daß Helene heute, an einem ganz außergewöhnlichen Tage Unterricht nehmen wolle. Sie stand nur unbeweglich — die Hand an die Stirne gelegt — die Augen weit geöffnet, wie Jemand, dem plötzlich ein Gedanke aufgeht dem etwas klar in der Seele wird, was er bisher kaum geahnt.

„Herr von Chamisso befindet sich in dem Bibliothekzimmer!" — meldete die Zofe. Helenens Antlitz überflog tiefe Purpurgluth.

„Ich werde kommen!" — sagte sie dann mit zitternder Stimme, indem sie sich zugleich gegen die Tante verneigte, um diese aufzufordern, sich mit ihr in das genannte Zimmer zu begeben.

Fürstin Beatrix liebte im ganzen das Sprechen nicht: es langweilte sie, weil man, wie sie meinte, ja doch eigentlich nicht in der feinen Welt sagen könne, was man denke. Sie antwortete also der stummen Anrede auch durch eine stumme Antwort, die in einem leichten aber würdevollen Knix bestand, und beide Damen begaben sich in das Bibliothekzimmer.

Das genannte Gemach war an der einen Seite der Länge nach mit Schränken von Louisiana-Kirschbaumholz bekleidet, die mit Säulchen und zierlichen Schnitzereien be-

deckt waren. An den Pfeilern zwischen den die andere Seite einnehmenden Fenstern zeigten sich die Büsten berühmter Schriftsteller. Ein Nebentisch trug Landkarten und Mappen, und während in jeder Fensternische ein großer und bequemer Fauteuil stand, befand sich in der Mitte des Zimmers ein Arbeitstisch nebst zwei Stühlen.

Als Helene und die Tante eintraten und Herrn von Chamisso fanden, erfolgte abermals eine stumme ceremonielle Begrüßung. Beatrix von der Leyen führte sodann ihre Nichte zu einem der Stühle am Arbeitstisch, dann faßte Herr von Chamisso mit einer Verbeugung die Fingerspitzen der alten Fürstin, führte sie zu einem der Fauteuils in den Fensternischen, verbeugte sich abermals, während jene Platz nahm und trat nun zu dem Arbeitstische zurück. So begann jede Unterrichtsstunde und bis dahin ward kein Wort gesprochen. Sobald sich aber der junge hübsche Lehrer ebenfalls niedergelassen, fing der Unterricht an, den regelmäßig nach der ersten Viertelstunde ein vernehmbares Schnarchen der Tante begleitete.

„Nun, meine Gnädige," — sagte jetzt Chamisso, der heute auffallend blaß war — „Sie haben das letztemal den Wunsch ausgesprochen: ein Gedicht von mir zu erhalten. Sie wollten, zur Uebung in der edlen Kunst der Poesie, alsdann mit einem Gedichte antworten."

„So ist es, mein Herr!" — entgegnete Helene unruhig. — „Und haben Sie mir ein solches Gedicht mitgebracht."

„Ja, meine Fürstin, hier ist es! Ich kam indeß erst heute Nacht dazu, es zu verfassen.“

„Heute Nacht?“ — wiederholte Helene mit Bedeutung und ein fragender Blick traf den jungen Mann. — „Lesen Sie!“

Chamisso nahm das Blatt und las; aber seine Hand und selbst seine Stimme zitterten dabei leise:

„Von des Nordes kaltem Wehen
Wird der Schnee daher getrieben,
Der die dunkle Erde decket“ ....

Die Tante gähnte.

„Dunkle Wolken zieh'n am Himmel,
Und es flimmern keine Sterne,
Nur der Schnee im Dunkel schimmert.

Herb und kalt der Wind sich reget,
Schaurig stöhnt er in die Stille:
Tief hat sich die Nacht gesenket.

Wie sie ruh'n auf dem Gefilde,
Ruh'n mir in der tiefsten Seele
Dunkle Nacht und herber Winter.“

Fürstin Beatrix gähnte abermals.

„Nicht der Freude Kränze zieren
Mir das Haupt im jungen Lenze,
Und erheitern meine Stirne:

Denn am Morgen meines Lebens,
Liebend und erflehend Liebe,
Wandl' ich einsam in der Fremde,

Wo das Sehnen meiner Liebe,
Wo das heiße muß, verschmähet,
Tief im Herzen sich verschließen.“

Auch die Augen der Tante schlossen sich hier leise. Chamisso fuhr fort, aber seine Stimme zitterte jetzt noch stärker:

„Herb und kalt der Wind sich reget,
Dunkle Wolken zieh'n am Himmel,
Und es flimmern keine Sterne.

Wie sie ruh'n auf dem Gefilde,
Ruh'n mir in der tiefsten Seele
Dunkle Nacht und herber Winter.

Leise hallen aus der Ferne
Töne die den Tag verkünden.
Wird der Tag denn sich erhellen?

Freudenbringend dem Gefilde
Wird er strahlen, Nacht entschweben.
Herber Winter auch entfliehen.

Und des Jahres Kreis sich wenden,
Und der junge Lenz in Liebe
Nahen der verjüngten Erde."

Die Tante schlief.

„Mir nur, mir nur, ewiger Winter,
Ew'ge Nacht und Schmerz und Thränen,
In verlornem Liebessehnen!"

Die Stimme des jungen Dichters war weich geworden, und als er jetzt mit einem wunderbaren Blick zu Helenen aufschaute, gewahrte sie, daß seine Augen feucht waren. Nie hatte sie etwas noch so tief erschüttert, als diese Manesthräne...... aber sie war auch jetzt, wie mit einem Zauberschlage, über sich und über den Freund klar. Wie eine Siegeshymne jauchzte es in ihr auf. Rasch griff sie nach Papier und Feder, schrieb..... und reichte nach

wenigen Minuten Herrn von Chamisso das Blatt. Eine dunkele aber zauberhafte Gluth brannte auf ihren Wangen.

„Ich habe eine Antwort auf Ihr schönes, nur zu trübes Gedicht versprochen, lesen Sie:“

Chamisso las:

„Heiter blick' ich, ohne Reue,
In des Himmels reine Bläue,
Zu der Sterne lichtem Gold.
    Ist der Himmel, ist die Freundschaft,
    Ist die Liebe mir doch hold!

Keine Stürme, keine Schmerzen,
Heit're Ruh' im vollen Herzen,
Kann es aber anders sein?
    Blauer Himmel, treue Freundschaft,
    Reiche Liebe sind ja mein!

Hat das Schicksal arge Tücke,
Sieh, ich fürchte nichts vom Glücke,
Heiter bin ich, wie die Luft.
    Mein der Himmel, mein die Freundschaft,
    Mein die Liebe bis zur Gruft!“

Chamisso hatte mit steigendem Entzücken gelesen; immer lauter pochte sein Herz, immer schneller flogen seine Pulse, immer strahlender erglänzten seine Augen. Aber ging es denn Helenen nicht ebenso? sie drückte beide Hände auf das Herz, um seinen gewaltigen Schlag zu mäßigen und nun füllten sich auch ihre Augen mit Thränen.

„Helene!“ — flüsterte jetzt der junge Mann ...... aber er konnte nicht weiter sprechen, das Entzücken schnürte ihm die Brust zu. Da breitete er seine Arme aus und ..... Helene sank ihm an das Herz!

Es war in der That eine Stunde der höchsten und schönsten Lebenspoesie, welche die beiden jungen Leute jetzt zubrachten. Tante Beatrix schlief sanft den Schlaf der Gerechten, und auch in den Herzen der Liebenden waren alle Sorgen eingeschlafen ....

Aber für keinen Sterblichen, auch nicht für den Glücklichsten schlafen die Sorgen ewig.

Als Helene und Adelbert von Chamisso aus ihrem ersten Liebesrausche erwachten, kam die Rede sogleich auf des letzteren stürmische Bitte von gestern Abend.

„O, mein Gott!" — sagte der junge Mann, sich an die Stirne schlagend -- „das habe ich in meiner Seligkeit ganz vergessen."

„Und was haben Sie mir Wichtiges mitzutheilen?" — frug Helene, der im gleichen Augenblicke die Erinnerung an die Scene mit ihrem Vater zurückkam ..... eine Erinnerung, die wie Eis auf ihr eben noch warmes jubelndes Herz fiel.

„Etwas, das mich vernichten kann!" — rief Chamisso halblaut und mit einem forschenden Blick auf die Schläferin im Fauteuil. — „Gegen das Ende des Soupers ging gestern Abend eine Nachricht um ....."

„Sprechen Sie, sprechen Sie .....!" — flüsterte Helene.

„Napoleon gehe mit dem Gedanken um, Sie, mein Eins, mein Alles, meine geliebte Helene, an den General

La Reveillère Lepaux, den Sohn des einstigen Mitglieds des Directoriums, zu vermählen."

„Also an diesen!" — rief Helene halblaut.

Chamisso war blaß wie der Tod geworden. — „Und Sie wissen davon?" — stammelte er jetzt.

„Was Sie mir sagen!" — versetzte Helene. — „Sonst erfuhr ich erst vor einer Stunde eine oberflächliche Andeutung von meinem Vater."

„Und werden Sie......?"

Die Tante regte sich in ihrem Stuhle und schlug die Augen auf.

Aber schon hatte Helene das Blatt erfaßt, auf welches sie vorhin das improvisirte Gedicht geschrieben, und las:

„Hat das Schicksal arge Tücke,
Sieh, ich fürchte nichts vom Glücke,
Heiter bin ich, wie die Luft.
  Mein der Himmel, mein die Freundschaft,
  Mein die Liebe bis zur Gruft."

Ein dankbarer Blick Chamissos lohnte diese mit tiefem Gefühl und Wärme gesprochenen Worte; dann erhoben sich beide.

„Auf übermorgen also!" — sagte die junge Fürstin dabei mit anscheinender Gleichgültigkeit. — „Es gibt doch nichts Schöneres und Höheres im Leben, als die Poesie." Dann sang sie leise:

„Heiter bleibe, wie die Luft.
  Dein der Himmel, dein die Freundschaft,
  Dein die Liebe bis zur Gruft."

„Zum Sterben langweilig!" — brummte die Tante, indem sie sich erhob und das kostbare Taschentuch vor den gähnenden Mund hielt. Eine gegenseitige Verbeugung folgte; aber in Chamissos lauschendes Ohr klang es noch aus der Ferne:

„Dein die Liebe bis zur Gruft!" — — —

Ein Abend bei Henriette Mendelssohn.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange zu. Schon fielen ihre Strahlen schief genug, um die Schatten der Häuser und Bäume gigantisch zu dehnen, als sich in einem kleinen anmuthigen Garten der Rue Richer ein Häufchen muthwilliger Kinder tummelte. Es waren Mädchen von sechs, sieben bis zu zehn Jahren, der Menge nach wohl einer Erziehungsanstalt angehörige. Darauf wies auch der Umstand hin, daß hier fast alle Nationen vertreten waren. Alle standen im hellsten Glanze knospender Jugend, dennoch vermochte ein geübter Blick in den zarten Geschöpfen die verschiedensten Anlagen deutlich zu unterscheiden.

Da war eine kleine Lolo Fould, schwarz, von orientalischem Typus, ausgelassen wild; aber die sechsjährige Kleine zeigte dennoch schon unverkennbar einen Charakter von Gutherzigkeit und Bestimmtheit. Eben tanzte sie in

kindlicher Lust und Unbefangenheit mit Felicie Fauvau, einem reizenden Geschöpfe, in welchem man ein Abbild der belle jardinière des Raphael zu sehen glaubte. Felicie war das lieblichste Bild französischer Feinheit und Grazie. Neben dem lustig tanzenden Pärchen stand eine Deutsche, Elise Tönniges aus Danzig. Sie, die Aeltere, sang den beiden Anderen eine Tanzmelodie, wozu ihre blauen Augen in schwärmerischer Lust erglänzten, während die kleine Hand die blonden Locken von der Stirne strich. Als reinste Blüthe rosiger Kindheit aber erschien unter Allen Rosa Potoka, eine kleine Polin von hinreißender Schönheit und Anmuth, aber auch von einer fast beängstigenden Leidenschaftlichkeit. Und wunderbar, war es Rosa's Schönheit oder das unwillkürlich Beherrschende, welches in ihrem Charakter und Wesen lag: sie war die kleine Königin der ganzen vielzähligen Schaar. Das Spiel, welches sie anordnete, wurde sogleich von allen Uebrigen angenommen; das Wort, das ihr kleiner frischer Rosenmund sprach, schien für Alle Gesetz zu sein. Und so war sie unter Lachen und Necken, Befehlen und Anordnen bald hier und bald dort, und lachend und neckend und laufend, tanzend und scherzend gehorchte ihr das kleine Völkchen der muthwilligen Schwestern.

Es war ein gar erquickendes Treiben, dies kindliche, unschuldsvolle Getümmel, ... diese Kinderwelt von Anspruchslosigkeit, mitten unter den gewaltigen Ereignissen der Zeit und noch dazu in Paris, der ewig sturmbewegten

Hauptstadt Frankreichs. Aber lag denn der Ausdruck dieser traulich-beruhigenden und erquickenden Eindrücke nicht auch in den Zügen der Besitzerin dieser Pensionsanstalt, die eben voll Milde und Güte zu den Kindern trat? Es ist wahr, sie selbst war unansehnlich, etwas verwachsen, aber dennoch eine Erscheinung, von der man sich angezogen fühlte: so sanft und doch sicher, so bescheiden und zuverlässig gab sich ihr ganzes Wesen. Aber sie machte auch einem großen Namen Ehre, dem Namen Moses Mendelssohn: denn es war Henriette Mendelssohn, die jüngste Tochter des berühmten Denkers, die sinnvolle feingebildete Schwester der Frau von Schlegel.*) Scharfer Verstand, ausgebreitete Kenntnisse und helles Urtheil zeichneten sie aus, während sie die feinste Weltsitte und ein bewundrungswürdiger Takt zu einer überaus liebenswürdigen und ansprechenden Gesellschafterin machten. Mit der Literatur der Deutschen, der Franzosen und Engländer, zum Theil auch der Italiener, war sie wohlvertraut; auch sprach sie das Französische und Englische wie eine Eingeborene.

Bei solchen Eigenschaften konnte Henriette Mendelssohn denn natürlich ein edler Gesellschaftskreis nicht fehlen. Als Frau von Staël noch in Paris sein durfte,**) kam sie öfter zu Fräulein Mendelssohn, ebenso Benjamin

---

*) Varnhagen von Ense's: „Denkwürdigkeiten", III. Bd., S. 127.

**) Sie war durch Napoleon kurz vorher, in Folge ihres Buches über Deutschland, aus Frankreich verbannt worden.

Constant. Madame Fould, welche das Vorderhaus des Gartens bewohnte, führte bisweilen ihre Gäste der angenehmen Freundin zu. Alexander von Humboldt, Varnhagen von Ense, Chamisso, Frau von Chézy Koreff, Baron Drieberg und Ritter von Eskeles verlebten hier zum Theil ihre schönsten Abende in Paris, und Spontini saß oft ganze Abende in dieser Gesellschaft im Mondenscheine, und sann auf neue Lorbeeren, um sie denjenigen hinzuzufügen, die er kurz zuvor durch die „Vestalin" gewonnen.*)

Auch heute erwartete Henriette Mendelssohn die Freunde; sie trat daher zu den Kindern, denselben die nöthigen Anweisungen zu geben und einzuschärfen, daß sie hübsch bescheiden und Demoiselle Pauline, der Unterlehrerin, gehorsam sein möchten. Mit Freuden versprachen dies auch alle; denn sämmtliche Mädchen hingen mit so großer Liebe und Verehrung an Fräulein Mendelssohn, daß ihnen jeder Wunsch derselben heilig war. Eben kam auch Demoiselle Pauline heran, als sich die Gartenthüre öffnete und Varnhagen von Ense mit Herrn von Chamisso eintrat.

Varnhagen war durch den Freund bereits hier schon vorgestellt und eingeführt, es folgte also nur eine gegenseitige freundliche Begrüßung, bei welcher indessen Fräulein Mendelssohn ihre Ueberraschung und ihr Staunen über

*) Varnhagen, a. a. O.

das bleiche und fast verstörte Aussehen Chamissos nicht ganz verbergen konnte.

„Sind Sie krank, Herr von Chamisso?" — frug sie diesen daher theilnehmend; aber der Dichter verneinte; doch erkannte Henriette in der Art und Weise, wie dies geschah, daß den erprobten Freund ein schwerer Kummer niederdrücken müsse. Sofort war sie in ihrer unbegrenzten Herzensgüte entschlossen, ihm — wo möglich — die Last tragen zu helfen.

Varnhagens Scharfblick entging dies nicht; freudig erinnerte er sich dabei der treffenden Worte Napoleons: „Eine schöne Frau gefällt den Augen, eine gute Frau dem Herzen; jene ist ein Edelstein, diese ein Schatz." Und es ist wahr: Güte des Herzens ist derjenige weibliche Vorzug, der uns nicht nur das Weib zu einer interessanten Erscheinung macht, sondern ihm auch unser ganzes Gemüth gewinnt. Herzensgüte allein vermag uns eben deshalb dauerhaft zu fesseln. Alles andere wird man endlich satt: nur von einem guten Herzen fühlt man sich immer angezogen. Varnhagen hatte übrigens Welt genug, die Situation mit Leichtigkeit zu begreifen. Wie von der eigenen Neigung getrieben, wandte er sich daher, sobald er konnte, den spielenden Kindern zu, und ward, scherzend und neckend, bald selbst zu einem spielenden Kinde.

Chamisso und Henriette Mendelssohn hatten unterdessen den Weg zu einem einsamen Laubgange gefunden, und hier hielt es denn auch der Letzteren nicht schwer, den

edlen Freund zum Geständnisse dessen zu bringen, was ihn ängstigte und bekümmerte, zumal sie schon die Vertraute seiner Liebe war.

„Sie sind so gut und theilnehmend, meine liebe Freundin,“ — sagte Chamisso jetzt — „und mein Herz ist so schwer und beklommen, daß ich es vor Ihnen ausschütten muß.“

„Thun Sie dies immer!“ — entgegnete Fräulein Mendelssohn. — „Wenn es in meinen Kräften steht, will ich Ihnen die Last, die Sie niederbeugt, tragen helfen.“

„Ich glaube fast, daß ich ein Märtyrer der Liebe werde!“ — sagte hier Chamisso mit einem tiefen Seufzer.

„Dafür möge Sie Ihr eigenes Herz und Ihr Verstand bewahren!“ — entgegnete Henriette Mendelssohn, nicht ohne selbst einen leisen Seufzer und eine Erinnerung zu unterdrücken: Ritter von Eskeles hatte ja früher in Wien um die Hand der liebenswürdigen Erzieherin angehalten, aber Familienverhältnisse zerrissen den schönen Herzensbund. — „Uebrigens gehören die Märtyrerkronen immer noch zu den edelsten und kostbarsten Kronen. Wie man in der christlichen Kirche diejenigen die mit höchster Selbstverläugnung Gott vor den Menschen bekennen, Märtyrer nennt, so kann man auch ganz füglich jene Märtyrer nennen, die durch ihr Beispiel zur Kreuzestragung und zum Ausharren im Leiden bis zum Tode uns ermuthigen, und den Gott im Menschen bekennen; sie sind Bekenner und Märtyrer zugleich.“

„Nun,“ — meinte Chamisso — „meine Liebe habe ich Ihnen bereits bekannt und von meinem hereinbrechenden Märtyrerthum sollen Sie jetzt erfahren.“

„Reden Sie!“

„Ich habe Helene seit jener glücklichen Stunde gegenseitiger Erklärung nicht wiedergesehen, und doch weiß ich, daß sie der Kaiser mehreremale im Geheimen gesprochen hat.“

„Und Ihre Unterrichtsstunden?“

„Fürstin Beatrix wies mich jedesmal höflich, aber mit dem Bedauern, daß ihre erlauchte Nichte unwohl sei, zurück.“

„Und ist das nicht leicht möglich?“

„Warum empfängt sie alsdann den Kaiser? o nein! o nein! dahinter steckt mehr.“

„Zweifeln Sie an Helenens Treue und Tugend?“

„An ihrer Tugend nicht! .... und doch .... es ist Kaiser Napoleon, der bei ihr war ....“

„Der Helene, wie Sie mir selbst neulich sagten, an den General La Reveillère-Lepaux verheirathen möchte.“

„Möchte! .... möchte! .... nun gut! .... Was Napoleon wünscht, ist der Welt und den Menschen Gesetz!“

„Der Welt und gar vielen Menschen .... ja! aber gewiß keinem edlen Frauenherzen.“

„Sie steht nicht allein: Der Vater ist ein Schwachkopf und die Tante eine ehrgeizige stolze Närrin!“

„Das sind zwei Nullen.“

„Die etwas Bedeutendes ausmachen, wenn sich Napoleon davorstellt.“

„Und ist Liebe und Treue nichts?“

„Sie sind das Höchste im Leben; aber ein Schmuck von Rubinen und Diamanten im Werth von einer halben Million ist auch etwas.“

„Pfui, Herr von Chamisso!“ — sagte hier Henriette Mendelssohn in tadelndem Tone aber doch milde.

„Liebe und Eifersucht machen Sie ungerecht.“

„Und doch sagt man, habe Napoleon der jungen Fürstin von der Leyen einen solchen überschickt.“

„Man sagt!“

„Wer würde so etwas erfinden.“

„Und wenn auch . . . . wissen Sie, ob Helene ihn angenommen?“

„Nein! aber . . . . ach Gott!“ — rief hier Herr von Chamisso mit einem tiefen Seufzer und dem Ausdruck unseliger Verzweiflung — „es ist nur bei dem Menschen ein eigenes Ding mit der Treue und allen anderen Tugenden! Die meisten Menschen täuschen sich in dieser Beziehung selbst, indem sie sich einbilden, sie besäßen gewisse Tugenden, weil sie die entgegengesetzten Thorheiten nicht an sich wahrnehmen. Zwischen der Freiheit von einer Thorheit und dem Besitz der entgegengesetzten Tugend findet ein großer Unterschied statt.“

„Frei sein von Thorheit, ist der Anfang der Weisheit.“

„Aber nicht die Weisheit selbst; sowie frei sein von

Schwächen, noch nicht Tugend ist. Erst muß noch der Muth der That, die Kraft, jede Versuchung überwinden zu können, hinzukommen."

„Mein theurer, sonst immer so edel denkender Freund!" — sagte hier Henriette Mendelssohn zu Herrn von Chamisso — „Sie vergegenwärtigen mir heute so recht die etimologische Wahrheit des Wortes „Leidenschaft!" Ihre Liebe und Ihre Eifersucht schafft sich ja effectiv Leiden ..... von welchen es noch sehr zweifelhaft ist, ob Sie sie je treffen. Lassen Sie mich, die hier ganz Leidenschaftlose, für Sie, den in Liebe fürchtenden, stürmisch bewegten Dichter ..... lassen Sie mich für Sie handeln."

„Und was gedenken Sie zu thun?" — frug Chamisso trübe.

„Das einzige, was hier zu thun ist!" — entgegnete Fräulein Mendelssohn mit klarem Blick. — „Ich werde mich morgen früh in das Hôtel von der Leyen begeben und Helene zu sprechen suchen. Wir kennen uns aus dem Pensionat der Gräfin Clary."

„Und wenn Sie nicht vorgelassen werden?"

„Wenn! wenn!" — rief Henriette lächelnd. — „Ihr Männer seid doch ein stürmisches Volk! Lassen Sie mich doch erst den Versuch machen. Meine Person ist so unbedeutend und steht den Welthändeln so fern, daß mein Erscheinen keinen Argwohn erregen kann."

In diesem Augenblick kam die kleine Felicie Fauvau

den Laubgang daher gesprungen und meldete schon von weitem: daß Herr von Humboldt gekommen sei.

„Wir werden sogleich erscheinen!“ — entgegnete die Erzieherin; dann wandte sie sich noch einmal zu dem Freunde und sagte:

„Also Ruhe, lieber Herr von Chamisso; beherrschen Sie Ihr aufgeregtes Herz. Ihre Freundin wird für Sie thun, was sie kann. Kommen Sie morgen um die Mittagstunde, vielleicht bin ich so glücklich, Ihnen alsdann beruhigende Nachrichten mittheilen zu können.“

„Sie sind ein Engel an Güte und Liebe!“ — entgegnete der junge Dichter indem er Fräulein Mendelssohn mit Innigkeit die Hand drückte. — „Sie beschämen und verbinden mich zugleich.“

„Ich habe nur Vertrauen, wo es Ihnen fehlt!“ — sagte Henriette Mendelssohn — „und kann nicht an der Treue und der Tugend eines so geistreichen und liebenswürdigen Mädchens, wie es Helene von der Leyen ist, zweifeln. Aber, mein Bester, das Böse unterlassen, heißt — noch nicht das Gute thun; obgleich diese Unterlassung schon etwas Gutes in sich faßt. Man könnte es einem Bauplatz vergleichen, auf welchem ein Gebäude aufgeführt werden soll. Die Tugend besteht nicht in der Fähigkeit etwas zu thun, sondern in der That selbst. Die Fähigkeit ist eine müßige Naturanlage, so lange sie nicht zur That übergeht.“

Beide waren unterdessen aus dem Laubgang heraus-

getreten und begrüßten jetzt Alexander von Humboldt, an dessen Seiten Spontini und Varnhagen von Ense standen. Auch Frau von Chézy und Baron Drieberg hatten sich eingefunden.

Sie alle ergötzten sich an dem heiteren Elemente der Kinder, deren Spielen sie eben zusahen. Felicie Fauvau's Grazie und Zierlichkeit, Elise Tönniges deutsche Tiefe in Blick und Wesen und Rosa Potocka's hinreißende Schönheit fesselten Alexander von Humboldt ja jedesmal, so oft er hierher kam; aber er fühlte auch sehr gut das Erfrischende und Beruhigende, welches für ihn, den so vielseitig beschäftigten Mann, von dieser reizenden, lachenden, neckenden, spielenden und tanzenden Kinderwelt ausging.

„Das ist der wahre Quell ewiger Verjüngung!" — sagte er dann wohl auf dies heitere Treiben der Kinder zeigend; „aber" — fügte er heute hinzu — „wie fangen Sie es an, mein Fräulein, die Liebe dieser Kinder so ganz zu fesseln. Es kann nicht ausbleiben, daß Sie bei diesen kleinen Wildfängen auch oft mit Ernst mahnen und strafen müssen, stößt dies die Kinderherzen nicht zurück?"

„Es kommt eben auf die Art und Weise der Zurechtweisung an!" — entgegnete Fräulein Henriette Mendelssohn. — „Wer durch seine Stellung verpflichtet ist, die Fehler seiner Untergebenen zu rügen, der muß, bei Erwachsenen, Wahrheiten, die etwas hart zu verdauen sind, und, bei Kindern, die Zurechtweisungen und Strafen an

dem Feuer inniger Liebe zu verkochen suchen, so daß sie das allzu Herbe verlieren."

„Sie haben recht!" — sagte Humboldt — „außerdem gleicht die Zurechtweisung eher einer unreifen Frucht, die Magenweh erzeugt, als einer guten und nahrhaften Speise. Aber ich mache Ihnen mein Compliment: es gehört ein so feines sittliches Gefühl und ein so ausgezeichnet psychologischer Tiefblick, wie beide Ihnen eigen sind, zu einer so vortrefflichen Erziehungsweise, wie sie hier den Kindern wird."

„Lieber Herr von Humboldt!" — entgegnete Henriette Mendelssohn freudig — „man kann mit Liebe zu einer Sache und mit redlichem Willen unendlich viel thun. Wer sich der Kindererziehung widmet, der sei immer so sanft als möglich und bedenke, daß man mit einem Löffel voll Honig mehr Mücken herbeilockt, als mit hundert Tonnen Essig."

„Weil sich der menschliche Geist stets gegen Härte sträubt," — sagte Humboldt — „der Milde aber auf alle Weise nachgiebig zeigt. Ich habe diese Wahrheit in meinem Leben nie vielseitiger bestätigt gesehen, als auf meiner Reise am Orinoco, und zwar in jenen Missionen, in welchen die Geistlichen das Scepter der Milde führten."

„Es ist nur schade" — fiel hier Spontini ein — „daß der Lohn für die beste Erziehung so oft Undank ist."

„Doch wohl mehr" — sagte Fräulein Mendelssohn —

„wenn sich die Erziehung auf Erwachsene bezieht. Kinderherzen sind ein gar dankbares Feld."

„Wer andere Menschen" — versetzte Humboldt — „die Wege der Gerechtigkeit lehren will, der muß auf Ungerechtigkeiten in der Vergeltung gefaßt sein, und Undank als seinen Taglohn ansehen."

„Das gehört mit in den großen Krieg des Lebens!" — rief Chamisso, noch immer mit finsteren Wolken auf der sonst so heiteren Stirne. — „Wir Menschen sind zum Kampfe gegeneinander geschaffen. Gott aber haßt den Frieden Derjenigen, die er zum Kriege ausersah. Er ist so gut ein Gott der Heerschaaren und der Schlachten, als er ein Gott des Friedens ist."

„Mein Himmel!" — rief Varnhagen von Ense heiter — „welch ein kriegerischer, weltzertrümmernder Geist ist heute in meinen Freund Chamisso gefahren — in ihn, dessen Herz sonst so warm für Liebe schlägt."

„Für Liebe!" — wiederholte der junge Dichter bedeutsam. — „Ja! ...... die Liebe ist freilich eine bewunderungswürdige Tugend; in ihr sind Mittel und Zweck vereinigt. Sie ist der Weg, der zu ihr führt, und das Ziel zugleich. Aber es ist freilich auch wahr: Die Tugend der Stärke und die Stärke der Tugend erwirbt man niemals in friedlichen Zeiten, sondern nur im Kampfe ...... das heißt im Kampfe der Versuchung. Viele scheinen sehr tugendhaft und haben vielleicht doch die Kraft nicht, treu zu sein, weil sie dieselbe nicht durch Kampf erworben haben."

Nur Fräulein Mendelssohn war der tiefere Sinn dieser Rede klar; aber sie zürnte innerlich dem jungen heißblütigen Dichter, der sich hier selbst nicht bezwingen konnte und von einem Mädchen moralische Heldenthaten verlangte. Sie sagte daher:

„Ihr Männer dünkt Euch immer Helden! Aber wer steht, der gebe acht, daß er nicht falle. Das Reden von sich selbst ist nicht minder gefährlich, als das Seiltanzen. Es ist dabei die größte Vorsicht nöthig und man muß sich sehr wohl auf das Gleichgewicht verstehen, um nicht zu fallen; das geringste Abgleiten von der geraden Linie zieht unvermeidlich den Sturz nach sich."

Der junge Dichter fühlte sich getroffen und sah ein, wie recht seine edle Freundin habe, er schwieg daher, während Spontini Fräulein Mendelssohn frug: ob Sie denn dies ewige Mahnen, Lehren und Erziehen nicht angreife und aufreibe.

„Ich gebe Ihnen Ihre Frage zurück, lieber Spontini!" — entgegnete die Dame. — „Ein Mann, der, wie Sie, Werke geschaffen, wie „L'amor secreto", „L'isola disabitata", „Cortez" und die „Vestalin", oder ein Gelehrter, wie unser vortrefflicher Herr von Humboldt, die wissen recht gut, daß Leute, die Kraft ihres Berufes in der großen oder, wie ich, in der Kinderwelt das Licht voran zu tragen haben, den Kerzen gleichen müssen, die sich selbst verzehren, während sie anderen leuchten."

„Das ist ein schöner Gedanke!" — sagte Humboldt —

„in welchem Größe und Bescheidenheit, Begeisterung und Hingebung zugleich liegen. Es ist keine geringere Tugend, Tugenden zu verbergen, als jene selbst sind, die man verbirgt.“

Die Gesellschaft war unterdessen, geführt von der Inhaberin des Pensionates, in den Gartensaal getreten, wo sie auf zierlich gedecktem Tische einfache Erfrischungen: Obst, Brod, Butter, Fleisch und Wein erwarteten.

Die Fenster des Salons waren von außen mit Weinlaub dicht überkleidet, welches zugleich der Sonnengluth wehrte und die Abendkühle minderte. Hinter diesen grünen Vorhängen saß die Gesellschaft nun traulich beisammen, während die Kinder draußen noch spielten und ihr frohes und kindliches Lachen und Schreien von Ferne herüberdrang. Man hatte ganz vergessen, daß man in Paris war, sprach nur deutsch und rief die theueren Bilder des Vaterlandes hervor, die liebsten Erscheinungen der Poesie und Kunst und bald waren selbst die höchsten Anliegen der Menschheit der Stoff der Betrachtung.*)

Auch auf Frau von Staël, die sonst so oft hier verweilt hatte, kam die Rede. Sie mußte jetzt, auf des Kaisers Befehl, dreißig Lieues von Paris entfernt bleiben, und lebte mit ihrer Gesellschaft in Chaumont. Der große Kaiser hatte sich, ihr gegenüber, unendlich klein gezeigt; sie aber war in gewisser Beziehung zu einer politischen Mär-

*) Varnhagen von Ense: „Denkwürdigkeiten.“ III. Bd. S. 129.

tyrerin geworden. Jedes der Anwesenden interessirte sich für die starkfühlende, geistreiche Frau, und in Chaumont gab es gar manche Lebensräthsel zu betrachten; Gemüths- und Denkart waren auch dort mit sich selbst und dem Schicksale im Kampfe, was hier im Kreise der Freunde zu den interessantesten Erörterungen führte. Mad. Recamier, Matthieu von Montmorenci, Barant, August Wilhelm von Schlegel und Andere umgaben die berühmte Verbannte, welche durch den Druck ihres neuen Werkes gerade jetzt in gespannter Thätigkeit und wegen der Hoffnungen und Besorgnisse, die sich mit der Herausgabe verbanden, in einer Art Lebenskrise stand.

Wie sie erst heute an Fräulein Henriette Mendelssohn geschrieben hatte, schmeichelte sie sich mit dem Gedanken: der Erfolg ihres Buches könne ihr die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris erwirken. Sie hatte daher — wie sie schrieb — alles entfernt gehalten, was dem Kaiser mißfällig sein könne; andererseits aber konnte sie doch auch nicht die Richtung und Art verleugnen, von welchen sie ihren Erfolg bei dem Publikum bedingt wußte. In diesen Aengsten schrieb sie auch heute.

Jetzt lieferten ihr Wesen, ihre Gaben und ihre Verhältnisse Stoff genug zu einer höchst lebhaften und geistreichen Unterhaltung. Am klarsten hatte Fräulein Mendelssohn den Grund ihres Charakters aufgefaßt. Die Frau verstand die Frau am nächsten. Sie hielt sie für außerordentlich gut, aber ihren Geist bewunderte sie nicht. Die

großen Gaben der Diskussion und Rede und die Wirkungen derselben waren und blieben unläugbar, aber sie gewährten gleich dem aus ihnen hervorgegangenen Ruhm ihrem Herzen keine Befriedigung. Frau von Staëls Schriftstellerei, ihre politische Unruhe waren von Zeit und Umständen dargebotene Befehle, über deren Ungenügen — nach Fräulein Mendelssohn Ueberzeugung — die kühne Frau sich doch selbst nie täuschte.

Aber es waren heute noch andere wichtige Briefe eingegangen, die den kleinen vertrauten Kreis sogar noch mehr interessirten, als jenes Schreiben der Frau von Staël. Alexander von Humboldt hatte — wie er mittheilte — zwei Zuschriften erhalten und ...... welch ein Schrecken für die ganze Gesellschaft ...... beide beabsichtigten den lieben, so hochgeschätzten Freund, den Stolz und die Freude aller Anwesenden .... von Paris zu entführen. Die Sache war folgende:

Während sich Humboldt nun schon seit Jahren mit der Herausgabe seines Riesenwerkes in Paris angelegentlich beschäftigte — die Materialien, welche Humboldt jedem der vielen mitwirkenden Freunde lieferte, glichen einem Bergwerke in welchem jeder Mitarbeiter neue Schätze und reiches Gold für die Wissenschaft zu Tage fördern mußte, — hatte sein Bruder Wilhelm eine glänzende Laufbahn in Preußen betreten. Aus Rom zurückberufen, wurde er zum Staatsrath im Ministerium des Innern, und zwar zum Chef der Section des Cultus und

des öffentlichen Unterrichts, erhoben, und in dieser für ihn so geeigneten Wirksamkeit brachte er es 1809 durch seine Anträge bei dem Könige dahin, daß die Gründung einer Universität in Berlin beschlossen wurde.

Wilhelm von Humboldt war nun und blieb natürlich die Seele dieses großen, für Preußen so wichtigen Unternehmens, obgleich durch Rath und That Großkanzler Beyme, Finanzminister von Altenstein und von Gelehrten: Wolf, Schleiermacher, Gräfe, Savigny, Fichte, Niebuhr, Böckh, de Wette, Marheinecke und Ottmann mitwirkten. Was aber hätte dabei Wilhelm näher am Herzen liegen können, als der Wunsch, diesen herrlichen Kräften seinen so innig geliebten und berühmten Bruder hinzuzufügen und die neue Universität auch mit dessen Namen zu zieren. Allein Wilhelm von Humboldt sollte der Eröffnung seiner Lieblingsschöpfung nicht beiwohnen; der König erhob ihn zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am Hofe zu Wien. Auf der Reise dahin war es denn auch — wie wir bereits wissen — wo er erst vor wenigen Tagen in geheimer Sendung Paris berührt und Alexander wiedergefunden hatte. In der That weilte Wilhelm auch noch in Frankreichs Hauptstadt, jetzt eben von wichtigen Geschäften vollständig und im Sinne des Wortes Tag und Nacht an den Hof gefesselt. Um so mehr hatte es Alexander von Humboldt überrascht, unter den heute aus Berlin an Wilhelm angekommenen Depeschen auch einen Brief an sich zu finden, und dieser Brief, von

dem Staatskanzler im Ministerium des Grafen Dohna ausgehend, brachte Alexander die Berufung zur Leitung der Section des Unterrichts nach Berlin.*)

Die Erregung der kleinen Gesellschaft im Gartensalon Henriette Mendelssohn's bei dieser Eröffnung war natürlich groß. Alle stürmten mit der Frage auf ihn ein: ob er denn nun dem allerdings sehr ehrenhaften Rufe folgen werde? aber Alle brachen auch in Jubel aus, als sich der so hochgeschätzte und verehrte Freund mit Bestimmtheit gegen die Annahme dieser Berufung erklärte.

„Ich werde die Stelle mit innigem Danke ablehnen!“ — sagte er dabei mit der ihm eigenen Einfachheit und Bescheidenheit. — „Die große Aufgabe, die ich mir in den Naturwissenschaften gestellt habe, duldet keine Zersplitterung. Der rechte Mann ist das, was er ist, ganz, und dann gehört noch ein langes Menschenleben hinzu, um nur ein Stückchen an dem unendlichen Bau des menschlichen Wissens fertig zu bringen. Was sollte außerdem aus meinem großen Reisewerke werden? ..... und dann .... offen gestanden .... ich habe eine unüberwindliche Abneigung gegen jede Art von Beamtenleben!“

„O das ist herrlich! das ist herrlich!“ — rief hier Fräulein Mendelssohn — „so behalten wir Sie, den ersten und schönsten Stern am naturwissenschaftlichen Himmel, den edlen Freund und liebenswürdigsten der Menschen hier!“

---

*) Klenke: „Alexander von Humboldt.“ S. 105.

Alexander von Humboldt lächelte, dann sagte er: — „Die Herzlichkeit meiner Freunde erquickt mich und macht mir das Leben hier doppelt angenehm. Aber ich kann denselben doch nicht so ganz mein Hierbleiben versprechen.“

„Wie?“ — rief Fräulein Mendelssohn — „sagten Sie nicht eben ....“

„Sie lehnten doch ab?“ — fiel Varnhagen ein.

„Und meine Freunde vergaßen, daß ich heute noch einen zweiten wichtigen Brief erhalten habe!“ — versetzte Humboldt.

„Wenn er etwas ähnliches enthält, wie der erste,“ — meinte die Mendelssohn — „so haben wir heute einen Unglückstag.“

„Und was, was enthält er?“ — frug Spontini ungeduldig.

„Es ist ein Schreiben von Romanzow.“

„Von dem russischen Minister?“

„Von demselben.“

„Und was will der Kaiser von Rußland?“

„Er hat eine wissenschaftliche Expedition über Kaschghor nach Tibet angeordnet, und das Ministerium Romanzow macht mir nun das ehrende Anerbieten, diese Mission in Auftrag der Regierung zu begleiten.“ *)

„O weh!“ — rief hier Fräulein Mendelssohn. — „Jetzt haben wir verloren! Einer Reise nach Asien wieder-

*) Thatsache. Klenke. S. 105.

steht Herr von Humboldt nicht. Sehen Sie nur, wie schon bei dem bloßen Gedanken daran seine Augen strahlen und sein ganzes Antlitz sich verklärt."

„Ich leugne es nicht!" — versetzte Humboldt heiter — „dieser Vorschlag hat mich mit Freude und mit Begeisterung erfüllt. Erst wenn ich auch Asien kennen gelernt und durchforscht habe, kann ich durch Vergleiche mit den Naturerscheinungen Europas und Amerikas zu einigermaßen genügenden Schlüssen gelangen."

„O! er heißt nicht umsonst Alexander!" — rief die Mendelssohn.

„Alexander!" — wiederholte Herr von Humboldt — „Woran erinnern Sie mich?!"

„Nun?"

„An einen der schönsten Tage meiner Kindheit: Friedrich der Große hatte meine Eltern auf Schloß Tegel besucht, wir Kinder wurden ihm vorgestellt. Bei Tische erklärte mir der große, der herrliche Mann scherzweise den Humboldtischen Wappen. Nun — sagte er zu mir — mache er einmal im Leben seinem Wappen und seinem Namen Alexander Ehre! Werd' er auch ein Alexander und erobere er die Welt mit dem Kopfe. Himmel und Erde sollen ja ihm gehören, wie sein Wappen sagt: Der grüne Boden der Erde, also die ganze Natur, die Pflanzenwelt — wie der Baum anzeigt — und selbst die Sterne des Himmels, die ja auch in dem Wappen um den Baum stehen. Und wenn er erst etwas Ordentliches gelernt hat,

dann schau er auf die Adlerflügel, die seinen Wappenhelm krönen, und schwing er sich auf zu den lichten Höhen der Wissenschaft — denn die Wissenschaft ist doch das Höchste und Schönste auf der Erde. Und wenn ihn dann die Menschen in ihrem kleinlichen Neide, in Zank und Streitsucht angreifen, dann steh er da, wie der gewappnete Mann in seinem Wappen und schwing er das Schwert des Geistes, daß es blitzt und alle Widersacher niederschmettert. Das soll der Sinn sein, der für ihn in seinem Wappen liegt und diesem Wappen, seinem Helm und seinem Schilde, möge er einst treu bleiben bis in den Tod!"

Humboldt schwieg hier sichtbar bewegt; dann sagte er in Gedanken versunken: — „Ja, wenn der noch lebte, dann könnte man nach Berlin gehen ..... o! ..... es war doch ein großer, großer Mann und eine schöne Zeit!"

„Und Sie, Herr von Humboldt, machen seinem prophetischem Blick Ehre!" — sagte Fräulein Mendelssohn. — „Ich gestehe, daß ich sonst nicht viel auf Wappenschilder halte; aber wenn man ihre Bedeutung auf die Weise in das Leben überträgt, wie Herr von Humboldt, kann man sich schon mit denselben versöhnen."

„Und wann soll diese neue große Reise stattfinden?" — frug jetzt Spontini.

„In zwei Jahren!" — entgegnete Humboldt.

„Nun, dann behalten wir Sie ja noch lange!" — rief die Mendelssohn freudig.

„Die Zeit ist für die nöthigen Vorbereitungen kurz genug!“ — meinte Humboldt. — „Ich muß mich jetzt vor allen Dingen mit dem Studium der persischen Sprache und deren Zweigen beschäftigen; muß mich auf literarischem Wege im Voraus mit Teheran, Herat und Indien, Tibet und China, sowie mit der Structur der asiatischen Bergketten, ganz genau und bis in jede Einzelheit bekannt machen, so daß ich im Stande bin, über die Forscher, welche das Himmelayagebirge bereist haben, gründliche Urtheile abzugeben. Aber welcher Reiz liegt auch für mich in den Gedanken: die Hochebenen Mittelasiens, die sagenhaften Riesengebirge Indiens, die merkwürdigen Verhältnisse der Grenzen des ewigen Schnees zu erforschen.“

Das Gespräch erging sich nun auf diesem Boden noch weiter, so daß es schon sehr spät in der Nacht war, als man sich trennte, um recht bald an diesem lieben und vertraulichen Orte wieder zusammen zu kommen.

Chamisso, der den ganzen Abend schweigend und in sich gekehrt dagesessen und fast keinen Antheil an dem Gespräche genommen hatte, da ihm die fürchterliche Besorgniß, die ihn quälte, Herz und Geist zusammenpreßte, ging zuletzt.

„Also morgen früh werden Sie die Güte haben!“ .... — sagte er beim Abschied leise zu Fräulein Mendelssohn. — „Bedenken Sie, daß ich die Minuten bis zum Mittag zählen werde.“

„Rechnen Sie auf mich, mein armer edler Freund!“ — entgegnete Henriette. — „Was in meinen Kräften steht,

soll geschehen, nur halten Sie ihr Vertrauen aufrecht. Es wäre eine Kränkung der Liebe, wollten Sie an Helenen zweifeln."

Chamisso seufzte tief, seine Züge wurden noch finsterer und auf seiner Stirn stand: „Napoleon! . . . . . . der Kaiser Napoleon!"

Unwillkürlich hatte dieses kleine Zwiegespräch Chamissos mit Fräulein Mendelssohn den ersteren von der Gesellschaft getrennt. Humboldt, Varnhagen und die Anderen waren schon weit, als Chamisso aus dem Garten trat. Es war ihm lieb allein zu sein; die Nacht war herrlich. Die Luft schmiegte sich so milde wie in Italien an, die Sterne funkelten wie Diamanten.

Plötzlich fiel Chamissos Blick auf den rothfunkelnden Mars; da zuckte es durch seine Seele wie ein Dolchstoß: er dachte an den unseligen Rubinschmuck. Er hätte aufschreien . . . . . . er hätte sich wegen seiner Schwäche, an Helenen zu zweifeln, ums Leben bringen können.

Ein unendlicher Schmerz durchzog jetzt seine Seele. Das Leben mit seinem vollen Ernst, mit seiner ganzen Bitterkeit trat an ihn heran.

„Wenn sie dich täuschte, wenn sie schwach wäre!" — lispelte er jetzt vor sich hin — „wenn dies heilige unschuldvolle Leben seine Krone an den Kronenräuber verlöre! . . . oder wenn auch nur ein kaiserlicher Wille sein frevelhaftes Launenspiel mit ihrer Zukunft triebe, ... es wäre entsetzlich!"

Und Chamisso fühlte an seine Stirne, hinter der es brannte und tobte, und in seinem Herzen sagte etwas: „dann wäre auch das Glück deines Lebens, der unschuldvolle Friede deiner Seele auf ewig dahin."

Mit einemmale lachte er wild auf, seine Augen rollten in finsterer Zornesgluth, seine Hände ballten sich, als strebten sie, etwas zu zertrümmern.

Chamisso war jetzt gar nicht mehr der frühere. Was ihn sonst so liebenswürdig machte, war die heitere, immer zu Tage liegende Neigung zur Poesie, gepaart mit einem ernsten Verlangen nach gründlichem Wissen und jenem Sinn für edle Freundschaft, der einer wechselseitigen geistigen Förderung so sehr zu gute kommt. Schön stand auf diese Weise der Franzose unter den Deutschen da, deren geistig tiefe Strebungen er sich mit Leichtigkeit aneignete, an deren Mühen und Arbeiten er, rüstig kämpfend, den lebhaftesten Antheil nahm. Eigenthümlich war dabei immer sein Geistesleben. Neben exerzieren und Wachtdienst hatte er Griechisch und Latein gelernt, und darin, fast nur auf eigene Kraft und eigenen Fleiß angewiesen, die merkwürdigsten Fortschritte gemacht. Aber seine Seele war bei heiligem, strengem Ernste doch immer kindlich geblieben. Jetzt war eine Bitterkeit über ihn gekommen, die er nicht zu bewältigen — nicht einmal zu entschuldigen wußte, da ihm ja eigentlich noch keine thatsächliche Kränkung vorlag. Er war allerdings nicht vorgelassen worden ..... er hatte gehört ..... man sagte ..... verfluchte Dinge

sagte man! Aber weil die schlechte Welt Schlechtes sagte ...... war darum ein, als edel und unschuldvoll erkanntes, unendlich geliebtes Wesen auch wirklich schuldig?

Die alte Beschämung kam wieder über ihn und wandelte sich jetzt in Schmerz und Wehmuth. Was er früher verlacht, die gewaltige Kluft zwischen der Fürstin und dem einfachen Edelmann, die der kühne ritterliche Geist des Poeten mit keckem Flügelschlage übersprang — Eginhard ward Emma's, der Tochter Karls des Großen, Gemahl — diese Kluft dehnte sich jetzt plötzlich in seinem Geiste unendlich aus. Aber auch darüber ärgerte er sich wieder und schalt sich muthlos.

Unter solchen Gedanken war er weiter geschritten und stand jetzt, als er aufschaute ...... vor dem Hotel von der Leyen. Chamisso war überrascht. Hatte ihn ein Zauber hierher gezogen? war es eine unsichtbare Hand gewesen, die ihn hierher geführt? oder nur die alte liebe Gewohnheit, diese Straßen zu gehen? Er war es sich nicht klar bewußt ...... aber ...... er stand vor dem Hause das sie bewohnte. Wenige Schritte um die Ecke und er konnte die Fenster ihrer Gemächer sehen.

Er trat ihnen gegenüber ...... es schlug Mitternacht ...... der Stadttheil war einsam ...... Niemand störte ihn.

Mit einem unaussprechlichen Gefühle der Wehmuth und Sehnsucht schaute Chamisso hinauf. Jahre seines Lebens hätte er jetzt dafür gegeben, wenn er auf den Flü-

geln der Gedanken zu der Geliebten hätte hinaufschweben, wenn er sich ihr zu Füßen hätte werfen, sie bei Gott und allem was ihr heilig, um die Wahrheit dessen hätte beschwören können, was bis jetzt geschehen, was in ihrem Inneren vorgehe!

Aber wie auch die Sehnsucht sein Herz schwellte, er blieb auf fester Erde.

„Ob sie vielleicht jetzt auch noch wacht?" — dachte er — „ob sie vielleicht meiner gedenkt. Es kann ja das Machtwort eines Vaters oder jenes des Kaisers sein, das sie, gegen ihren Willen, von mir trennt. O wenn sie wüßte ......"

Ein Gedanke durchzuckte sein Gehirn. Leise intonirte er und sang:

„Hat das Schicksal arge Tücke,
Sieh', ich fürchte nichts vom Glücke,
Heiter bin ich, wie die Luft;
Mein der Himmel, mein die Freundschaft,
Mein die Liebe bis zur Gruft."

Aber noch schwebten die letzten Worte auf seinen Lippen, als eine weiße Gestalt hinter einem der Fenster erschien. Himmel! es war Helene .... und .... sie hatte ihn erkannt.

Aber warum war sie jetzt schon wieder verschwunden?! ...... Chamisso's Herz pochte, als wolle es zerspringen.

Ewiger, gerechter Gott! wenn sie jetzt nicht wiederkam, nicht ein Zeichen gab ...... nicht ein Wort der Liebe und des Trostes flüsterte ...... dann ...... dann ......

war sie wirklich untreu, ... war sie eine Verrätherin ..... war alles wahr, was Chamisso in Eifersucht und Liebesqual bisher gefürchtet.

Er sah' sich bald die Augen aus ...... Himmel und Hölle! ...... es blieb leer hinter dem Fenster ...... es öffnete sich nicht! ....

„Helene!!!" — stöhnte Chamisso im Tone unendlichen Schmerzes, bitter getäuschter Hoffnung, und es war ihm, als müsse er sich in diesem Augenblicke einen Dolch durchs Herz bohren. „Helene!!!" — wiederholte er und die Verzweiflung trieb ihm eine Thräne in das Auge.

Plötzlich hörte er ein Geräusch ...... ein Schlüssel wurde leise in das Schloß der kleinen Thüre geschoben, die sich unter Helenens Fenster befand. Die Thüre öffnete sich .... und .... einen Augenblick später war Chamisso in ihr verschwunden.

Chamisso.

„Helene!" — flüsterte Chamisso, nachdem sich die kleine Nebenthüre, durch welche er so eben geschlüpft, rasch aber leise wieder geschlossen hatte.

„Geben Sie mir die Hand, Herr von Chamisso!" — entgegnete, ebenfalls flüsternd, eine weibliche aber dem jungen Manne fremde Stimme. — „Und suchen Sie jedes Geräusch zu vermeiden."

Im gleichen Augenblicke fühlte Chamisso, daß sich ihm eine Hand entgegenstrecke, er faßte sie; sie war weich und warm. Helenens Kammermädchen, dachte er, und folgte schweigend. Es war eine ziemlich enge Wendeltreppe, die sie im Finstern hinaufsteigen mußten ...... ein Nebenaufgang, der wohl nur selten benutzt wurde. Aber hatte man nicht Herrn von Chamisso gesagt: der Kaiser sei im Geheimen bei der jungen schönen Fürstin gewesen? Unzweifelhaft hatte man auch Napoleon hier eingelassen.

Das Blut stieg dem jungen Manne wieder zu Kopf.

Er ward in der That an der Geliebten irre, ... wußte nicht mehr, was er von ihr denken und halten sollte. „Und doch!" — dachte er — „nie und nimmer ist es möglich, daß dies zauberhaft-unschuldige Wesen, daß diese reizende Kindlichkeit Helenens, daß ihre naive Geradheit und Offenheit, ihr Geist und ihr Witz ...... daß das alles nur Coquetterie gewesen sei! ...... daß ......"

Er wagte nicht auszudenken. Es war ihm, als stünden die Gedanken in seinem Gehirne still ...... er folgte halb bewußtlos.

Plötzlich öffnete sich die Thüre eines matt erleuchteten Zimmers ...... er stand vor Helene, die augenscheinlich in der Eile ein leichtes Neglige übergeworfen hatte. Sie war bleich wie der Tod, und diese Blässe hob noch das weiße, mit Spitzen besetzte Gewand.

„Herr von Chamisso!" — sagte sie jetzt halblaut, während ihre Stimme zitterte — „Sie werden als Ehrenmann den Schritt, den sich hier eine Dame erlaubt, die Ihnen ebenfalls als ehrenhaft bekannt ist, nicht verkennen; aber ich mußte Sie unter allen Bedingungen sprechen, ... und ...... da man Sie sonst nicht mehr zuläßt, so ergriff ich die Gelegenheit, die sich mir, wie vom Himmel gesandt, bot."

„Gnädigste Fürstin ......!" — stammelte Chamisso verlegen, denn schon diese Worte und die Erscheinung preßten sein Herz so gewaltig in Reue über den Verdacht zusammen, der ihm hatte aufsteigen können, daß ihm die

Sprache versagte und er sich, um Vergebung flehend, zu den Füßen der Geliebten hätte werfen mögen. Aber Helene ließ ihn nicht zu Wort und Ausführung kommen.

„Ich habe Ihnen Wichtiges zu sagen!“ — fuhr sie fort — „aber Sie werden erlauben, daß mein Kammermädchen im anstoßenden Zimmer verweilt, dessen Thüre geöffnet bleibt.“

„Wie Sie es für gut finden!“ — entgegnete der junge Mann, der kaum gehört hatte, was das bleiche Mädchen gesprochen und jetzt erst gewahrte, wie leidend die Theuere aussah. Nicht eine Spur der wunderbar lieblichen hingehauchten Röthe der Wangen war mehr zu sehen. Helene mußte in den wenigen Tagen viel gekämpft und viel gelitten haben.

„Sind Sie krank, Helene!“ — frug jetzt Chamisso mit Beglommenheit und Hast, während sich das Kammermädchen in das Nebenzimmer zurückzog.

Helene antwortete nicht, aber sie warf sich in die Arme des jungen Mannes und weinte krampfhaft.

„Um Gottes Willen!“ — flüsterte Chamisso — „fassen Sie sich ...... was ist Ihnen?“.....

„Es ist gleich ...... vorüber!“ — entgegnete Helene kaum vernehmbar. — „Haben Sie nur einen Moment Geduld!“

Ein geliebtes leidendes Weib in seinen Armen zu halten, erweicht das stärkste männliche Gemüth. Chamisso — Helenens Haupt an seiner Brust, ihren schlanken Leib

in seinen Armen fühlend, benetzt von ihren Thränen — war selig und verzweifelt zugleich. Er fühlte den Schlag ihres Herzens, das ungestüme Wogen ihres Busens, während ihm das krampfhafte Schluchzen der Geliebten tief in die Seele schnitt.

Endlich hatte sich der nervöse Anfall gelegt: — „Führen Sie mich zum Sopha!" — hauchte sie leise. Chamisso that es ...... Beide ließen sich nieder. Helene fand ihre Fassung und Festigkeit wieder.

„Was werden Sie von mir gedacht haben?" — hub sie an. — „Vater und Tante hatten den strengen Befehl ertheilt, Sie abzuweisen, während man mich wie eine Gefangene hielt."

„Ich ahnte so etwas!" — entgegnete Chamisso. — „Aber warum auf einmal dies sonderbare Betragen gegen Sie und mich."

„Warum?" — wiederholte Helene — „weil ich verkauft werden soll!"

Chamisso erblaßte ...... Napoleon und der Rubin- und Diamantenschmuck im Werthe von einer halben Million fiel ihm unwillkürlich wieder ein.

„So wäre es wirklich wahr!" — stieß er entsetzt heraus. — „Der Kaiser hat Sie besucht?"

„Ja!"

„Und im Geheimen?"

„Es war sein Wille."

„Und wer war zugegen?"

„Außer uns Beiden ...... nur Gott, meine Liebe zu Ihnen und meine Ehre.“

Eine Pause entstand. Helenens Blicke ruhten mild, ruhig und doch fast wie flehend auf den Zügen des Geliebten. Chamissos Hand fuhr über die glühende Stirne, seine Augen suchten den Boden, sein Athem ging schwer. Es war kein Zweifel: in seiner Seele kämpfte es mächtig.

Plötzlich ließ er die Hand sinken, sein Auge blitzte und funkelte, eine wilde Frage stürzte auf seine Lippen, ... aber ..... er preßte sie zusammen, sah Helene ernst, fast feierlich an ..... dann sagte er:

„Helene! ich beschwöre Sie bei unserer Liebe, bei Gott und bei allem was Ihnen heilig ist, beantworten Sie mir die eine Frage offen, wahr und ehrlich!“

„Fragen Sie!“ — entgegnete die junge Fürstin von der Leyen ruhig. — „Ich gebe mein Ehrenwort, daß meine Antwort wahr sein soll.“

„Nun denn ......“ — fuhr Chamisso fort, ... aber das Peinliche der Frage verschloß ihm wieder den Mund.

„Sprechen Sie, mein geliebter Freund!“ — bat Helene jetzt milde.

„O Gott!“ — rief Chamisso schmerzlich — „ich kann es fast nicht!“

„Und jetzt müssen Sie es thun ...... oder“ — setzte die junge Dame stolz hinzu — „Sie selbst halten mich etwas schuldig, was unter meiner Würde liegt.“

Abermals trat eine Pause ein. Da fühlte Adalbert von

Chamisso plötzlich die zarte warme Hand der Geliebten auf der seinen. Er blickte empor, seine Augen trafen die ihren ...... es lag ein Himmel in ihnen.

„Die Frage!“ — lispelte Helene mit zauberhafter Stimme.

„Sie ist unnöthig!“ — rief Chamisso, sank auf seine Kniee und bedeckte Helenens Hände mit glühenden Küssen.

„So will ich sie selbst thun!“ — sagte diese leise. — „Was hat es für eine Bewandtniß mit dem kostbaren Schmuck, welchen Napoleon der Fürstin von der Leyen übersandte.“

„O Gott!“ — rief Chamisso — „so ist es doch wahr?“

„Es ist wahr!“

„Und wozu der Schmuck!“

„Als Mitgift zu der vom Kaiser Napoleon gewünschten Verbindung der Familien von der Leyen und La Reveillère-Lepaux.“

„Und was thatest Du, Helene?!“

„Ich bat den Kaiser, mich meinem Vater noch zu lassen und ......“

„Nun?“

„Sandte den Schmuck zurück.“

„Und der Kaiser?“

„War wüthend!“

„Und sahst Du ihn wieder?“

„Er kam zum zweitenmale ..... aber ...... laß mich davon nicht sprechen.“

„Warum? warum?“

„Ich lag vor ihm im Staube! . . . . . . ich flehte! . . . . . . er ward wild, fürchterlich, unerbittlich . . . . . . bis . . . . . .“

Helene ward hier plötzlich noch bleicher . . . . . . sie athmete schwer . . . . . . der Krampf schien zurückkehren zu wollen. Chamisso rief das Kammermädchen. Nach etwa zehn Minuten, in welchen die Zofe die Leidende mit starkriechenden Mitteln angestrichen, ward sie wieder ruhig. Das Mädchen verließ abermals das Zimmer:

„Und wie endete die zweite Zusammenkunft mit dem Kaiser?“ — frug Chamisso mit leise zitternder Stimme.

Helene barg ihr Gesicht in beiden Händen.

„Helene!“ — wiederholte Chamisso, als frage er nach seinem Todtesurtheil — „wie endete die zweite Zusammenkunft mit dem Kaiser?“

Helene ließ die Hände sinken, dann sagte sie wie mit Grabeston:

„Er bestand auf seinem Verlangen und setzte auf dessen Nichterfüllung Deine und meines Vaters Vernichtung.“

„Und Du?“ — frug hier Chamisso mit stolzem Lächeln.

„Kann ich Dich und den Vater opfern?“ —

„Und Du gabst nach?!“

„Nur zum Scheine!“

„Zum Scheine? wie soll ich das verstehen.“

„Höre mich an, Geliebter!“ — fuhr hier Helene fort, den jungen Mann sanft an sich ziehend, als wolle sie ihn

beruhigen. — „Du kennst des Kaisers unbeugsamen Starrsinn, wenn er die Ausführung eines seiner Wünsche verfolgt. Meines Vaters und Deine Existenz stand auf dem Spiel. Ich ...... ich willigte also ein ...... das heißt ......“ — setzte sie heftig hinzu — „willigte ein, La Revellière-Lepaux meine Hand zu reichen, auch den unseligen Schmuck zu nehmen ......“

„Helene!“ — rief Chamisso und jetzt ward er todtenbleich.

„Willigte ein, um Zeit zu gewinnen, und ...... mit Dir und dem Vater zu fliehen!“

„Gott sei Dank!“ — rief Chamisso bei diesem Wort und drückte beide Hände auf sein Herz. — „Ich athme wieder.“

„In wenigen Tagen“ — fuhr Helene leidenschaftlich fort — „gibt Fürst Carl Schwarzenberg ein großes Fest zu Ehren der Kaiserin, der Tochter seines Herrn. Napoleon und Marie Louise, der ganze Hof, alle Gesandtschaften, der Adel Frankreichs wird sich dort einfinden. Auch wir werden kommen und La Revellière-Lepaux. Der Kaiser will ihn dann als Marschall anreden und mich ihm als Braut zuführen ......“

Chamisso horchte athemlos.

„Aber ehe dies geschieht,“ — fuhr Helene mit fliegendem Athem fort — „wird Herr von Chamisso die nöthigen Vorkehrungen zur Flucht besorgt haben. Der Vater wird durch mich genöthigt unbemerkt die Säle zu verlassen.

Meine Aufgabe ist es alsdann, ihn mitzuziehen. Sie sind bereit. Wir eilen nach Dieppe, wo uns eine meiner Freundinnen erwartet, die bereits im Geheimen vorausgeeilt ist, auf ihrem Gute einen verborgenen Aufenthalt herzurichten, bis wir Gelegenheit finden, nach England zu entfliehen. Die nöthigen Fonds sind hier!" — fuhr Helene in fieberhafter Aufregung fort, indem sie aufsprang, aus ihrem Schreibtisch eine Brieftasche nahm und sie Chamisso in die Hand drückte. — „Es ist nicht viel, ... ein Rest des Vermögens meiner verstorbenen Mutter; aber es wird für die erste Zeit genügen, bis sich Napoleons Zorn gelegt. Sind Sie einverstanden?"

„Helene!" — rief der junge Mann entzückt. — „Und Sie wollen mein Weib werden."

„Sobald wir Englands Küste erreicht haben."

„O Gott! wie habe ich Sie verkannt! wie konnte ich Unglückseliger an Ihrer Liebe und Seelengröße zweifeln!"

„So rette mir Leben und Ehre!" — sagte hier Helene, und ihr Blick ruhte mit Zärtlichkeit auf des Geliebten Zügen — „rette mir Leben und Ehre; ...... rette meinen Vater und Dich vor dem Zorne des Kaisers, und ich will Dir als treue Gattin beweisen, wie innig ich Dich liebe!"

„So rechne denn auf mich, Geliebte meiner Seele!" rief Chamisso entzückt, indem er Helene stürmisch in seine Arme schloß. — „Während des Festes, das Fürst Schwarzenberg gibt, entführe ich Dich auf den Flügeln der Liebe. Das stolze England soll uns dann glücklich sehen!"

„Aber jetzt!“ — fiel hier Helene ein, indem sie sich der glühenden Umarmung Chamissos entwandt — „jetzt, mein Geliebter, laß uns scheiden. Auch wiedersehen wollen wir uns nicht bis zur Stunde der Entscheidung; denn des Kaisers Augen sind scharf und — wehe uns! wehe Dir! …… wenn er von unserer Zusammenkunft, von unserem Plane auch nur das Leiseste erführe.“

„So lebe denn wohl!“ — sagte Chamisso und drückte noch einen letzten Kuß auf die Lippen der Theuren. — „Lebe wohl! und was zu vermittlen sein sollte, kann durch Fräulein Mendelssohn geschehen, die Dich morgen schon besuchen wird.“

Noch einmal brannten die Lippen Beider aufeinander, — noch ein letztes: „Lebe wohl!“ und Chamisso betrat, geführt von der Zofe, die Wendeltreppe.

Wenige Minuten später öffnete sich die kleine Thüre …… und ein Mann verschwandt im Schatten.

Ein edles Bruderpaar.

Alexander von Humboldts Wohnung in Paris war, dem Charakter ihres Besitzers entsprechend, mit einer gewissen edlen Einfachheit ausgestattet. Die Wände zierten zumeist Schränke mit Büchern, Landkarten und Ansichten der Tropengegenden Amerikas, die zum Theil als Mitgabe für das große Reisewerk bestimmt waren. Auf den Schränken aber prangten ausgestopfte Vögel und Affen; es waren dies die Bälge jener Thiere, die den großen Reisenden lebendig über den Ocean herüberbegleitet hatten und später mit Tode abgingen. Humboldt bewahrte ihnen als Reisegefährten eine gewisse Anhänglichkeit, und ihr Anblick erinnerte ihn auch jetzt noch oft an die schönen und interessanten Zeiten, die er in ihrem Vaterlande verlebt.

Die Hauptzierde der ganzen Wohnung aber war eine herrliche Vase, die Alexander von Humboldt bei seiner Rückkehr aus Amerika von seinem hohen Freunde, dem damaligen Kronprinzen von Preußen, erhalten hatte. Sie

war eigens für Humboldt gefertigt, und zeigte in prachtvoller Malerei den berühmten Reisenden mit seinem Gefährten Bonpland auf einem Schiffe, auf „la Rivière de Guajaquil," umgeben von zwei Indianern der Mechocan. Den Rand und das schöne Fußgestell zierten Pflanzen und Früchte der Tropenwelt, mit besonderer Rücksicht der von Humboldt neu entdeckten.*)

Zu beiden Seiten dieser herrlichen Vase, die den Salon zierte, hoben sich von der Wand die Büsten Friedrichs des Großen und Napoleons ab; ihnen gegenüber aber stand ein bequemer Divan, auf welchem eben Alexander und Wilhelm von Humboldt saßen.

Es war eine schöne Gruppe — ein rechtes Bild inniger Freundschaft und brüderlicher Liebe. In tiefem Gespräche verloren, saßen die Brüder einander zugekehrt und schauten sich gegenseitig herzlich und mit dem Ausdrucke der innersten Freudigkeit an, während einer des anderen rechte Hand in unbewußtem Herzensdrange ergriffen hatte, und beide Hände nun auf dem Knie Alexanders ruhten.

Sie hatten sich in einer glücklichen stillen Stunde wieder einmal so recht herzlich gegen einander ausgesprochen und namentlich ihrer Jugend gedacht. Die Bilder des Vaters und der Mutter, Campes und Kunths waren an ihnen vorübergezogen, und auch das Andenken an jene

---

*) Diese Vase hat Humboldt bekanntlich seinem Freunde und langjährigen Arzt Schönlein vermacht, in dessen Besitz sie sich jetzt befindet.

Stunde hatte sie begrüßt, in welcher sie einst, kurz nach dem Tode des theuren Vaters, in kindlicher Begeisterung den Tugendbund gestiftet.

„O es waren doch schöne Zeiten!“ — sagte jetzt Alexander — „an die ich immer mit Liebe zurückdenke.“

„Laß mich Dir, lieber Bruder, mit einem poetischen Ergusse darauf antworten!“ — versetzte Wilhelm. — „Es ist ein Sonett, welches ich jüngst in gleicher Stimmung schuf, als ich in den Armen meines lieben Weibes und umgeben von meinen Kindern, der auf Tegel verlebten Jugendjahre gedachte.“

„Laß mich es hören!“ — sagte Alexander. — „Deine Muse ist mir immer ein gar willkommener Gast!“

Wilhelm sann einige Sekunden nach dann begann er:

„Wer seiner Jugend treu bleibt durch das Leben
Und hoch im Herzen achtet diese Treue,
Bewahret Einheit in des Geistes Streben
Und kennt den Stachel niemals bittrer Reue.

Des Alters Brust noch die Gefühle heben,
Die heiligten der Jugend Blüthenweihe;
Der ersten Sehnsucht leises Wonneleben
Dem ganzen Dasein glänzt wie Himmelsbläue.

Denn von den duft'gen Lebenskränzen allen
Am duftigsten der Kranz der Jugend schwillet;
Bis hin zum Grabe Balsam ihm entquillet.

So lebt in mir der Jugend still Gefallen!
Die Hand der Zeit ein Herz läßt unberühret,
Das fromm und treu der Jugend Genius führet.

„Wie schön, wie tiefgefühlt und wahr!“ — rief Alexander. — „Und wie geruhigt spiegelt sich in diesen Versen das Glück, das Dir geworden.“

„Ja!“ — sagte Wilhelm freudig — „ich darf es wohl zugestehen, daß ich glücklich bin: glücklich im Schooße meiner Familie, glücklich durch mein Wirken und glücklich in mir selbst.“

„Und ich bin es ebenfalls!“ — versetzte Alexander heiter. — „Du und die lieben Deinen sind ja auch meine Familie ..... und dann, was könnte mich mehr beglücken, als meine ewig junge Geliebte: die Wissenschaft.“

„Wenn alle Menschen dächten wie wir“ — fuhr Wilhelm fort — „würde es überhaupt mehr Glückliche geben.“

„Vorzüglich wenn sie das Glück mehr nach Innen als nach Außen suchten.“

„Die Wenigsten wissen überhaupt, was Glück ist!“ — sagte Wilhelm. — „Hört man nicht tausendmal fragen: was ist Glück? ..... Ich spreche natürlich hier gar nicht von Jenen, die Glück und Reichthum verwechseln. Sie haben keine Bedeutung. Wenn man aber unter dem Worte das Glück meint, durch das man im Leben in der letzten tiefsten Empfindung glücklich oder unglücklich ist, nicht blos darunter einzelne Glücksfälle versteht, so ist es recht schwer, das Glück zu definiren. Denn man kann sehr vielen und großen Kummer haben und sich doch dabei nicht unglücklich fühlen, vielmehr in diesem Kummer eine so erhebende

Nahrung des Geistes und des Gemüthes finden, daß man diese Empfindung mit keiner anderen vertauschen möchte. Dagegen kann man im Besitze recht vieler Ruhe und Genuß gewährender Dinge sein, gar keinen Kummer haben und doch eine, mit den Begriffen des Glücks ganz unverträgliche Leere in sich empfinden. Nothwendig wird also zum Glück eine gehörige Beschäftigung des Geistes oder des Gefühls erfordert, allerdings verschieden nach jedes Einzelnen Geistes- oder Empfindungsmaß, aber doch so, daß eines Jeden Bedürfniß dadurch erfüllt werde. Die Natur dieser Beschäftigung, oder vielmehr dieses innern Interesse richtet sich aber dann nach der individuellen Bestimmung, die jeder seinem Leben gibt, oder vielmehr, die er schon in sich gelegt findet, und so liegt Glück oder Unglück in dem Gelingen oder Mißlingen des Erreichens dieser Bestimmung. Ich habe immer gefunden, daß weibliche Gemüther in dies Gefühl lieber und williger eingehen, als Männer und sich auf diese Weise ein stilles Glück in einer freudenlosen, ja oft kummervollen Lage bilden. Auch für das künftige Dasein ist diese Ansicht folgereich; denn alles Erlangen eines anderen Zustandes kann sich doch nur auf einen bereits erfüllten gründen. Man kann nur erlangen, wozu man reif geworden ist, und es kann in der geistigen und in der Charakterentwickelung keinen Sprung geben."

„Ja, ja!" — meinte Alexander — „eine der ersten Bedingungen, um glücklich zu sein, bleibt, wie ich vorhin sagte, das innere Interesse an seinem Beruf, der dann

aber auch freilich mit der individuellen Bestimmung zusammenfallen muß."

„Und Heiterkeit der Seele!" — setzte Wilhelm freudig hinzu. — „Wer sich heiter zu erhalten sucht, der sorgt nicht blos für sein Glück, sondern er übt wirklich eine Tugend. Denn die Heiterkeit, selbst die wehmüthige, macht zu allem Guten aufgelegter und gibt dem Gemüthe Kraft, sich selbst mehr aufzuerlegen und mehr für Andere zu leisten."

„Sehr wahr!" — rief hier Alexander. — „Die Erhaltung der Heiterkeit, selbst unter weniger günstigen Umständen, zeigt auch von einem genügsamen anspruchlosen Gemüthe, das nicht selbstsüchtig immer sich nur vor Augen hat, und was ihm begegnet, für größer und merkwürdiger hält, als was andern zustößt."

Wilhelm nickte bejahend, dann sagte er: — „Es ist überhaupt ein schöner, erfreulicher Sinn, der die Einigkeit mit seinem Geschicke, so weit als es möglich ist, erhält, die Freuden heraushebt, die Jedem bleiben, und sie zu sammeln, zu genießen versteht. Es bewährt sich auch hier, daß das moralisch Schönste und Edelste auch das am meisten Glück bringende ist und am mehrsten das Gemüth in ruhiger und besonnener Thätigkeit hält."

„Und!" — rief Alexander und seine Augen voll Tiefe und Feuer leuchteten freudig auf. — „So nur schafft man sich eine große innere Welt. Wer mit offenen Sinnen und rechtem Verstande gelebt hat, der hat sich auch ein geistiges

Eigenthum von Ueberzeugungen, Gefühlen, Hoffnungen und Ahnungen gebildet. Diese innere Welt, dies innere Leben sind ihm dann sicher, ja im eigentlichen Verstande unentreißbar. Kann er darin seine Beruhigung, sein Genüge finden, so ist ihm auch Heiterkeit und Zufriedenheit der Seele und somit das rechte Glück gesichert."

„Auch wenn er schmerzlich berührt wird!" — warf hier Wilhelm ein.

„Auch dann!" — fuhr Alexander fort. — „Denn jeder Gegenstand der Wehmuth schließt sich willig an den eben genannten Kreis an. Bei allem was uns unangenehm und schmerzlich berührt, gibt es überhaupt kein besseres Heilmittel, als gerade dasjenige, was das Gemüth ergreift, auf das Gebiet geistiger Thätigkeit hinüber zu führen."

„Worin mein lieber Bruder Alexander Meister ist!" — fiel hier Wilhelm mit freudiger, ja feuriger Anerkennung ein. — „So geht es mir übrigens auch. Ich strebe immer dahin, Alles, was das Leben herbeiführt, alle menschlichen Schicksale, die mich treffen können, voll in mich aufzunehmen, sie mich ganz durchwirken zu lassen, sie in Einklang mit Dem zu bringen, was unwandelbar in mir ist und in Jedem sein muß, um einst so mit dem Gefühle von der Erde zu scheiden, Alles, was sie mir darbot, genossen und gelitten und mein Erdenschicksal erfüllt zu haben. Denn wie man auch hin und her nachdenken mag, so bleibt doch, sobald man den vergleichungsweise immer

kleinlichen Tumult der Privat- und der öffentlichen Begebenheiten verläßt, von der ganzen Menschengeschichte nichts übrig, als daß Millionen von Geschlechtern die Phasen ihres irdischen Daseins, wie die Raupe, die sich verpuppt, nach einander vollenden."

„Die Natur um uns thut sichtlich dasselbe!" — bemerkte Alexander. — „Der Planet, den wir bewohnen und seine Bahn führen auch dahin."

„Das bestätigt nur meine Ansicht!" — fuhr Wilhelm fort. — „Es ist eine bewunderungswürdige und die Betrachtung großartig anziehende Anordnung, daß, indem das Wirken jedes Einzelnen immer vorübergehend und kurzdauernd ist, es nun doch Mittel gibt, die das Wirken fortpflanzen und sogar gewissermaßen verewigen, und daß, indem das Schicksal der Einzelnen lauter abgerissene Fäden bildet, wir wieder sehr lange und in sichtbarem, auch idealischem Zusammenhange durch große Theile der Erdgeschichte gehen, so daß sich daraus ein dem Ganzen des Menschengeschlechts und dem Planeten selbst angehörender Zusammenhang bildet. Der Einzelne scheint nur für diesen Zusammenhang dagewesen zu sein, an dem er aber weiter nicht theilnimmt. Auf das Leben, das er geführt hat, übt dieser Zusammenhang allerdings großen Einfluß aus, indem er die Lage bestimmt, in der jeder Neugeborene in die Welt eintritt. Voll benutzt wird aber dieser Zusammenhang nur von Dem, der ihn im Geiste überschaut, und es leuchtet daher doch hervor, daß in der Absicht der Welt-

ordnung dennoch der Gedanke, was er erfaßt und hervorbringt, das Wichtigste ist."

„Ja, ja, der Gedanke!" — rief Alexander. — „Das ist und bleibt der Erlöser der Menschheit! Und wo er mit seiner vollen Kraft und Klarheit aufgegangen ist, da wird man einsehen, daß, wenn der Mensch auch einmal da ist, blos um das Erdenleben des Staubes, aus dem er gebildet ist, von dem Augenblicke des Werdens bis zum Vergehen zu durchlaufen — dann — um auf jede Weise um sich her in Liebe und Pflicht so zu wirken, daß er bereit ist, in jedem Augenblicke diesem Wirken sein Dasein zu opfern, sein letztes Ziel doch nur am Ende das ist: stark durch die geübte Kraft und sittlich groß durch den erlangten innerlichen Gehalt, mit Allem aus dem Leben zu scheiden, was ihm das Leben gegeben hat. Zu scheiden ...... wiederholte hier Alexander mit einem raschen Gedankensprunge — „wenn nur dies Wort nicht auch für uns schon wieder seine unangenehme Bedeutung geltend machte. Ich bin so unendlich glücklich gewesen, Dich, meinen theuren Wilhelm, wenn auch nur auf Tage hier zu sehen, und soll Dich nun schon wieder verlieren."

„Mich schmerzt es gewiß nicht minder, daß ich so bald wieder von Dir hinweg muß!" — versetzte Wilhelm, indem er dem Bruder mit Innigkeit die Hand drückte. — „O wie schön wäre es doch, wenn wir für immer an einem und demselben Orte leben könnten."

„Freilich wäre das schön!" — sagte Alexander und

blickte dem geliebten Bruder fast mit Rührung in das Auge. — „Wie sollten alsdann unsere geistigen und gemüthlichen Freuden aus der gemeinsamen Quelle der Liebe fließen; wie unmittelbar würde dann der Austausch unserer Lebensresultate sein können; welche innige Gemeinschaft des Wissens und der Empfindungen würde uns vereinigen. Liegt doch, außer unserer Liebe auch noch ein Vereinigungspunkt in unseren wissenschaftlichen Strebungen. Wenn Du, Wilhelm, Dich in die Gesetze des geistigen und geschichtlichen Lebens oder in Ueberreste verschwundener Völker und Sprachen vertiefst und in Deiner Thätigkeit manchmal wie auf einen Punkt gebannt scheinst — wenn ich indeß die physische Welt in größerer Ausdehnung mir geistig unterwerfe, treffen wir Beide doch immer wieder bei der Natur des Menschengeistes, bei den Menschenstämmen, bei der Verschiedenheit der Sprachen zusammen."

„Und ist bei uns Bildung, Denkart und Richtung nicht ein und dieselbe?" — versetzte Wilhelm. — „Bekundet nicht alles in uns die Gemeinsamkeit des Ursprungs und den festen Zusammenhang unseres Wesens?"

„Ja!" — sagte Alexander mit schöner Erregung und schüttelte des Bruders beide Hände — „wir sind Eines und wollen Eines bleiben. Eng verbunden durch Liebe und durch ein großes edles Streben!"

„Ach!" — rief Wilhelm — „wenn ich Dich nur nicht hier beneiden müßte!"

„Und warum?"

„Um Deine Freiheit, Du Glücklicher! Darum, daß Du Dich so ganz den Wissenschaften hingeben darfst!"

„Nun!" — versetzte Alexander — „es ist wahr, ich bin froh, in keinen dienstlichen Verhältnissen zu stehen, und wären es auch die Glänzendsten. Wo ich verachten muß, kann ich nicht schön thun, und in den Hofkreisen fürchte ich in der That zu Vieles zu finden, was meine Verachtung herausfordern würde."

„Wie recht hast Du!" — sagte Wilhelm — „und wie ungern trage ich diese Fesseln, aber ich thue es, weil ich es für Pflicht halte, meine Kräfte im Dienste des Vaterlandes zu verwerthen."

„Und das ist edel gedacht, wie alles, was in meines Wilhelms Seele Platz greift!" — versetzte Alexander. — „Beneidest Du mich aber um meine Freiheit, so beneide ich Dich um Dein schönes, so unendlich glückliches Familienleben."

„Ja!" — rief jetzt Wilhelm mit leuchtenden Augen, — „das ist aber auch mein Eins und Alles!"

„Weißt Du," — fuhr Alexander fort — „daß ich außer Deiner Ehe nur noch eine einzige kenne, die der Deinen an stillem Glück, an Innigkeit und an wahrer ächter gegenseitiger Liebe gleich kommt?"

„Und die wäre?"

„Es ist die Ehe des Fürsten Joseph Schwarzenberg."

„Des Bruders des österreichischen Gesandten hier?"

„Ja, desselben. Seine Gattin, Fürstin Pauline, hat ihm acht Kinder geschenkt und trägt das neunte unter ihrem Herzen; aber sie ist noch wunderschön und gut, wie ein Engel. Du solltest nur die Zärtlichkeit sehen, mit welcher beide Gatten an einander hängen und die sie wieder mit den Kindern verbindet. So viel sie können, leben sie dabei zurückgezogen in stiller glückseliger Häuslichkeit, in der die älteste Tochter, neben der Mutter, als nicht minder schöner Stern erstrahlt."

„Nun!" — sagte Wilhelm — „ich werde mich, durch diese Erfahrung geleitet, auf dem großen Feste, was der Bruder des Fürsten, Karl Schwarzenberg, morgen der Kaiserin von Frankreich gibt, doppelt für dies glückliche Ehepaar interessiren."

„Und dort sollen also auch wir uns für diesmal zum letztenmale sehen?" — frug Alexander bewegt.

„Ich wäre gern heute schon abgereist!" — versetzte Wilhelm. — „Alle diese officiellen Hoffeste sind mir ein Gräuel; aber ich kann und darf den österreichischen Botschafter nicht beleidigen, und so gehe ich unmittelbar nach dem Feste weg."

„Nun!" — sagte Alexander — „dann wollen wir uns hier unter vier Augen als Brüder verabschieden, wenn wir uns auch dort noch sehen."

Und mit diesen Worten schloß er Wilhelm herzlich in seine Arme und beide gaben sich den alten Bruderkuß der Liebe und der Treue, wie sie es als Knaben einst in der

Stunde gethan, da sie den Tugendbund gelobten und wie es geschehen war, in der schönsten Blüthenzeit des Lebens, da sie als Jünglinge auf der Hochschule diesen Bund erneuten.

Und tausend Grüße sandte Alexander an Wilhelms Gattin und Kinder mit, das Versprechen erneuernd: sie bald in Wien zu besuchen.

„Also bis morgen auf dem Feste!" — riefen noch einmal Beide und trennten sich dann.

Ein Fest beim Fürsten Schwarzenberg.

Marie Louise, die liebliche Tochter des Kaisers Franz von Oesterreich, hatte, als Gemahlin Napoleon Bonaparte's, den Thron Frankreichs bereits bestiegen. Der Oesterreichische Kaiserstaat war mit Frankreich durch Verwandtschaft verbunden, ... wie natürlich spielte daher sein Repräsentant, der österreichische Botschafter, Fürst Karl von Schwarzenberg, jetzt auch eine der ersten Rollen in Paris .... wenigstens dem äußeren Scheine nach.

Schwarzenberg war ein schöner stattlicher Mann, voll Würde und Heiterkeit, als Kriegsmann und Diplomat seiner selbst ruhig bewußt, und stellte somit ein entsprechendes Bild der Hoheit seines Gebieters und doch zugleich auch des gutmüthigen Biedersinnes jener deutschen Landsleute dar, die dem einst allgemeinen Oberhaupte des deutschen Reiches noch in seiner Besonderheit als Kaiser von Oesterreich angehörig geblieben waren.

Der leutseligen Freundlichkeit des Fürsten aber stimmte

die geistvolle Güte und regsame Theilnahme seiner Gemahlin — einer geborenen Gräfin von Hohenfeld — trefflich zu; ebenso die heranwachsenden, wohlgebildeten, von einem wackeren Führer geleiteten Söhne.

Auch die Ehren- und Geschäftsverhältnisse der österreichischen Gesandtschaft zu Paris waren damals günstig gestellt; ja der österreichische Botschafter war um jene Zeit fast der einzige auswärtige Gesandte, der von französischer Seite mit Wohlwollen und Auszeichnung behandelt wurde, und nicht in der peinlichen Spannung zu leben brauchte, welche den anderen politischen Beziehungen am Hofe Napoleons, selbst jenen seiner Brüder nicht ausgenommen, höchst widrig aufgezwungen blieb. So vermochten denn auch die verschiedenen Diplomaten und Militärpersonen, welche der Gesandtschaft beigegeben waren, in ihrer Thätigkeit und ihrem Benehmen die Gunst solcher Umstände äußerst vortheilhaft geltend zu machen. Der Hofrath von Floret, ein feiner, stillfleißiger und undurchdringlicher Geschäftsmann, — der Major von Tettenborn, durch die glänzendsten ritterlichen Eigenschaften ausgezeichnet, — der Major, Graf von Wratislaw, der Rittmeister von Böhm und andere Angestellte, Alle lebten und wirkten in dem vergönnten Elemente und in Mitten der Pracht und Würde, die der äußeren Erscheinung der österreichischen Gesandtschaft im Ganzen verliehen war. Alles athmete ja in dem Schwarzenbergischen Hause vertrauliches Wohlbehagen und ein fast unterschiedloses Zusammengehören, woran auch Fremde,

welche diesen Kreis betraten, nach Sinn und Lust Theil nehmen konnten.

Der Kreis der Deutschen — und namentlich der Oesterreicher — war aber gerade damals in Paris nicht klein. Der ältere Bruder des Botschafters, Fürst Joseph Schwarzenberg, hatte, nebst seiner liebenswürdigen Gemahlin und der übrigen zahlreichen, unter sich so außerordentlich glücklich lebenden Familie, seinen Aufenthalt für einige Zeit in Paris genommen; ebenso der Fürst Esterhazy. Die Generale Graf von Wallmoden und Graf von Neipperg hatten besondere Aufträge des österreichischen Hofes mit den französischeu Behörden zu verhandeln. Der Oberst Graf von Bentheim, als Ueberbringer eines Schreibens des Kaisers Franz an seine Tochter, die Kaiserin, war mit seinem Adjutanten, Varnhagen von Ense, ebenfalls eingetroffen; während sich die Grafen Sternberg, Paar, Sickingen, von Coudenhoven und noch andere vornehme Deutsche, theils durch Geschäfte, theils durch die Anziehuug der großen Welt, gerade damals ebenfalls in Paris befanden.

Politische Verhandlungen von größter Wichtigkeit hatten sogar dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Metternich, den Anlaß gegeben, auf erhaltene Einladung des Kaisers Napoleon, sich persönlich nach Paris zu verfügen, wohin Gemahlin, Kinder und Bruder, nebst seinen diplomatischen Angehörigen ihn begleitet hatten. Ihm, als dem Gaste des französischen

Kaisers, war — wie wir bereits wissen — das Hotel des Marschall Ney, welches die herrlichste Aussicht auf den Kai der Seine bot, zur Wohnung angewiesen, und alle Pracht und Ueppigkeit kaiserlicher Bewirthung und Dienerschaft zu Gebote gestellt.

Auch hier war jeder Oesterreicher von Distingtion täglich eingeladen und willkommen, sowie auch durch Rang oder Talente ausgezeichnete Fremde nicht fehlten; der Kreis aber, der sich hier besonders gern an den Vormittagen bildete, ging zuletzt doch wieder in den Schwarzenbergischen über.

Gewaltig gehoben wurde dies Leben aber noch dadurch, daß in jener Zeit nicht bloß die Oesterreicher, sondern fast alle Deutschen in Paris: die Gesandten der Staaten des Rheinbundes, die Mitglieder der souverän gewordenen, wie der mediatisirten deutschen Häuser, alle Vornehmen, welche in Paris Huldigungen oder Reklamationen anzubringen hatten, und ebenso die deutschen Künstler und Gelehrten sich eifrig und beharrlich zu der österreichischen Botschaft hielten, an deren Annehmlichkeiten und Vorzügen Theil zu nehmen suchten, und persönliches wie geschäftliches Vertrauen ihr zuwandten, so daß vielleicht niemals vor- und nachher auf diesem Punkte die sämmtlichen deutschen Interessen eine so wahrhaft vereinigende Mitte gehabt haben.

Aber diese glänzende und angenehme Außenseite hatte auch ihre Rückseite, die freilich nur einem tiefer Einge-

weihten und in politischen und diplomatischen Dingen Scharfblickenden erkennbar wurde.

Ungeachtet des scheinbar liebenswürdigen Entgegenkommens der Franzosen und der in Paris lebenden Deutschen gegeneinander, zeigte sich doch in den Letzteren fast durchweg ein unzweideutiger Widerwille gegen die durch Kaiser Franz und Napoleon neugeknüpften antinationalen Bande. Der Haß gegen Napoleon, den Unterdrücker Deutschlands, war in keiner deutschen Brust erloschen; auch hier in den glänzendsten Kreisen und bei den herrlichsten, dem Kaiser gegebenen Festen, sah ein geübtes diplomatisches Auge dennoch leicht durch, daß man Napoleon immer als verhaßten Feind betrachte und sich an der Aussicht auf künftig zu erneuernden Krieg schon jetzt labe.

Diese Empfindungen und feindseligen Gedanken nach Erfordern des politischen Verhältnisses zu verbergen, konnte indessen nicht schwer fallen, da hier blos Formen zu erfüllen waren, an deren leichten Austausch Hof- und Staatswelt längst gewöhnt waren. Aber mehr noch!... Napoleon nährte jenen Sinn fast gewaltsam, indem sein Verfahren es gar nicht verhehlte, daß er auf die österreichische Verbindung zwar den höchsten Werth lege, insofern sie ihm nämlich schmeichelte und ihn in den Augen der Welt auf dem Gipfel der Größe zeigte, daß er selbst aber dadurch in nichts gebunden, noch zu irgend einer Rücksicht bewogen sein wolle; und wirklich war er nur in den Formen minder schroff, in den Sachen aber nach wie vor hart und feindlich.

Aus den herkömmlichen und als solchen ausdrücklich vorgeschriebenen und demnach nichts weiter besagenden Redensarten durfte aber die abgeneigte Gesinnung um so freier zu Zeiten hervorblicken, als auch ein großer Theil der Franzosen selbst, und zwar der angesehensten und einflußreichsten, ihr zustimmte, und dies waren nicht blos die Altadligen und heimlichen Royalisten, die sich zahlreich am neuen Hofe eingefunden hatten, sondern sogar Männer, die ganz der Revolution oder auch allein dem Glücke Napoleons anzugehören schienen. Suchten sie doch für ihren durch des letzteren Handlungsweise oft erregten Unwillen, ihrer, durch vielfache Umstände gesteigerten Opposition, gern einen auswärtigen Anhalt. So schwach war die Herrschaft Napoleons in der Zuneigung der Gemüther gegründet, daß man in der großen Zahl seiner höheren Vertrauten, Günstlinge und Angehörigen, die er alle mächtig und reich gemacht, schon damals kaum drei oder vier, namentlich Düroc, Rapp und Savary, bezeichnete, auf deren wahrhafte und unbedingte Hingebung er persönlich rechnen durfte.*)

Napoleon wußte dies auch und haßte und verachtete darum, wie alle Menschen, so auch seine eigene Umgebung; aber tiefer noch haßte er — trotz aller äußerlichen, durch die Verhältnisse erzwungenen Rücksichtsnahme — Oesterreich und seine jetzigen Vertreter in Paris.

---

*) Varnhagen von Ense: „Denkwürdigkeiten" II. Theil. S. 253 u. f.

Demohngeachtet lächelte und glänzte Alles nach Außen hin und der Kaiser hatte für sich und seine Gemahlin die Einladung des Fürsten Karl von Schwarzenberg zu dem bevorstehenden großen Feste zu Ehren Marie Louisens angenommen.

Dieses Fest sollte aber auch nicht nur die ganze Reihe der bisherigen Feste glänzend abschließen, sondern alles überbieten, was man bis dahin derartiges gesehen. Ganz Paris sprach bereits seit Wochen von den dabei zu entfaltenden Herrlichkeiten.

In der That sah man schon seit vierzehn Tagen in dem Botschaftshotel, und hauptsächlich in dem weiten Gartenraume desselben, die umfassendsten Anstalten rüstig fortschreiten, so daß man sich nach und nach einen Begriff von den verschiedenen Theilen machen konnte, aus welchen das Ganze sich zu einem wahren Wunderwerke sinnreicher und üppiger Pracht aufgliedern sollte.

Tausende betraten mit ungläubigem Zweifel wiederholt die Stätte, wo im Anfang noch hunderte von Zimmerleuten geschäftig waren, deren rohe Arbeit doch in wenigen Tagen unter einem feenhaften Prunke verschwinden mußte.

Napoleon sollte ja etwas an Pracht und Schönheit geboten werden, was er noch nicht gesehen, ... und ..... dazu gehörte wahrlich unendlich viel!

Der erste Juli war, nach manchem Verschieben, als der Tag des Festes endlich angesetzt; ganz Paris wußte, daß der Kaiser und die Kaiserin die Einladung ange-

nommen hatten, und so stand das Ziel unwiderruflich fest.

Der Eifer und die Hülfsmittel mußten nun verdoppelt werden; . . . . man arbeitete die Nächte hindurch, deren Frische den Werkleuten zur Erleichterung wurde, denn viel härter war es, daß auch die brennende Mittagshitze des seit Wochen unabgekühlten Himmels keine Rast bringen durfte. Heiß waren Balken und Bretter anzufühlen, noch heißer die Steine, welche täglich von der Sonne ordentlich geglüht wurden. Das Laub der Bäume und Sträucher verdorrte ringsumher, und Rasen und Zweige, die grünend dem Feste dienen sollten, mußten künstlich erhalten werden.

Der österreichische Botschafter, Fürst Karl von Schwarzenberg, bewohnte damals in Paris bekannterweise das ehemalige Hotel de Montesson in der Rue de Montblanc, ein großes, prächtiges, zwischen Hof und Garten gelegenes Gebäude, das jedoch für diese außerordentliche Festlichkeit als nicht genügend erschien; man miethete daher für diese Zeit auch noch das danebenliegende Hotel, um es, durch einen künstlichen Zwischenbau, mit dem Gesandtschafts-Palais in ein ungeheures Ganze zu verschmelzen. Diese riesigen Räume, den ganzen Garten einbegriffen, wurden nun geschickt eingetheilt und den verschiedenen Scenerien und Haupt-Momenten des Festes zugewiesen.

Zunächst den Prachtsälen des Gesandtschafts-Hotels hatte man seitwärts einen Gartenraum, der über Gras und Blumen gegen die vertiefte

Mitte hin zu einem See führte, mit großen Balken überlegt, und auf diesen den ungeheueren Hauptsaal von starkem Zimmerwerk aufgeschlagen. Die für solchen Fall schon bewährten Baumeister hatten diesen Aufbau, gleich früheren bei ähnlichen Gelegenheiten, so geschickt als geschmackvoll ausgeführt.

Die Decke und die Seitenwände, nach außen mit Wachsleinen überhangen, wurden inwendig mit den prächtigsten Tapeten bekleidet, mit großen Spiegeln, Wandleuchtern, farbigen Lampen und glänzendem Zierrath ausgestattet; die Säulenbalken, welche den mittleren Raum von einer galerieartigen Umfassung absonderten, mit den kostbarsten Stoffen reich umhüllt, und durch zahllose Gewinde gemachter Blumen und durch Gehänge von Musselin, Gaze und anderen zarten Geweben schön verbunden. Mächtige Kronleuchter von Krystall schwebten im Inneren, luftig getragen von gold- und silber durchzogenen Blumenketten, welche wieder durch Draperien und Bänderschleifen mit den übrigen Verzierungen in gedrängter Fülle zusammenflossen.

Den Mittelpunkt aller Herrlichkeit aber bildete der Thron des Kaisers und der Kaiserin.

Im Hintergrunde des Saales, auf einer mäßig erhöhten, mit golddurchwirkten Teppichen belegten Bühnenstufe, waren nämlich zwei außerordentlich prachtvolle, durchaus vergoldete Thronsitze aufgestellt; vor diesen gab dann der schön zusammengesetzte und spiegelblank geglättete

und gebohnte Fußboden dem Tanze freien Raum. Der Saal zeigte dabei drei Ausgänge: einer derselben, im Hintergrunde, zunächst den Thronsitzen, führte in das Innere des Hotels, und sollte nur den nöthigen Verkehr der Hausgenossen erleichtern; im Vorgrunde, nach der Gartenseite hin, ging zuerst links eine breite und lange Gallerie ab, welche sich — gleichprächtig verziert wie der Saal — längs des ganzen Hotels hinzog, und Saal, Gemächer und Garten verband. Der Haupteingang des Saales aber, ein überaus prachtvolles Portal bildend, befand sich in der Mitte des Vorgrundes, und führte über mehrere breite und mit den feinsten Teppichen belegte Stufen in den Garten hinab, dessen nächster Raum hier für das Aus- und Einströmen einer großen Menschenmenge gehörig erweitert und eingerichtet war.

Für Pracht und Bequemlichkeit, für Ordnung und Angemessenheit, hatte man von allen Seiten bestens Sorge getragen, und nichts versäumt, was dem Feste zur Auszeichnung dienen konnte. Ueber dem Hauptportale des Saales aber glänzten, der deutschen Kaisertochter zu Ehren, in deutschen Lettern die Worte:

„Mit sanfter Schönheit Reiz strahlt Heldenkraft verbunden,
„Heil! Heil! die gold'ne Zeit ist wieder uns gefunden!"

So war den endlich der große Tag angebrochen, und unter den letzten raschen Nachhülfen schon großentheils dahingeschwunden; die Anstalten waren beendet, und auch die Letztbeschäftigten konnten sich nun eilig und ganz der

Sorge für die persönliche Erscheinung widmen. Auch hier ward natürlich nichts versäumt, um dieselbe prächtig und geschmackvoll auszustatten. Selbst von der Dienerschaft galt dies: sonst schon immer zahlreich und prächtig, war sie heute auf mehrere Hunderte verstärkt,*) von welchen ein Theil in kaiserlich französischer Staats-Livree prangte.

Bei guter Zeit erschien eine Abtheilung Grenadiere der kaiserlichen Garde, und bezog als Ehren- und Sicherheitswache die angewiesenen Posten. Noch war es jetzt heller Tag, als auch schon das ganze Hotel mit Nebengebäuden und Garten in tausendfacher Beleuchtung schimmerte, und zwischen dem unermeßlichen Volksgedränge auf den Straßen bereits die Wagen der Gäste heranrollten.

Der Fürst Karl von Schwarzenberg, sein Bruder und die beiden Fürstinnen, das gesammte Gesandtschaftspersonal, und alle übrigen attachirten Oesterreicher hielten sich zum Empfange der Aussteigenden bereit, die Damen mit feinen Blumensträußen empfangend und zu dem großen Saale hinbegleitend. — — —

„Freust Du Dich recht, mein Kind? . . . . Wie?“ — frug in diesem Augenblicke der alte Fürst von der Leyen seine Tochter, die neben ihm in dem Wagen saß, der nach dem Palais Schwarzenberg seinen Weg nahm. — „Wird prächtig werden? . . . . Was? . . . . Aber woran denkst Du, Helene? . . . . Hörst Du nicht, was ich sage?“

---

*) Alles thatsächlich.

„O ja, gnädigster Vater!“ — entgegnete die junge Fürstin, in Gedanken vor sich hinstarrend. — „Ich glaube nicht, daß er mich unter der Menge bemerken wird.“

„Bemerken? . . . . was? . . . . wer?“ — rief der alte Herr.

„Nun, der Kaiser!“ — entgegnete Helene erröthend. — „Sprachen Sie nicht von dem Kaiser?“

„Ich? . . . . Kaiser? . . . . Wie? . . . . Aber wo sind Deine Gedanken, mein Kind? . . . . Was?“

Helenens Antlitz überflog ein noch tieferes Roth.

„Woran hast Du gedacht?“ — frug der Vater auf's Neue.

„Ich . . . .“

„Nun, woran?“

Helene strich sich leise über die schöne Stirne, die jetzt schon wieder bleich geworden war, wie das ganze reizende Gesichtchen, auf der aber ein wundervolles Diadem von Rubinen und Diamanten funkelte.

„An den Kaiser? . . . . Wie?“ — fuhr der Vater inquisitorisch fort.

„Nein!“

„Was?“ . . . . Nicht an den Kaiser? . . . . Nun? an Herrn La Reveillère-Lepaux?“

Helene schüttelte mit dem Kopfe.

„Wie? . . . . Nicht an Deinen Bräutigam?“

Helene schwieg.

„Nicht an den General? . . . . Was?“ — fuhr der alte

Herr, der in sehr guter Laune zu sein schien, fort, und die Fragen strömten nur über seine Lippen, während seine Augen mit Entzücken an dem wahrhaft königlichen Schmucke hingen, den seine Tochter trug: — „Wie? . . . . wirst doch an ihn denken? was? . . . . Mädchen denken immer an ihre Bräutigams? . . . . wie? . . . . Bist ja einverstanden! . . . . was? . . . . Hast ja selbst eingewilligt! . . . . wie? . . . . Wird wohl heute ins Reine kommen? . . . . was? . . . . Der Kaiser selbst?“ . . . . und der alte Herr rieb sich vergnüglich die in feinen weißen Handschuhen steckenden Hände.

Helene hatte nichts von dem allen gehört; dennoch wurde sie fortwährend bald blaß, bald roth. Sichtlich beschäftigte sich ihr Geist mit etwas sehr Wichtigem.

„Kind, mein liebes Kind!“ — rief jetzt der alte Herr wieder, dem es zu schweigen unmöglich war. — „Wird Dich wohl glücklich machen, dieser Abend? . . . . Wie?“

„Könnte wohl sein, mein Vater!“ — entgegnete Helene, indem sie ihre Hand auf das Herz drückte, als fühle sie, daß es vor Aufregung zerspringen wolle.

„Wirst Du ihn auch lieben?“

„Wen, mein Vater?“

„Deinen Gatten, Närrchen! . . . . Denjenigen Mann, den Dir dieser Abend schenken soll, ... wie?“

„O gewiß werd' ich den lieben!“

„Und wirst recht glücklich mit ihm sein? . . . . Was?“

„Ich hoffe es zu Gott!“

„Steht sein Bild schon in Deinem Herzen? . . . . Wie?“

„Mit unauslöschlichen Zügen."

„Engel!" — rief der alte Herr und rieb sich von neuem entzückt die Hände.

„Aber, mein gnädigster Vater!" — sagte jetzt mit Ernst die junge Fürstin — „ich habe noch eine Bitte an Sie zu richten."

„Und die wäre?"

„Sie sehen, wie folgsam ich Ihren und des Kaisers Wünschen bin."

„Bist Du denn nicht auch das beste Kind von der Welt? . . . Was? . . . . Wird seine Majestät, der Kaiser, Dir und mir diese Willfährigkeit nicht mit seiner vollen Gnade lohnen? . . . . Wie?"

„Und meine Bitte!"

„Sprich sie aus . . . . was?"

„Wenn ich Sie während des Festes ersuche: mir zu folgen, wohin ich gehe, und unbedingt zu thun, was ich Ihnen sage, wollen Sie mir da Folge leisten?"

„Wie? . . . . aber wohin willst Du gehen? . . . . Was soll ich befolgen?" — frug der alte Herr erstaunt.

„Beides sollen Sie erfahren."

„Aber ich verstehe nicht . . . ."

„Wollen Sie diese kleine Bitte Ihrer Tochter, die sich so ganz Ihrem Willen gefügt hat, nicht gewähren?"

„Doch! . . . . aber . . . . wohin soll ich folgen? . . . . Wie? . . . . Wohin willst Du gehen?"

„Sie sollen mich dem Geliebten zuführen!"

„Närrchen!“ — rief der alte Fürst lachend — „wie Du mich da quälst! .... Zuführen? .... Deinem zukünftigen Gatten zuführen? .... mit der größten Freude.“

„Und Sie versprechen es mir auf Ihr fürstliches Ehrenwort?“

„Hier meine Hand!“ — rief der alte Herr. — „Ich verspreche es Dir bei meiner fürstlichen Ehre! .... Wie? .... Was?“

„Wir sind an Ort und Stelle!“ — sagte die junge Fürstin. Der Wagen hielt in der langen Reihe der anderen Equipagen, die jetzt nur langsam zu dem Hauptportale gelangen konnten.

In den Sälen selbst fingen die ringsumgestellten Sitze schon an, sich zu füllen. Die Schönheit, der Reiz, die alles übersteigende Pracht der Damenanzüge, die blitzenden Uniformen und Hofkostüme, die Brillanten und Orden, die Erlauchtheit und Bedeutung der Personen .... alles dies wetteiferte steigend und mit jedem Augenblick!

Schon waren Könige und Königinnen eingeführt; .... aber auch diese harrten noch der höchsten Erscheinung.

Eugen, der Vicekönig von Italien unterhielt sich eben mit der Fürstin Pauline von Schwarzenberg; zu ihrer Seite hatte die Königin von Neapel Platz genommen und hörte lächelnd den Galanterien zu, welche der vor ihr stehende Fürst Esterhazy aus den Blumen des wunderschönen Bouquets entwickelte, das ihre Majestät in den kleinen zierlichen Händen hielt. Graf Zeppelin,

der würtembergische Gesandte und seine schöne, liebenswürdige Gattin, deren anmuthiges Hervortreten sich selbst hier geltend machte, sprachen mit dem Herzoge von Abrantes, während der Großherzog von Würzburg mit dem Fürsten von Kurakin, dem russischen Botschafter, auf und abging und der König und die Königin von Westphalen den frisch sprudelnden Sarkasmen des Grafen Metternich lächelnd Gehör schenkten.

Auch Fürst Borghese und Graf Regnauld befanden sich in jener Gegend, indeß Marschall Berthier, Fürst von Neufchatel und Wagram, Viceconnetable von Frankreich, im eifrigen Gespräche mit dem General Grafen von Neipperg vertieft war. Eben jetzt traten auch Varnhagen von Ense und Herr von Chamisso den beiden letzteren näher.

Marschall Berthier war äußerst freundlich und gewann auf den ersten Blick alle Herzen durch sein gutmüthiges, zuvorkommendes Wesen und jene Ruhe, welche sich stets gern mit großer Tüchtigkeit verbindet. Kraft, Sicherheit und Erfahrung sprachen aus seinem ernsten Gesicht, und was er sagte, war lebendig und klar.

Varnhagen hörte in einiger Entfernung, daß von der Schlacht von Marengo die Rede sei.

Als der Graf von Neipperg darauf hindeutete, wie zweifelhaft noch ganz zuletzt, da General Desaix schon gefallen war, die Sachen gestanden, und wie Napoleon Bonaparte selber noch mißtraut habe, meinte Berthier: darin

habe der Kaiser ganz Recht gehabt, wenn auch der Sieg ihm bereits errungen gedäucht; denn, fügte er nachdrücklich hinzu:

„C'est toujours après les succès que je crains le plus dans la guerre, et rien de si dangereux que le commencement d'une victoire!“

Die Ankunft des Fürsten von der Leyen und seiner reizenden Tochter unterbrach das Gespräch.

Die Herren verneigten sich vor Helenen, die nicht allein schon jetzt, von des allmächtigen Kaisers Gunst überstrahlt, für alle höfischen Augen eine bedeutende Größe war, sondern auch heute wieder in der That wie eine Göttin der Jugend und der Schönheit glänzte.

Niemand bemerkte dabei, wie ihr und Herrn von Chamissos Antlitz in dem gleichen Momente, in dem sie sich gegenseitig erblickten, mit Purpurgluth übergossen wurde.

Aber wie entzückend sah auch heute wieder die junge Fürstin aus!

Alle Augen schauten ihr nach, als die schlanke Gestalt — umhüllt von einem weißen Atlasgewande, über welches eine mit Silber durchwirkte Spitzenrobe wie ein leichtes Wölkchen fiel — elastischen Schrittes dahin schwebte. Die dunkelen Rosen, die hie und da das leicht aufgezogene Obergewand hielten, harmonirten dabei schön mit den prachtvollen Rubinen des Schmuckes und des Diademes, die wie Feuer brannten und den Glanz und das Licht der dazwischen strahlenden Diamanten noch erhöhten.

„Aber schöner und entzückender noch strahlten diese wundervollen Augen, ... bezaubernder noch glühte das leicht angehauchte Roth ihrer Wangen. Ja! das war die liebe, holde Zauberin wieder, die alle Salons von Paris in Entzücken setzte ..... das war sie ... sie! für die so viele Herzen glühten, ... die selbst Napoleon, den Schlachtengott aus Erz und Marmor, gerührt; .... sie! ... sie! ... die Chamisso bis zum Wahnsinn liebte, und für deren Besitz er heute Nacht Leben und Freiheit zu wagen entschlossen war. Galt es doch dem Zorne des Welterschütterers, dem Haß des allmächtigen Kaisers Napoleon, vor dem Könige und Völker bebten und zitterten, zu trotzen. Und wahrlich! dazu gehörte mehr als ein gewöhnlicher Muth!

Aber Herr von Chamisso liebte Helene! ... er war entschlossen, an ihren Besitz alles zu wagen; .... die Vorkehrungen zur Flucht waren getroffen.... alles bereit.... und Chamissos ritterliches Herz kannte keine Furcht.

Jetzt eilte die Fürstin Pauline von Schwarzenberg der lieben jungen Freundin mit Herzlichkeit entgegen, ... da fiel ein weißer Handschuh dicht bei ihr zum Boden ..... es war Herrn von Chamissos Handschuh. Helene erblaßte. Sie erkannte das durch Fräulein Henriette Mendelssohns Vermittelung abgeredete Zeichen: daß alles zur Flucht bereit sei.

Ein leises Streichen mit der linken Hand über die linke Wange, war ihrer Seits die bestimmte Gegenantwort: „Ich komme, Geliebter!"

Alles dies geschah rasch und von der Menge unbemerkt, deren Spannung auf die Ankunft des Kaisers und der Kaiserin und die damit zusammenhängende Eröffnung des Festes, von Minute zu Minute wuchs.

In dem gleichen Augenblicke verkündigte der Commandoruf der Officiere, das Anschlagen der Waffen, das Wirbeln der Trommeln und das Schmettern der Kriegsmusik die Ankunft des Kaisers und der Kaiserin, deren Prachtwagen unter zahlreicher Begleitung zwischen den aufgestellten Truppenreihen glänzend einfuhr.

Als der Wagen des Kaisers hielt und der Kaiser den Fuß auf den Aussteigetritt setzte, trat ein Officier heran und salutirte.

„Morcheau!“ — sagte der Kaiser leise.

„Majestät?“

„Alles in Ordnung?“

„Alles!“

„Und es hat seine Richtigkeit, wie es der Chef der Geheimen-Polizei angegeben?“

„Bis auf das Jotta, Majestät! Herr von Chamisso hat einen Wagen mit vier Postpferden an der kleinen Ausgangspforte des Gartens. Pferde sind unterlegt bis Dieppe.“

„Gut!“ — sagte Napoleon. — „Lassen Sie Chamisso und die von der Leyen einsteigen. Ist dies geschehen, springen Sie nach. Ihre Mannschaft umschließt den Wagen. Die Reiter halten sich dicht an den Schlägen, der bestellte

Postillon sitzt auf und so geht es im Fluge nach den beiden bestimmten Orten. Sie werden die Fürstin mit aller Artigkeit behandeln und ihr meinen Besuch ankündigen. Chamisso schießen Sie nieder, sobald er sich im geringsten widersetzt. Verstanden?"

„Ja, Majestät!"

„Ihr Kopf bürgt mir für pünktliche Ausführung!"

Der Officier trat salutirend zurück .... Napoleon stieg aus.

An den Stufen des Eingangs empfingen die Familien Schwarzenberg und Metternich Kaiser und Kaiserin; Fürst Karl von Schwarzenberg hielt eine kurze Anrede, und die Fürstinnen überreichten auserlesene frische Blumen, welche der Kaiser annahm und seiner Gemahlin einhändigte. Als dies geschehen, gab Napoleon Marie Louisen den Arm und führte sie, geleitet von dem österreichischen Botschafter und gefolgt von dem nachdringenden Gesandtschaftspersonal und kaiserlichen Hofstaat, in das Innere.

Es lag auch jetzt etwas ungemein Imponirendes in dem Erscheinen Napoleons Jeder der ihn sah, war von der Schönheit seiner Gesichtszüge, aber auch von der Macht seines eisernen Aussehens getroffen. Seine Miene war streng, unbiegsam, finster, sein Blick vor sich hingeworfen, von Freundlichkeit keine Spur, aus diesem Munde konnten jeden Augenblick furchtbare Befehle hervorgehen.

Jetzt begrüßten das Kaiserpaar im Inneren schmetternde Fanfaren; die Majestäten schritten durch die Vor-

säle und die Galerie dem Hauptsale zu, wo sie einige Minuten verweilten. Napoleon überschaute flüchtig aber mit scharfem Blick den Ort und die Menschenmenge, wies die dargebotenen Erfrischungen zurück und redete einige der nächststehenden Personen mit wenigen abgerissenen Worten an. Sein Auge suchte dabei ohne Zweifel Jemanden, den es nicht fand.

Jetzt näherte sich ihm der Gesandte Oesterreichs abermals und lud das Kaiserpaar unter tiefen Verbeugungen zu einem Gange durch den Garten ein.

Napoleon nickte leise, gab seinen Arm der Kaiserin und folgte dem vorantretenden Führer durch das Portal. Die ganze Versammlung drängte nach.

„Lassen wir die Menge ihren kindischen Gelüsten fröhnen!" — sagte hier Alexander von Humboldt leise zu seinem Bruder Wilhelm. — „Diese Menschen kennen nichts Höheres, als sich in dem leidigen Abglanze dieser trüben Erdensonnen zu erwärmen. Mögen sie es immer thun; für uns aber ist die Zeit zu edel. Laß uns die wenigen Stunden, die wir uns noch haben, in herzlicher Vertraulichkeit zubringen."

„Sehr gern!" — entgegnete Wilhelm. — „Ich wünschte ohnedem, ich wäre gar nicht hierher gekommen."

„Warum?" — frug Alexander.

„Weil wir uns zu Hause ganz angehört hätten.... und dann?"....

„Und dann?"....

„Ich weiß es nicht!“ — flüsterte Wilhelm — „aber ich fühle mich heute unbehaglich hier. Ist es die Unruhe, die uns zumeist, kurz vor dem Augenblicke in dem wir eine Reise antreten, überfällt, oder ist es das Mißbehagen, welches gewiß in jedem deutschen Herzen aufsteigt, sobald es in der Nähe des allmächtigen Corsen schlägt..... aber irgend Etwas lastet peinlich auf meiner Seele.“

„Was wird es anderes sein!“ — entgegnete Alexander — „als was auch mich hier verstimmt.“

„Und was ist das?“

„Das Sich-Wegwerfen der Menschen und namentlich der Deutschen an den Unterdrücker des Vaterlandes.“

„Vorsicht!“ — flüsterte Wilhelm. — „Die Wände sollen in Paris Ohren haben.“

„Und uns gab die liebe Natur Verstand!“ — sagte Alexander. — „Benutzen wir ihn und leben wir uns und unserer Liebe, da unser bester Wille die Dinge nicht ändern kann.“

Und Alexander gab Wilhelm seinen Arm und beide Brüder gingen, in traulich-herzlichem Gespräche verloren durch die jetzt einsam gewordenen Säle.

Der Kaiser und die Kaiserin, geführt von dem österreichischen Botschafter, Fürsten Karl Schwarzenberg und gefolgt von der ganzen Masse der Eingeladenen, hatten unterdessen den Garten betreten. In seinen kunstreich erleuchteten Gängen und Gebüschen waren an gewählten Punkten Sänger- und Musikchöre vertheilt, die, bei An-

näherung der Majestäten, ihre Lieder und Harmonien begannen. So begleiteten die Fortschreitenden ununterbrochene Triumphhymnen. Außerdem waren gleichzeitig eine Menge andere schmeichelhafte Ueberraschungen, Sinnbilder und Anspielungen in den weiten Gängen und Blumengebüschen mit Geschmack und Feinheit angebracht.

Endlich hielt Fürst Schwarzenberg vor einem großen sorgfältig geebneten Rasenplatze. Hier waren für das kaiserliche Paar und die übrigen gekrönten Häupter Sitze geordnet, die Aussicht aber auf das Schloß Laxenburg (den Lieblingsaufenthalt der Kaiserin Marie Louise in Wien gerichtet, das in glücklicher Nachbildung täuschend dastand.

Freilich blieben auch hier Napoleons eherne Züge fest und kalt; in das Auge Marie Louisens aber trat eine Thräne, während sie lächelte und dem Gesandten ihres kaiserlichen Vaters mit freundlichen Worten für diese liebenswürdige Ueberraschung dankte.

Um aber den heimathlichen Erinnerungen der jungen Herrscherin noch lebendiger zu schmeicheln, traten jetzt aus den Gebüschen, welche eine ländliche Bühne begränzten, Tänzer und Tänzerinnen in österreichischen Trachten hervor. Es waren die Tänzer und Tänzerinnen der großen Oper, die nun mit unübertrefflicher Kunst österreichische Volkstänze und eine artige Pantomime aufführten, welche Herr von Chamisso für diesen Augenblick eigens gedichtet hatte: Krieg und Frieden spielten darin die Hauptrollen. Von jenem blieben nach allen Schrecknissen nur glorreiche

Siegesehren zurück, der Friede aber vereinte mit ihnen seine gabenreichen Segnungen.

Waren es aber die Andeutungen der Schrecknisse des Krieges, war es der Name des Dichters? Napoleons Züge waren noch finsterer geworden. Erst als sein Adlerblick in der Menge der Königinnen und Fürstinnen Helene von der Leyen erspähte, flammte sein Auge fast in wildem Triumphe auf. Helene fühlte diesen Blick bis in die Tiefe ihrer Seele.... sie fühlte.... sie kannte ihn.... er hatte sie schon einmal getroffen! Sie bebte und schütterte zusammen .... aber noch war der rettende Moment nicht gekommen. Würde sie sich jetzt schon entfernt haben, wäre es zu auffallend gewesen. Erst wenn der Tanz begonnen, Jeder beschäftigt, Alles durcheinander in den Sälen verloren war, konnte der gewagte Schritt ausgeführt werden.

Und Napoleon? .... Tanz und Pantomime hatten kaum geendet, als die Aufmerksamkeit schon durch einen neuen Gegenstand angezogen wurde.

Wiederholtes Peitschenknallen und andringendes Pferdegestampf kündigten einen Kurier an, der bestäubt mitten aus der glänzenden und geschmückten Versammlung hervordrang, sich bis zu dem Kaiser Bahn brach, und, sich vor Napoleon auf ein Knie niederlassend, diesem seine Depeschen überreichte.

Ein freudiges Gemurmel von großen Siegesnachrichten aus Spanien durchlief einen Augenblick die gespannte Menge; allein der Kaiser — der in den Scherz eingeweiht

war — sagte sogleich mit Lächeln, es seien Briefschaften aus Wien, und stellte der Kaiserin ein wirkliches Schreiben ihres Vaters zu, welches für den Gebrauch eines solchen Augenblickes eigends abgefaßt und dafür aufbewahrt worden war.

Nach dieser Scene, die nicht ohne heitere Theilnahme der Zuschauer vorüberging, wurden die Sinne wieder durch ein plötzlich aufblitzendes Feuerwerk in vollen Anspruch genommen, bei welchem die Kunst alle ihre Erfindung angestrengt und keine Verschwendung gescheut hatte. Mitten im feuersprühenden Getöse aber drangen plötzlich zwischen den kunstgerechten auch wilde Flammen hervor. Durch einen Zufall war nämlich eines der Gerüste in Brand gerathen. Allgemeine Unruhe und Besorgniß gab sich kund. Die Fürstin Pauline von Schwarzenberg schmiegte sich erschrocken im Drange der innigsten Liebe an ihren Gatten; dieser aber preßte sie leise und zärtlich an sich, indem er sein liebes Weib, die treue Mutter seiner Kinder, zu beruhigen suchte. Und Ruhe trat auch bald wieder allgemein ein, da die bereitgehaltenen Spritzenleute mit größter Schnelligkeit angriffen und den Brand in wenigen Minuten glücklich erstickten.

Napoleon war so ruhig geblieben, so unbeweglich, wie eine Marmorstatue. Jetzt erhob er sich — — man erfreute sich allgemein des raschen Erfolges und war froh, wieder in die Säle zu kommen.

Der glänzende Zug hatte sich auch in der That schon

wieder in Bewegung gesetzt, und war durch mannigfach geschmückte Wege allmälig zu dem großen Saale zurückgelangt. Hier brannte die deutsche Inschrift über dem Portale den Kommenden hell entgegen, und wurde nun gelesen, buchstabirt, gedolmetscht und kritisirt.

Napoleon selbst stutzte über die Inschrift in fremder Sprache. Es zuckte etwas wie ein Zornesblitz durch sein ehernes Antlitz; aber das war nur einen Moment, dann löste — bei einem flüchtigen Seitenblick, der über seine deutsche Gattin flog — ein schnödes, höhnisches Lächeln den momentanen Ausdruck des Zornes ab.

Von abermaligen Fanfaren begrüßt, traten nun der Kaiser und die Kaiserin in den Saal, nahmen die für sie bereitstehenden Thronsessel ein, die übrigen Könige, Königinnen, Großherzöge, Herzöge und Fürsten, Grafen, Marschälle, Generäle und Gesandten gruppirten sich um sie und der Tanz begann.

Die Zeit neigte sich schon zur Mitternacht.

Hinter dem Garten in einer kleinen dunkelen Straße stieg eben ein Postillon auf sein Handpferd. Ein tief verhüllter Diener öffnete den Schlag des dort harrenden Reisewagens und blickte dann ungeduldig durch das nur angelehnte Pförtchen in den jetzt wieder still gewordenen Garten.

Es war dunkel am Himmel. Ein schweres Gewitter zog herauf. In der Finsterniß verborgen lauerten am Anfang und Ende der Straße doppelte Reihen kaiserlicher Reiter.

In dem Saale suchte sich Herr von Chamisso der jungen reizenden Fürstin von der Leyen zu nähern. Helenens Herz schlug zum zerspringen.

Alexander und Wilhelm von Humboldt waren in eine Nische getreten; der letztere war eben im Begriff das Hotel zu verlassen, um seine Reise nach Wien anzutreten. Noch einmal sollten die letzten Abschiedsworte ihre Herzen erleichtern.

Die Zeit neigte sich zur Mitternacht.

Der glänzendste und schwierigste Theil des Festes war zurückgelegt, der noch übrige bestens im Gange, und Ball und Banket verhießen ihm in rauschenden Freuden und üppigen Genüssen die prunkvollste Dauer bis zum anderen Morgen. Die Königin von Neapel hatte den Ball mit dem Fürsten von Esterhazy und der Vicekönig Eugen von Italien mit der Fürstin von Schwarzenberg, der Schwägerin des Botschafters, eröffnet.

Nach den Quadrillen wurde eine Ecossaise getanzt. Während dieses Tanzes waren der Kaiser und die Kaiserin aufgestanden und nach entgegengesetzten Seiten längs den Reihen der Zuschauer vorgetreten, wandten das Wort an mehrere Personen, und ließen sich einige zum erstenmal Erscheinende vorstellen.

Jetzt nahte sich der Kaiser dem jungen General La Revellière-Lepaux. Ein freundlicher Blick traf den militärisch grüßenden Officier.

„Marschall La Revellière-Lepaux!“ — sagte der Kaiser mit fester Stimme.

Alles staunte .... La Revellière ward blaß vor freudiger Ueberraschung:

„Majestät!“ .... stammelte er.

„Es ist gut!“ — sagte Napoleon. — „Ich liebe meine tüchtigen Officiere auszuzeichnen. Haben Sie Muth, Marschall?“

„Majestät!“ — entgegnete der Angeredete — „ich schmeichle mir, es in den Schlachten .....“

„A bah!“ — sagte der Kaiser — „das weiß ich ja. Ich meine, ob Sie Muth zum heirathen haben.“

„Auch Herzensfestungen zu stürmen wird La Revellière nicht zagen!“

„Gut! so folgen Sie mir!“

La Revellière trat aus der Reihe und hinter den Kaiser. Napoleon that — während seine Augen die junge Fürstin von der Leyen suchten — einige Schritte weiter, als unversehens nahebei, in der hinter den Säulen umlaufenden Gallerie eine der tausend Kerzen oder Lampen ihre Flamme, von einem zufälligen Luftstrome bewegt, gegen eine Draperie von leichter Gaze züngeln ließ, welche, kaum berührt, hellen Schein gab, der indeß gleich wieder verschwand, und nur noch schwach in ein paar getheilten Flocken nachschimmerte.

Graf von Bentheim erstickte zugleich durch das Anwerfen seines Hutes eines der Flämmchen, während Graf

Dumanoir, Kammerherr des Kaisers, an einem der Säulenbalken emporkletterte, einen Theil des schon im Fallen erlöschenden zarten Gewebes herabriß und auf dem Boden völlig austrat.

„Papa!“ — sagte in diesem Augenblicke Helene von der Leyen, die Verwirrung benutzend die eben entstanden war — „Haben Sie die Güte und folgen Sie mir.“

„Wie?“ — frug dieser — „Du wolltest jetzt . . . Was?“

„Ich habe Ihr fürstliches Ehrenwort!“ — entgegnete Helene drängend und einen Blick nach Chamisso werfend, der sie erwartete. Aber in demselben Augenblicke entstand neuerdings eine solche Verwirrung, daß Vater und Tochter getrennt und weit auseinander gerissen wurden. Auch Chamisso strebte vergeblich zu Helenen durchzudringen.

Einige Flocken der brennenden Gaze-Draperie hatten sich nämlich, vom Luftzuge getragen, nach oben verloren. Höhere Gehänge, den Händen nicht mehr erreichbar, nahmen das Feuer an, und augenblicklich — mit der Schnelle des Blitzes — schlugen Flammen in verschiedenen Richtungen auf, die überall in nährende Stoffe fielen, über dem Sims der Säulen hin aber unaufhaltsam in den noch höheren Mittelraum des Saales übersprangen und rasch die ganze Decke des Saales durchkreuzten. In einer einzigen Minute stand der ganze obere Theil des Saales in lichten Flammen.

Die Musik verstummte, — die Musiker stürzten ent-

setzt von dem zunächst bedrohten hochgelegenen Orchester herab. Die zu einer äußeren Treppe führende Thüre ließ dabei eine stürmische Gewitterluft eindringen, welche mit aller Wuth in die Flammen stürmte und sie noch wilder anfachte.

Aufgelöst war der Tanz, — Alles drängte verworren durcheinander,.... doch suchte man nur erst zu fassen, was geschah,.... was geschehen könne.

Napoleon hatte den Ursprung der Sache mit angesehen, und wurde daher durch kein falsches Urtheil gestört; er war zu der Kaiserin getreten und stand nun kalt und ruhig, den weiteren Verlauf beobachtend, während La Reveillière-Lepaux, Berthier und mehrere andere Generale, die im ersten Taumel Verrath und schwarze Verbrechen fürchteten, sich ungestüm zu dem Kaiser durchdrängten und zu seinem Schutze die Degen zogen. Fürst Schwarzenberg jedoch, voll Ruhe und Würde, war dem Kaiser unverrückt zur Seite geblieben. Als er die Flammen aber mit erschreckender Eile weitergreifen sah, forderte er Napoleon dringend auf, den Saal, der nicht zu retten sein würde, doch so schnell als möglich zu verlassen.

Napoleon, ohne zu antworten, gab der Kaiserin sogleich den Arm, und folgte dem Botschafter Oesterreichs gemessenen Schrittes zu dem Gartenportale, indem er die rechts und links raumgebende Menge mit kurzen Worten zu Ordnung und Besonnenheit ermahnte. Auch hielt sich Alles in leidlicher Fassung, bis der Kaiser hinausgetreten

war, dann aber hörte jede Rücksicht auf, und angstvoll und gewaltsam drängte und stürzte sich die entsetzte Menge dem Ausgange zu.

Alexander von Humboldt hatte sich eben — kurz vor dem Ausbruch des Brandes — von seinem Bruder verabschiedet, Wilhelm hatte indessen den großen Saal noch nicht verlassen, da er einem anderen Freunde noch ein letztes Wort des Abschiedes sagen wollte. Alexander sah ihm mit Zärtlichkeit nach, ja es war ihm fast, als müsse er ihn zurückziehen. Auch er entschloß sich jetzt heimzugehen, . . . das Fest hatte nichts mehr Anziehendes für ihn. Eben suchte er die freie Gallerie zu gewinnen, als das Geschwirre und das Geräusch des Festes unerwartet in einen anderartigen Lärm überging. Einzelne Schreie, aufbrausende, verwirrte Stimmen erschallten. Ueberrascht wandte sich Humboldt um . . . . und . . . . sah in ein Feuermeer.

„Wilhelm!" — tönt es entsetzt von seinen Lippen und seine Seele kennt nur noch einen Gedanken: die Rettung des geliebten Bruders!

Er stürzt zurück, ... Chamisso eilt todtenbleich auf ihn zu:

„Haben Sie die junge Fürstin von der Leyen nicht gesehen?" — tönt es stöhnend aus seiner Brust und seine Augen rollen in Verzweiflung, die Geliebte suchend.

„Nein!" — entgegnete Humboldt. — „Sahen Sie meinen Bruder nicht?"

Aber Chamisso ist schon in dem Gedränge verschwunden und Varnhagen von Ense, gegen welchen Humboldt hingeschoben wird, weiß nichts von dem Minister.

Eine unendliche Angst um den theuren Bruder erfaßt jetzt Alexander. Er weiß ihn mitten im Saal; aber weder Zeit zum Erkennen, noch Raum zum Vordringen ist jetzt mehr frei. Eine wogende Menschenfluth strömt auf ihn ein und reißt ihn ungestüm in ihrer Bahn fort.

Hier riefen einige herbeieilende Generale, die mit glühenden Gesichtern aus einem der herrlichen Buffets kamen: — „Verrath! Verrath! wo ist der Kaiser! ist der Kaiser gerettet?" — Dort schrieen Andere nach „Wasser!" — wieder Andere nach den Ihren! . . . . Jetzt stand aber auch der ganze Saal in Flammen, in heller, lichter Gluth, während an dem Portale noch ein furchtbares Fluchtgedränge wogte, das unter entsetzlichem Weh- und Angstgeschrei mit gewaltsamer Eile nach dem Garten drängte, während von innen die Flammen jeden Moment in verstärkter Wuth nach ihrer Beute griffen, glühende Rauchwolken wirbelnd aufstiegen, schwere Kronleuchter prasselnd herabstürzten, Latten, Bretter und Balken brennend übereinander fielen, und der ganze Raum nur Gluth und Zerstörung zeigte.*)

*) Die ganze Beschreibung des Festes und der damit verbundenen furchtbaren Katastrophe ist buchstäblich wahr, und treu nach Varnhagen von Enses eigenem Bericht „Denkwürdigkeiten" II. 252. wiedergegeben, da dieser bei dem entsetzlichen Unglücke selbst zugegen und Augenzeuge war.

Und war es anders möglich? Das in der Sommerhitze viele Tage hindurch ausgedürrte Holz, die feuerfangenden Stoffe aller Art, die Farbenfirnisse, die Gaze-Draperien, Alles brannte wie vorbereitet zu einem Lustfeuer; die Eimer Wassers, die man hineingoß, zerstiebten augenblicklich in Dämpfe, und überall fand die Gluth Nahrung, nirgends Einhalt.

Jetzt konnte kein Gedanke an Hülfe, an Rettung mehr aufkommen!

Schneller selbst noch, als es sich sagen läßt, war Alles geschehen.

Alexander von Humboldt arbeitete mit der ganzen Kraft seiner Arme gegen die noch immer anstürzende Masse. Seine Augen suchten, weit aufgerissen, den Bruder. Angst; Entsetzen und Verzweiflung erfüllten sein Herz! .... aber .... er vermochte nicht vorzudringen.

Nur einen einzigen Menschen sah man, wenn momentan die Rauchwolken sich hoben, sich nach dem Gluthmeere des Saales hineinarbeiten .... es schien ein Rasender .... und dieser Rasende war Chamisso, der Helene suchte! .... Sie war nicht draußen! ... sie war nicht im Garten! ... sie war nicht in ihres Vaters Equipage und nicht im Reisewagen! ... Sie mußte ..... o ewiger gerechter Gott! ... sie mußte noch in dem Saale sein!!

Auch Fürst Joseph Schwarzenberg suchte hier, suchte dort nach seiner Gattin, nach seinem so unendlich geliebten Weibe!

Aber schon brannten die Hintersten der noch immer herausdrängenden Menge. Humboldt, Varnhagen und Chamisso wurden zurückgeschoben . . . . . immer zurück, bis zur Pforte, die nach dem Garten führte!

Aber welch' furchtbares, welch' gräßliches Schauspiel hier! Welche Scenen der Verzweiflung und des Entsetzens!

Das ganze Festbauwerk loderte in Flammensäulen empor; die noch eben in diesen feenhaft geschmückten Räumen versammelte Welt — an Pracht, Schönheit, Auszeichnung und Bedeutung jeder Art ein Inbegriff der Herrlichkeit Europas — brauste aufgelöst durcheinander. Allgemeiner Schrecken, persönliche Gefahr, Angst und Sorge für die Nächsten, Verzweiflung selbst, waren an die Stelle der Lust, der ehrgeizigen Spannung getreten.

Man rief, man schrie nach den Seinigen; man durchbrach wo und wie man konnte rücksichtslos das Gedränge. Jeder hatte nur sein persönliches Ziel im Auge, stieß hinweg, was ihn hemmte, ... trat und warf nieder, was ihm in den Weg kam.

Männer suchten ihre Frauen, Mütter waren von ihren Töchtern getrennt, hatten sie zuletzt nur in den Reihen des Tanzes noch gesehen, oder dort glücklich fortgezogen, ohne sie an der Hand behalten zu können. Keiner wußte das Schicksal des anderen, man hörte Jammernde und heftig Tobende, man erblickte Andere, die sich mit leidenschaftlicher Freude den wiedergefundenen Lieben in die Arme

warfen, man sah Ohnmächtige, Verwundete, Todte. Die Stufen des Portals waren unter der Last der Rettungsuchenden eingebrochen, viele Personen gestürzt, von Nachdringenden zertreten, von fallenden Bränden schwer verletzt, von den Flammen ereilt worden.

Die Königin von Neapel war zu Boden gesunken, der Großherzog von Würzburg wurde ihr Retter.

Die Königin von Westphalen dankte ihrem Gemahl und dem Grafen von Metternich ihre Rettung aus größter Gefahr.*)

Der russische Botschafter, Fürst von Kurakin, wurde brennend und ohnmächtig aus dem Gewühle hervorgezogen und von Herbeieilenden mit Pfützenwasser gelöscht, während Andere ihm die diamantnen Knöpfe vom Rock schnitten. Besonders hatten viele Frauen das Unglück, durch das Feuer an ihren leicht brennbaren Kleidern erfaßt und lebensgefährlich verwundet zu werden.

Zwischen dies Gewühl aber drängten sich die Diener und Arbeiter aller Art, und jeder Unterschied des Standes war vollkommen aufgehoben. Nie wurden Stern und Ordensband, Rang und Stand gleichgültiger behandelt, ja selbst Hoheit und Majestät weniger angesehen. Auch die vom Trinken abgerufenen Spritzenleute machten sich für ihre späte Hülfeleistung gewaltthätig Raum, und die von festlicher Bewirthung aufgeschreckten Tänzer und Tänze-

*) Alles Thatsachen.

rinnen drängten sich in ihren flitterhaften Kostümen und mit noch geschminkten Gesichtern neugierig zwischen dem reichen Prunk und Staat der stolzen Hofwelt umher, die in solcher Zerrüttung jede Gleichheit unbeachtet walten ließ.

Mit leidenschaftlicher Innigkeit suchte Fürst Joseph von Schwarzenberg noch immer seine Gattin.

Er hatte, als der Brand ausbrach, unfern der Kaiserin im Gespräche gestanden. Auf den ersten Ruf der Gefahr hin wandte er sich nach dem Raume, wo die Reihen der Tanzenden soeben zerstoben, und wies noch, da ihm die Gemahlin des Prinzen Eugen entgegenkam, dieser und dem Vicekönig selbst eine nahe Seitenthüre, durch welche beide entkamen. Im Saale kämpften schon damals bereits Flammen und Dampf um die Herrschaft. Er eilte hinauf, ... hinab; er fand seine Gemahlin nicht. Er gelangte glücklich über die Treppe in den Garten; er frug Diesen, Jenen. Man wollte sie gesehen haben; man versicherte endlich sogar mit Gewißheit, sie sei bereits im Garten. „Dort ist sie!" — rief eine Stimme ihm zu. Er stürzt nach dem Orte hin, und .... es ist eine Dame, die ihr ähnlich sieht!

Da faßte seine Seele unnennbares Grauen. Die Folter der Ahnung, die ihn ergriffen hatte, war alle Grade durchlaufen, und die Gewißheit leuchtete, ein schrecklicherer Brand, vor ihm auf. Er stürmt zum Saale zurück. Die Treppe ist gestürzt. Uebereinander wälzt sich die fallende

Menge. Man bringt seine älteste Tochter halb verbrannt in schonender Verhüllung vorbei. Man schleppt die Gemahlin seines Bruders, der aller Schmuck vom Haupte getreten war, an ihm vorüber. Er denkt nur an sein geliebtes Weib! .... Sein Blick fällt, in der fürchterlichen Beleuchtung des Brandes, auf eine winselnde Gestalt, der sämmtliche Kleider am Leibe verzehrt sind. Es ist die Generalin Tougard, ... sie bäumt sich .... da stürzt mit dumpfem Gekrache die ganze Fußdecke des Saales ein, und wie aus hohler Esse wallt Rauch und Gluth aus den Trümmern empor .... Alles .... alles ist verloren!*)

Jetzt ergriffen die Flammen auch das Hotel und drohten auch dieses in Asche zu legen. Das Archiv gerieth zuerst in Gefahr, es zu retten war die größte Anstrengung nöthig. Alle Oesterreicher legten Hand an, Wasser zu tragen, Geräthe fortzuschaffen, Haken und Aexte, wo es nöthig anzuwenden. Man warf Hut und Degen ab, selbst die Uniform und den goldgestickten Staatsrock, die in der Hitze nur lästig, und, wie die ganze Bekleidung, durch Brand, Wasser und Arbeit völlig verdorben waren.

Gegen tausend Mann Verstärkung der kaiserlichen Garde rückten in demselben Momente an: den Hof, die Säle und den Garten besetzend. Auch der Kaiser war zu-

---

*) Bericht des Major von Prokesch in seinen „Denkwürdigkeiten.“ Varnhagen von Ense: „Denkwürdigkeiten.“ II. 278. 279.

rückgekehrt: er hatte die Kaiserin nur bis zu ihrem Wagen gebracht, und trat jetzt unvermuthet im grauen Ueberrock wieder hervor. Rasch erfolgten nun seine Befehle: alle Fremden mußten den Platz räumen, alle Zugänge wurden besetzt, alle Anordnungen gingen von ihm aus. Was kümmerte es ihn, daß ihn der Wasserstrahl einer Spritze traf und bald umwarf. Napoleon verließ den Platz nicht; streng und blitzenden Auges überschaute er Alles. Der Polizeipräfekt von Paris, Graf Dubois, hatte einen harten Stand; der Commandant der Spritzenleute ward verhaftet und hinweggeführt. Aber .... das allgemeine Entsetzen, den allgemeinen Schrecken zu vermehren, brach jetzt auch noch das Gewitter los, welches schon lange am Himmel gestanden*). Es schien, als sollten alle Schrecken der Welt entfesselt werden! Gräßliche Blitze entzündeten den Himmel, furchtbare Donner folgten Schlag auf Schlag! Die Gebäude erzitterten, der Regen rauschte in Strömen nieder, aber .... er löschte auch die letzten Gluthen des Brandes.

Endlich hatte auch das Gewitter sich ausgetobt; es zertheilte sich und zwischen den schweren Wolken brach der Schimmer des kommenden Tages durch. Aber welche Scene begrüßte sein unglückseliger Schein!

War das die Stelle, wo noch zu Anfang der jetzt entschwundenen Nacht niegesehene Pracht und Herrlichkeit,

---

*) Ebenfalls Thatsache.

Reichthum, Glanz und Schönheit ihr Hoflager aufgeschlagen hatten?

Jetzt breitete sich hier eine ungeheure Brandstätte aus, ein düsteres Angehäuf von Schutt und Wust: verkohlte Balken, zertrümmerte Mauersteine, Geräth und Trümmer aller Art durcheinander geworfen, in den zufälligen Tieflücken schmutzige Wasserpfuhle zusammengestockt. Da lagen Theile zerschmetterter Kronleuchter, zerkrümmte Degen, halbgeschmolzene kostbare Armbänder und anderer Schmuck in Menge, den die Gluth fast unkenntlich gemacht hatte.

Plötzlich ertönt ein Schreckensruf und ein Freudenschrei: Alexander von Humboldt eilt seinem Bruder Wilhelm entgegen. Beide hatten sich hier und in ihren Wohnungen vergeblich gesucht und von der gleichen innigen Bruderliebe, von der gleichen verzweiflungsvollen Angst noch einmal zu dem Schauplatze des Unglücks zurückgetrieben, jetzt gefunden. Schweigend lagen sie sich in den Armen, ... keines Wortes fähig .... aber das Herz voll unaussprechlicher Freude.

Da schreckte sie eine lebhafte Bewegung unfern von ihnen auf. Noch stand nahe bei ihnen Napoleon, neben ihm harrten, seiner Befehle gewärtig, mehrere Adjutanten. Einige Schritte weiter durchspähten gemeinsam Graf Hulin, Varnhagen von Ense, Gall und Chamisso die Trümmer: Letzterer bleich wie der Tod und mit den weitaufgerissenen Augen die Schutthaufen fast durchbohrend.

Mit einemmale bleibt Graf Hulin stehen, sieht starr vor sich hinab und ruft entsetzt: „Gall, kommen Sie hierher, hier ist ein menschlicher Körper!“

Der furchtbar eindringende Ton, den diese Worte hatten, erschütterte jeden Nerv der Umstehenden. Es war, als ob eine Marmorfaust ihr Herz zerdrücke. Wie ein Rasender sprang Chamisso herbei, ... schwankenden Schrittes folgten die Anderen.

Von Balken und Kohlen halbverdeckt lag in der Tiefe, zwischen den Resten des eingesunkenen Fußbodens, ein schwarzgebrannter, eingeschrumpfter Leichnam, ganz unkenntlich. Die eine Brust nur, welche zufällig in angesammeltes Wasser zu liegen gekommen war, hatte sich erhalten, und ihre frische Weiße stach gräßlich gegen die übrigen mumienschwarzen Körpertheile ab. Kaum erblickt . . . . sprang Chamisso in die Tiefe . . . . . aber im nächsten Augenblicke richtete er sich mit einem gräßlichen Lächeln auf . . . . schwer rang sich der Athem aus seiner Brust . . . dann sagte er: „Sie ist es nicht!“ —

Aber auch Dr. Gall war jetzt hinabgestiegen . . . . er glaubte die Fürstin Schwarzenberg zu erkennen.

Ein paar Ringe und ein Halsband fanden sich an dem Körper, man sandte sie sofort an den Schwager der Fürstin, den Botschafter, der noch immer mit der Rettung des Archivs der Gesandtschaft beschäftigt war . . . . Es blieb kein Zweifel mehr, das Halsband führte die Namenszüge

ihrer Kinder; sie hatte ja deren acht, das neunte, noch nicht geboren, theilte ihren Tod*).

Eben wollten Chamisso und Gall den unseligen Ort verlassen, um den Arbeitern Platz zu machen, die den Leichnam herauszunehmen mit dem Fürsten Karl herbeigeeilt waren ..... als Chamisso noch eine Hand bemerkte, die unter den Trümmern hervorragte. Rasch entfernte man die Balken .... kaum aber ward der Kopf frei, als Chamisso mit einem furchtbaren, Mark und Bein durchdringenden Schrei bewußtlos niedersank ...... es war die junge Fürstin Helene von der Leyen .... „die Kleider waren ihr am Leibe verzehrt und das verhängnißvolle Diadem von Rubinen und Diamanten — das unselige Geschenk Napoleons in unseliger Stunde — ihr tief in die Stirne geglüht!" **)

Da entsank Allen Kraft, Fassung und Muth, tiefe Trauer senkte jedes Haupt, Thränen entquollen allen Augen, ... der Kaiser aber, der ebenfalls herangetreten war, wandte sich todtenbleich ab.

„Folgen!" — rief er mit einem so furchtbaren Tone, wie ihn seine Umgebung wohl nie von ihm gehört, und wandte sich zum gehen.

„Und Herr von Chamisso?" — flüsterte die Stimme jenes Officiers, der an dem Abende vorher den Befehl zu dessen Verhaftung empfangen hatte.

---

*) Thatsache.

**) Thatsache.

„Folgen!“ — donnerte der Kaiser wiederholt und schritt rasch nach dem Ausgange. In dem gleichen Augenblicke flammten noch einmal ein paar gewaltige Blitze auf, Gewitterschläge erschütterten Himmel und Erde, und lange . . . . . lange noch grollte der betäubende Donner.

Alexander von Humboldt drückte dem Bruder leise die Hand; dann trennten sich beide: Wilhelm, um unter den erschütternden Eindrücken dieser Nacht seine Reise anzutreten — — — Alexander, um mit Varnhagen und Gall dem noch immer bewußtlos über der Leiche der Geliebten liegenden Chamisso Hülfe, Trost und Beistand zu bringen.

„Folgen!" — bemerkte der Kaiser wiederholt und schritt rasch nach dem Ausgange. In dem gleichen Augenblicke flammten noch einmal ein paar gewaltige Blitze auf, Gewitterschläge erschütterten Himmel und Erde, und lange . . . . lange noch grollte der betäubende Donner.

Alexander von Humboldt drückte dem Bruder leise die Hand; dann trennten sich beide: Wilhelm, um unter den erschütternden Eindrücken dieser Nacht seine Reise anzutreten — — — Alexander, um mit Bonpland und Gall dem noch immer bewußtlos über der Leiche der Geliebten liegenden Spanier Hülfe, Trost und Beistand zu bringen.

II.

In Berlin.

Nach siebzehn Jahren.

Es war noch ziemlich früh am Tage und doch machten sich Hitze und Staub schon auf eine peinliche Weise geltend. Die Sonne brannte über Berlin wie über einer arabischen Wüste, und wenn man die Friedrichsstraße, die schon damals schnurgerade eine halbe Stunde lang vom Hallerthor bis zum Oranienburgerthor sich hinzog, entlang ging, so bekam man bei jeder Luftbewegung einen ziemlich deutlichen Begriff von dem, was Sirocco ist.

Menschen waren daher wenige auf der besagten Straße zu sehen; unter diesen Wenigen aber war einer, dem es ganz besonders heiß zu sein schien. Es war ein kleines dürres Männchen in verschabtem Rock, fleckigen Beinkleidern und altem, ziemlich zerdrücktem Filzhut auf dem, mit spärlichen grauen Haaren bedeckten Kopfe. Trotzdem war der Mann sicher nicht so alt, als es schien; wenn man aber seine lebhaften Augen, seine etwas kupferige Nase, seine nicht uninteressanten aber total verwitterten Züge

genauer betrachtete, löste sich das Räthsel bald: der gute Freund hatte wohl in seiner Jugend etwas viel und etwas rasch gelebt und in den späteren Jahrzehnten die Flasche etwas zu hoch geschätzt.

Die Wahrheit dieser leidigen Thatsache gestand er sich denn auch in mancher stillen Stunde voll Wehmuth und Reue ein; denn Pottgießer konnte zu Zeiten sehr wehmüthig werden ...... namentlich wenn ihm das Geld ausgegangen ..... und Pottgießer hatte auch Gemüth und Gefühl, und wußte, daß es unverzeihlich von ihm sei, auch jetzt noch so oft im Genever oder Nordhäuser zu viel zu thun.

Auch heute morgen hatte er etwas zum Frühstück in diesem Artikel gethan, daher wirkte denn auch außer der Sonnengluth die innere Hitze so bedeutend auf ihn ein, daß er alle zehn Schritte den alten Filz abnehmen und die in Schweiß gebadete Stirne mit seinem zerrissenen Taschentuche trocknen mußte.

Unter dem Arme trug Pottgießer dabei ein Päckchen Scripturen, denn er war jetzt ein Mann, der mit der Literatur zu thun hatte, das heißt: er schrieb für einzelne Schriftsteller, Dichter und Gelehrte die Manuscripte ab. Früher freilich war er mehr der Kunst zugethan gewesen, denn er hatte eine Zeit lang gemalt, dann geschauspielert und endlich selbst gedichtet; aber Gedichte und Bilder fanden weder Abnehmer, Verleger noch Liebhaber, während er, als Schauspieler. nur allzuviel selbst Liebhaber war:

nämlich vom Nichtsthun, vom guten Leben, von Mädchen und vom Wein. So hatte Pottgießer Unglück in allem was er anfing und war jetzt froh, in dem schönen — nur für seine Gurgel etwas zu heißen und staubigen — Berlin als Abschreiber sein Leben fristen zu können.

Sonst war Pottgießer eine ganz gute Seele und ein Mensch von vielen Erfahrungen, der in der That — trotz diesen Erfahrungen und seiner gedrückten Stellung — noch für das Schöne schwärmen konnte. Jetzt schwärmte er für Schatten, für Kühlung, für etwas Ruhe und für Auszahlung seiner verdienten Abschreibgebühren;... denn die unerträgliche Hitze verursachte doch gar zu viel Durst!

Endlich hatte er sein Ziel erreicht und trat in ein schönes Haus der Friedrichsstraße ein.

Ha! welche Wohlthat war die in der Einfahrt herrschende Kühle. Pottgießer athmete tief auf, dann wischte er über die von Zeit und Leben gefurchte Stirne, klopfte hierauf mit dem Schnupftuche den Staub von Hosen und Stiefeln und stieg die Treppe hinauf. Der Vorplatz war verschlossen; aber es war ein Schellenzug angebracht und neben demselben eine kleine Messingplatte, auf der stand: Adelbert von Chamisso. Hier schellte Pottgießer. Alsobald öffnete sich die Thüre und er trat ein.

Es war ein Diener, der ihm geöffnet hatte, — ein still und sinnig aussehender Mann mit stark gebräuntem Gesichte. Sein Anzug war schlicht aber sehr reinlich und

Reinlichkeit und Ordnung herrschten hier überall, das sah man auf den ersten Blick.

„Guten Morgen Pottgießer!" — sagte der Mann. „Guten Morgen Herr Schirmer!" — entgegnete der Schreiber. — „Herr von Chamisso zu Hause?"

Schirmer, der gerade kein Freund von vielem Sprechen zu sein schien, schüttelte mit dem Kopfe.

„O weh!" — rief Pottgießer — „und ich komme, das Manuscript abzuliefern und ......"

„Treten Sie nur ein!" — versetzte der Diener, und in dem Ton seiner Stimme lag etwas, das auf ein gutes Herz und Wohlwollen schließen ließ.

Der Schreiber folgte und beide traten in Herrn von Chamissos Arbeitszimmer. Bücherschränke standen an den Wänden, Bücher und Papiere deckten den Schreibtisch und zwei andere Tische; sonst herrschten auch hier Ordnung und Reinlichkeit. Alles aber war dabei ungemein einfach.

„Sie sind müde, Pottgießer!" — sagte jetzt der Diener. — „Setzen Sie sich und ruhen Sie sich ein wenig aus, der weite Weg und die Hitze werden Sie angestrengt haben."

„Allerdings!" — entgegnete der Schreiber, indem er sich mit Wohlbehagen niederließ. — „Man ist nicht mehr jung."

„Und Ihre Arbeit?"

Pottgießer reichte den Pack hin, Schirmer nahm ihn

entgegen und gab dem Anderen das schon für ihn zurechtgelegte Geld.

„Und nichts neues zum abschreiben?“ — frug Pottgießer.

„Der Herr hat wohl etwas zurückgelegt, aber er meint selbst, daß es nicht der Mühe werth sei, es heim zu nehmen.“

„Und was ist es?“

„Es sind zwei Gedichte, die er heute früh gemacht. Sie können sie vielleicht gleich hier abschreiben.“

„Warum nicht!“ — meinte Pottgießer und machte sich zu der kleinen Arbeit bereit.

„Wollen Sie mir die Gedichte geben?“

Schirmer reichte dem Schreiber zwei beschriebene Blätter hin.

„Aber erst muß ich sie lesen!“ — sagte Pottgießer und seine lebhaften Augen schimmerten freudig. — „Herr von Chamisso ist ein ganzer Dichter . . . . . . das muß unser Eines verstehen, der selbst gedichtet hat und ein begeisterter Verehrer der Kunst und Poesie ist.“

„So lesen Sie!“ — sagte Schirmer mit gutmüthigem Lächeln. Pottgießer begann:

Der Invalide im Irrenhaus.

Leipzig, Leipzig! arger Boden,
Schmach für Unbill schafftest du.
„Freiheit!“ — hieß es — „vorwärts, vorwärts!“
Trankst mein rothes Blut, wozu?

„Freiheit!“ — rief ich — „vorwärts, vorwärts!“ . . . . .
Was ein Thor nicht alles glaubt!
Und von schwerem Säbelstreiche
Ward gespalten mir das Haupt.

Und ich lag und abwärts wälzte
Unheilschwanger sich die Schlacht;
Ueber mich und über Leichen
Sank die kalte finst're Nacht.

Aufgewacht zu grausen Schmerzen
Brennt die Wunde mehr und mehr;
Und ich liege hier gebunden,
Grimmige Wächter um mich her.

Schrei' ich nach versprochner Freiheit,
Nach dem bluterkauften Glück,
Peitscht der Wächter mit der Peitsche
Mich in schnöde Ruh zurück.

Eine Pause entstand. Schirmer hatte einen kleinen Staubbesen ergriffen und kehrte von den auf den Tischen liegenden Papieren und Büchern den Staub ab.

„Eigenthümliche Idee!“ — sagte jetzt Pottgießer. — „Es schauert Einen und zieht doch an.“

„Es ist die alte Bitterkeit“ — entgegnete Schirmer fast traurig — „die in seinem ganzen Wesen liegt. Herr von Chamisso ist ein unendlich guter Mann; aber das ist eben sein Fehler: er ist zu gut für die Welt, und fühlt zu tief.“

„Wahrheit liegt aber doch in dem Gedichte!“ — sagte jetzt Pottgießer, der es noch einmal für sich gelesen hatte. — Und mir dünkt, sie ist herb genug! Ich erinnere mich noch sehr gut, was in den Zeiten vor der Schlacht von Leipzig

den Völkern und namentlich auch uns Preußen versprochen wurde. Und haben sie's gehalten? War das ein Jubel! ..... und die Hoffnungen! und die Erwartungen! ..... Ich war damals noch Schauspieler und agirte bei den Vorstellungen zur Siegesfeier mit. O je! ..... und jetzt? ....."

„Nun ja!" — sagte Schirmer ernst. — „Wie heißt der letzte Vers?" — Pottgießer las noch einmal:

„Schrei' ich nach versprochner Freiheit,
Nach dem bluterkauften Glück,
Peitscht der Wächter mit der Peitsche
Mich in schnöde Ruh zurück."

„Ich wollte Herr von Chamisso hätte das Gedicht nicht geschrieben!" — sagte Schirmer besorgt.

„Aber was ist es denn nur" — frug hier Pottgießer — „was den guten Herrn so trübselig und bitter stimmt?"

„Haben Sie denn nicht seine wundersame humoristische Märchennovelle Peter Schlemihl gelesen?" — frug jetzt Schirmer.

„Wer wird die nicht gelesen haben!" — entgegnete der Schreiber — „als sie 1814 zu Nürnberg herauskam, stand ich gerade am dortigen Theater. Herr Gott! ...... kein Buch wurde so viel gelesen als das."

„Nun Pottgießer!" — sagte Schirmer — „dann wissen Sie auch, was darin vorkommt."

„O ja! der Schlemihl wird von der Welt verstoßen, weil er seinen Schatten verloren hat. Ich bin auch so ein Stück Schlemihl."

„A bah!“ — sagte Schirmer — „den rechten Sinn haben Sie doch nicht gefaßt.“

„Wie so?“

„Ich weiß ihn auch nicht aus mir!“ — fuhr Schirmer fort — „aber ich hörte Herrn Alexander von Humboldt jüngst darüber sprechen und der sagte ......“

„Nun, was sagte Herr von Humboldt!“ — rief der Schreiber begierig.“

„Der Schlemihl wird von der Welt verstoßen, sagte er, weil er seinen Schatten verloren hat, und nun findet Schlemihl nur noch im geistigen Leben sein höheres Glück. Das aber — sagte Herr Alexander von Humboldt zu Herrn Varnhagen von Ense, der gerade auch in Abwesenheit des Herrn von Chamisso hier war — das aber ist das eigene Leben und Leiden unseres guten Chamisso's: Der Schatten ist das Vaterland, ohne daß Jeder die Wurzel und den festen Boden verliert und überall fremd und heimathlos, ohne Rast, ohne Ruhe und Verständniß bleibt.“

„Mag sein!“ — entgegnete Pottgießer wichtig — „wir Dichter sind gar eigene Menschen.“

Schirmer sah den Schreiber lächelnd an; aber er war zu gut, ihm etwas Höhnisches oder Verletzendes zu sagen. Pottgießer hatte indeß das zweite Blatt ergriffen, auf welches Chamisso diesen Morgen ein Gedicht niedergeschrieben.

„Lesen wir auch dieses Gedicht!“ — sagte er — „es ist vielleicht etwas heiterer.“

„Schwerlich!“ — meinte Schirmer. — „Der Herr ist schon seit einigen Tagen sehr ernst und trübe.“

„Er ist vielleicht unwohl?“

Schirmer schüttelte mit dem Kopfe.

„Hat er keinen Arzt befragt?“

Schirmer schüttelte abermals und Pottgießer las:

Nächtliche Fahrt.

In Purpur pranget der Abend,
Der Landwind hebet schon an;
Zur Lustfahrt ladet der Fischer
Dich, Mädchen, in seinen Kahn.

„Noch heißer begehr' ich selbander
Mit Dir zu fahren, als Du.
Gib voll das Segel dem Winde,
Es kommt zu steuern mir zu!“

„„Du steuerst zu kühn, o Mädchen,
Hinaus in das offene Meer;
Du trauest dem leichten Fahrzeug?
Bei hohen Wellen zu sehr.““

„Mißtrauen sollt ich dem Fahrzeug?
Ich habe dazu nicht Grund,
Die einst ich Deiner Treue
Getraut in böser Stund! ......

„„Unsinnige, wende das Ruder!
Du bringst uns beide in Noth;
Schon treiben der Wind und die Wellen
Ihr Spiel mit dem schwachen Boot.““

„Laß treiben den Wind und die Wellen.
Mit diesen Brettern ihr Spiel;
Hinweg mit Ruder und Segel,
Hinweg ich bin am Ziel.“

„Wie Du mich einst, so hab ich
Dich heut' zu verderben berückt;
Mach' Friede mit dem Himmel,
Denn siehe, der Dolch ist gezückt."

„Du zitterst, verworfner Betrüger,
Vor dieses Messers Schein?
Verrathene Treue schneidet
Noch schärfer in's Herz hinein."

„Und manche betrogene Buhle
Härmt stille zu Tode sich:
Ich weiß nur, mich rächend, zu sterben,
Weh'! über Dich und mich!"

Der Jüngling rang die Hände,
Der eigenen Schuld bewußt;
Sie stieß den Dolch in das Herz ihm,
Und dann ..... in die eigene Brust.

Es trieb ein Wrack an das Ufer
Bei wiederkehrender Fluth,
Es lagen darauf zwei Leichen,
Gebadet in ihrem Blut. — —"

„Sehr schön! — sehr schön!" — rief Pottgießer, und es zuckte etwas durch seine verwitterten und verlebten Züge, was wie Jugendbegeisterung aussah. Der Mann mußte, so verkommen er jetzt war, einst wirklich Sinn für Schönes und Großes gehabt haben. Aber der Krieg des Lebens macht ja aus so vielen Paradiesen Todtenäcker und Wüsten!

Schirmer kratzte sich hinter den Ohren, dann sagte er mit trüber Miene: — „da sind wieder böse Tage für den Herrn im Anzug. Solche Gedichte sind bei uns immer die Sturmvögel melancholischer Zeiten."

Plötzlich schlug sich der Diener vor die Stirne und rief:

„O wie konnt' ich das auch vergessen! Ist nicht heute der 1. Juli?"

„Freilich!" — versetzte der Schreiber. — „Ich meine die Sonne lege Zeugniß davon ab."

„Nun dann ist es natürlich!"

„Was ist natürlich?"

„Die finstere und bittere Stimmung meines Herrn."

„Und was hat die mit dem 1. Juli zu thun?"

„Was? . . . . . das weiß ich nun freilich eigentlich nicht recht; aber an jedem ersten Juli . . . . ."

„Nun?"

„Ich will Ihnen mittheilen, was ich weiß!" — sagte Schirmer. — „Denn Sie nehmen Antheil an meinem guten Herrn.

„Gewiß, den aufrichtigsten. Wer sollte ihn auch nicht lieben. Wie oft hat er mich unterstützt, wenn ich krank war und nicht arbeiten konnte; obgleich er recht gut weiß, ... daß ich ein Galgenstrick bin."

Pottgießer griff sich bei dieser Anklage voll Selbsterkenntniß an seine kupferige Nase. Aber er verweilte nicht gern lange bei solchen Gedanken, darum frug er denn auch jetzt wiederholt: — „Und was hat es für eine Bedeutung mit dem ersten Juli?"

„Nun!" — sagte Schirmer — „es sind jetzt gerade siebzehn Jahre — ich diente damals bei Frau von Staël in Chaumont — als Herr von Chamisso von Paris

aus zu uns kam, das heißt: er kam eigentlich nicht, sondern er wurde als todtkranker Mann von Herrn Alexander von Humboldt und Herrn von Varnhagen nach Chaumont gebracht, wo er sich von einer langen und schweren Krankheit erholen sollte."

„Und das geschah' auch?"

„Allerdings, aber sehr langsam. Ich war ihm von Frau von Staël zur Pflege zuertheilt, und da ich meine Pflicht redlich gethan haben mag, attachirte sich Herr von Chamisso so sehr an mich, daß ich, als er genesen war und Chaumont verließ, bei ihm bleiben mußte."

„Und da sind Sie nun schon seit siebzehn Jahren in seinen Diensten?"

„Von 1810 an bis zur Stunde."

„Und jetzt schreiben wir 1827."

„Sie können sich denken, Pottgießer, daß wir viel in dieser Zeit erlebt haben."

„Glaub's gern! sogar die Welt umschifft."

„Herr von Chamisso war damals sehr melancholisch: es muß ihm kurz zuvor etwas sehr Trauriges widerfahren sein. Um sich die schweren Gedanken zu vertreiben, gingen wir hierher nach Berlin, wo er drei Jahre lang Naturwissenschaften studirte. Da kam es, daß Graf Romanoff das Schiff „Rurik" unter dem Commando des Herrn Otto von Kotzebue nach der Beringstraße aussandte, um eine nördliche Durchfahrt zu entdecken. Mein Herr bekam den Ruf: der Reise als Naturforscher beizuwohnen."

„Und wie lange dauerte die Reise?“

„Drei Jahre, 1818 kamen wir zurück. Aber beinahe wären wir nicht zurückgekommen.“

„Wie so?“

„Die Bewohner einer Insel wollten Herrn von Chamisso zu ihrem Könige machen.“

„Alle Wetter!“ — rief Pottgießer.

„Ja, ja! es war nahe daran!“ — fuhr Schirmer fort — „aber wir mochten nicht. Das Herz zog doch nach Hause. Spätere Reisende hörten aber noch Lieder dort, die meinen Herrn prießen.“

„Jetzt leben wir still in Berlin an den wissenschaftlichen Anstalten der Botanik beschäftigt und machen hie und da Gedichte.“

„Aber mein lieber Herr Schirmer!“ — sagte der Schreiber hier — „was hat denn das alles mit dem ersten Juli zu schaffen.“

„Ja so!“ — rief der Diener. — „Das hab' ich ja ganz vergessen. Nun! alle die siebzehn Jahre hindurch ...... auf der ganzen Reise, hier und wo immer wir waren ...... so oft der erste Juli kam, ward Herr von Chamisso trübe und finster. Die Nacht vom ersten auf den zweiten blieb er dann stets auf und verschloß sich für sich allein. Dann hab ich ihn oft stöhnen hören, und wenn der Morgen kam, war er stets blaß wie der Tod!“

„Und warum das?“ — frug der Schreiber. — „Mich dauert der arme Herr!“

„Warum?" — entgegnete Schirmer — „das kann ich Ihnen nicht sagen, Pottgießer, weil . . . . . . ich es selbst nicht weiß. Wohl mag's aber mit dem zusammenhängen, was ihn vor siebzehn Jahren traf und in so tiefe Krankheit stürzte."

„Seltsam!" — sagte der Schreiber und nahm, da Schirmer ging, die Abschrift der beiden Gedichte vor; bald war sie vollendet und Pottgießer verließ das Haus, um — der großen Hitze halber — in der nächsten Schenke seinen trockenen Gaumen etwas anzufeuchten.

Chamisso kam erst gegen Abend nach Hause. Er war in der That bleich und tiefer Schmerz lag in seinen Zügen. Schirmer aber hatte Recht: auch diese Nacht schloß er sich ein — — — auch diesesmal hörte ihn der treue, besorgt wachende Diener tief seufzen und stöhnen — — — auch diese Nacht brachte er auf- und abgehend, und wohl in schmerzliche Erinnerungen versenkt, zu.

Als Chamisso den andern Tag, seinem Berufe folgend, ausgegangen war und Schirmer in sein Zimmer trat, aufzuräumen und abzustauben, fand er ein neues Gedicht auf dem Schreibpulte seines Herrn liegen.

Er beugte sich darüber und las als Ueberschrift: Laß ruh'n die Todten.

„Dacht' ich's doch!" — sagte Schirmer leise und mit Theilnahme. Das Gedicht aber lautete:

Laß ruh'n die Todten.

Es ragt ein altes Gemäuer
Hervor aus Waldesnacht,
Wohl standen Klöster und Burgen
Einst dort in herrlicher Pracht.

Es liegen im kühlen Grunde
Behauene Steine gereiht:
Dort schlummern die Frommen, die Starken,
Die Mächt'gen der alten Zeit.

Was kommst Du bei nächtlicher Weile
Durchwühlen das alte Gestein?
Und förderst herauf aus den Gräbern.
Nur Staub und Todtengebein?!

Unmächtiger Sohn der Stunde!
Das ist der Zeiten Lauf:
Laß ruh'n, laß ruh'n die Todten,
Du weckst sie mit Klagen nicht auf!!

Groß und glücklich.

Was Alexander von Humboldt seit einer Reihe von Jahren ersehnte, war endlich in Erfüllung gegangen: das Schicksal hatte ihn wieder mit seinem so innig geliebten Bruder Wilhelm und dessen Familie zusammengeführt, um für beide Theile in schöner, idealer Vereinigung und in einem gleich edlen geistigen Streben ein stilles aber hohes Glück zu gründen.

Nicht Fürstengunst, nicht der Wunsch seines königlichen Freundes in Berlin, nicht Eitelkeit oder Stolz waren es gewesen, was Alexander von Humboldt in der letzten Zeit bewogen hatte, von Paris nach Berlin überzusiedeln und seine Vaterstadt von nun an zum eigentlichen Wohnorte zu wählen. Der Wunsch des wohlwollenden und in Humboldt's Person die Wissenschaft ehrenden Königs vermochte nur den Anstoß zu einem Entschlusse zu geben, dessen tiefere Motive in dem natürlichen Gefühle des edlen Mannes längst begründet waren. Es lag in ihm das oft

selbst ausgesprochene Bedürfniß, mit Demjenigen endlich einmal zusammen zu leben, von dem er bis jetzt immer getrennt gewesen war, obgleich ihre Naturen so verwandt, ihre Bestrebungen so harmonisch sich ergänzend und fördernd erschienen und Beide die innigste Liebe verkettete. Der Entschluß war reif, seinem Bruder Wilhelm zu leben, ... als ihm der ehrende Ruf des Königs von Preußen in die Heimath zukam. Friedrich Wilhelm III. schätzte Alexander von Humboldt wirklich hoch, und wünschte in ihm einen gern gesehenen Gesellschafter und namentlich auch einen wissenschaftlichen Rathgeber zu finden. Auch Friedrich der Große hatte ja Männer der Wissenschaft an seinen Hof gezogen; mußte nicht auch unter Friedrich Wilhelm eine geistige Größe wie Alexander von Humboldt den Glanz des preußischen H.fes mächtig erhöhen?

Im Jahre 1826, zur Herbstzeit reiste also Alexander von Humboldt nach Berlin, um dem Wohlwollen seines Königs zu genügen und dem Bruder die bevorstehende Uebersiedelung in dessen Nähe zu verkünden. Diesesmal aber verweilte er nur bis Mitte December hier, da die Veränderung des Wohnortes noch einmal seine baldige Gegenwart in Paris erforderlich machte, indem er die begonnenen wissenschaftlichen Angelegenheiten daselbst ordnen, seine Instrumente und Sammlungen für den Transport vorbereiten lassen und manche den Freunden anvertraute Fortarbeiten noch besprechen und feststellen mußte.

Im Februar 1827 war er eben im Begriff, direct in sein preußisches Vaterland zurückzukehren, als ein Besuch aus Berlin seiner Abreise eine zeitweilige neue Richtung gab. — Der Freiherr von Bülow nämlich, Schwiegersohn Wilhelm von Humboldt's — der im Jahre 1817 als Legationssecretair denselben auf den Gesandtschaftsposten nach London begleitet und 1821 dessen Tochter Gabriele geheirathet hatte — war um diese Zeit mit dem preußischen Gesandtschaftsposten am englischen Hofe betraut. Bülow nahm — Gemahlin und Kinder vor der Hand noch in Berlin zurücklassend — seinen Weg über Paris, wo er Alexander von Humboldt antraf und in ihm einen Begleiter nach London fand. Hier angekommen, wurde Alexander von Humboldt von Canning mit Wohlwollen überhäuft, blieb aber nicht lange in England, sondern setzte bald seine Reise über Hamburg nach Berlin fort.

Von nun an blieb Alexander von Humboldt — wenn auch nicht ohne Unterbrechung — in Berlin wohnhaft; er lebte stets in der nächsten Umgebung des Königs, mit dem er oft in Potsdam verweilte, und den er auch auf verschiedenen Reisen begleitete, und nur auf ganz kurze Zeit kehrte er alle Jahre einmal in die französische Hauptstadt zurück, die ihm von 1804 an zu einer liebgewordenen, an Freunden und Anregungen mancher Art reichen, zweiten Heimath geworden war. Aber auch in Berlin fand er manche Anregung und manchen theuren Freund wieder. Bei seinem Eintreffen daselbst

kam er mit dem Freiherrn von Stein zusammen, der zu einem längeren Besuche, welcher auch namentlich der Humboldt'schen Familie galt, in Berlin verweilte; — es traf im Mai auch A. W. von Schlegel ein, um nach zwanzigjähriger Abwesenheit von Berlin (er hatte durch Wilhelm von Humboldt's Vermittelung 1818 eine Professur an der damals neu begründeten rheinischen Universität Bonn erhalten) seine alten Freunde wieder zu sehen, und seine Anwesenheit wurde besonders noch durch öffentliche Vorlesungen interessant, welche er über Theorie und Geschichte der bildenden Künste vor einem gebildeten Publikum hielt.*)

Solche Persönlichkeiten aber, vereint mit Varnhagen, Chamisso, Rauch, Tieck und Anderen übten auf Alexander von Humboldt einen ungemein anregenden Einfluß. Der Hauptangelpunkt freilich blieb immer Wilhelm, der jetzt wieder auf Schloß Tegel in stiller Zurückgezogenheit lebte.

Mit Wilhelm von Humboldt's Rücktritt aus dem Ministerium hatte es nämlich folgendes Bewandtniß.

Wilhelm von Humboldt hatte als Minister im edelsten Sinne für Preußen gewirkt und namentlich die Erfüllung der Versprechungen fest im Auge behalten, welche die Fürsten, vor dem Sturze Napoleons, den Völkern gemacht. Mit den Carlsbader Beschlüssen war aber ein

---

*) „Alexander von Humboldt." Ein biographisches Denkmal von Professor Dr. Klenke. S. 113—114.

böser Geist über die Politik gekommen. Man gab dem 13. Artikel der Bundesakte eine authentische, für die Völker sehr einschränkende Auslegung, nahm Maßregeln gegen Schulen und Universitäten, fesselte die Presse durch umfassende Censureinrichtungen und setzte in Mainz eine Centraluntersuchungscommission für politische Verbrecher nieder; denn für Verbrechen galt jetzt, was in den Zeiten der Noth, wo man die Völker gebraucht hatte, Hochsinn, Edelmuth, Größe, Deutschheit und Bürgertugend gewesen. Die von Metternich ausgehende Reaktion beherrschte mit einemmale alle deutschen Regierungen und nahm leider auch Preußen in's Schlepptau. Jeder Selbstständigkeit, jeder freien Entwickelung, jedem Fortschritte der deutschen Völker drohte daher Vernichtung und Untergang.

Wilhelm von Humboldt war schon länger mit diesem Gang der Dinge, der seiner Natur, seinen Ansichten und seinem Rechtlichkeitsgefühle so ganz zuwider war, unzufrieden; — er war gereizt durch die Wendung, die man unerfüllten Verheißungen einer Verfassung und allgemeiner Reichsstände geben wollte, — gereizt durch die ganze Politik des Staatskanzlers Hardenberg, der, statt — wie früher — sich auf Talent und öffentliche Meinung zu stützen, nur Hülfe von außen, von Oesterreich und Rußland, erwartete. Die Carlsbader Beschlüsse aber empörten ihn nun völlig: so daß er sie unumwunden für „schändlich, unnational, ein denkendes Volk auf-

regend" erklärte, und sich nicht scheute, diese Opposition geradezu in das Ministerium selbst zu tragen. Hatte er bisher angetrieben, wo er konnte, so stand es ihm wohl an, sich unverholen von der Richtung Hardenberg's loszusagen, in dem Augenblicke, wo sie die Bahn des Fortschrittes entschieden verließ.

Wilhelm von Humboldt verband sich nun mit dem Großkanzler von Beyme und eröffnete unter Hinzutreten des Kriegsministers von Boyen, eine Opposition im Staatsministerium, die er mit Hartnäckigkeit und streng systematisch verfolgte, und in der er wegen dieser Carlsbader Beschlüsse den Fürsten Staatskanzler und den Minister Grafen von Bernstorff auf das heftigste angriff.*)

Ein solcher Angriff war in den Annalen Preußens etwas Unerhörtes. Der Staatskanzler war außer sich vor Erbitterung; — der König war tief entrüstet, Humboldt, den er fast jeden Abend bei sich oder bei der Prinzessin Radziwill gesehen, in so heftiger Opposition gegen seinen Willen zu finden. Wilhelm von Humboldt, Beyme und Boyen erhielten also ihren Abschied. Humboldt sollte die Pension eines Staatsministers von 6000 Thalern jährlich erhalten: er schlug sie aus, und zog sich sofort in das Privatleben zurück.

Leider hatte damit die Reaction in Preußen einen voll-

---

*) Nach authentischer Quelle. „Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt." Von G. Schlesier. II. S. 391.

ständigen Sieg gewonnen. Sie trat denn jetzt auch ganz ungescheut hervor.

Wilhelm von Humboldt aber zog sich gern zurück. Lange schon hatte ihm im Geiste das Tuskulum vorgeschwebt, in welches er sich einst zurückziehen wolle. Er war jetzt nicht mehr Minister, nicht mehr Staatsmann ...... aber er hörte darum nicht auf, vielseitig zu wirken und zu streben: alle Kraft und Anstrengung, die er so lange und so erfolgreich nach Außen gewendet hatte, concentrirte er nun auf Wissenschaft und Kunst, sein Forschungsgeist drang jetzt in die tiefsten und zartesten Eigenthümlichkeiten der Sitten und vorzüglich der Sprachen entferntester Welttheile ein, suchte mit hellem Blick ihren Zusammenhang in der Culturgeschichte der Menschheit auf; er schmückte den angestammten Landsitz, Tegel, durch einen Verein großartiger Kunstgebilde zu einem sinnigen Tempel aus, den Freunden zum heitersten Asyl, sich selber zu geistiger Verjüngung. Dort besuchte ihn unausgesetzt die Muse, immer frische Kränze zu seinen Füßen niederlegend.

Wie herrlich stand aber auch jetzt Tegel da!

An die Stelle des alten Jagdschlößchens, in welchem einst Alexander und Wilhelm von Humboldt ihre glücklichen Kinderjahre verlebt, war ein gar stattliches und schönes Gebäude in antikem Charakter getreten, flankirt von vier thurmartigen Ecken, wodurch es Wilhelm möglich geworden, den alten Thurm aus den Zeiten des großen

Churfürsten, bei dem Aus- und Umbau zu erhalten. Im Inneren schmückten das Schloß die erlesensten Schätze der Skulptur und Malerei aus alter und neuer Zeit, die namentlich während des langen Aufenthaltes in Rom erworben worden waren. Auch die Gartenanlagen um den Tegeler See hin, schon von dem Vater angelegt, erhoben sich jetzt zu einem reizenden Park, den Wilhelm noch mit den schönsten Monumenten auf das Geschmackvollste und Sinnigste verzierte.

Und nun Wilhelm von Humboldt selbst! Der Denker, der Gelehrte, der Staatsmann — der die meisten Länder Europa's aus eigener Anschauung kannte und den Erdkreis in seinen Studien umfaßte; ...... der heute einem Lenker des Staates die Schätze gediegener Weisheit spendete, morgen mit einem der größten Gelehrten die neuesten Entdeckungen der Wissenschaft, z. B. Champollion's Hieroglyphenforschungen durchsprach; ...... der das einemal die Erinnerungen der Jenaer Tage auffrischte, ein anderesmal Begebnisse aus der Zeit seiner politischen Laufbahn zum Besten gab und dann wieder ein Bild der schönen und glücklichen Stunden entfaltete, die er einst in Rom und Albano verlebt hatte. Dieser Mann, dem jedes Mittel zu Gebote stand, mit welchen man Geister fesselt und festhält: imponirende Würde, Fülle der Beredtsamkeit, die größte Schärfe der Satyre und Ironie; dem, als wenn er das Leben nur von der scherzhaften Seite betrachtete, eine unendliche Heiterkeit, bald in neckender Laune, bald in

fröhlicher Mittheilung entströmte; der, wie er mitten im Getriebe der Politik den ideellen Trieb nicht verleugnet hatte, jetzt, bei minutiösen Sprachforschungen einen Flug des Gedankens enthüllte, der mit dem Wissen nur zugenommen hatte, und dabei eine Tiefe der Empfindung offenbar werden ließ, deren Niemand diese, wie es schien, eiskalte Seele fähig gehalten hatte.*)

Und dieser Charakter war jetzt auch noch durch volle Lebensreife zur schönsten Harmonie und Klarheit gebracht.

Welch' ein Schatz war dies für Alexander — ihm dabei durch die innigste und wärmste Bruderliebe verbunden! Und welch' ein Familienleben voll Geist und Gemüth in Tegel!

War Wilhelm von jeher ein treuer und liebender Gatte und Vater, so durfte er es jetzt noch in erhöhtem Maaße sein, da die Eiskruste geschmolzen, hinter welcher er, in den Jahren der politischen und staatsmännischen Thätigkeit, sein Ich oft verbergen mußte. Hing er doch mit kaum auszusprechender Innigkeit an seiner vortrefflichen Gattin, diesem edlen Wesen voll Geistesklarheit und Gefühlstiefe. — Und war denn auch Caroline von Humboldt nicht wie für Wilhelm geschaffen? Alles was von Schwärmerischem in seiner Natur lag und was er im Außenleben so oft zurückzudrängen gezwungen wurde, fand hier seinen

---

*) Schlesier: S. 409.

Brennpunkt, die innigste Hingebung, immer neue Anregung. Und wie Wilhelm an Carolinen, so vermochte auch sie an seinem innersten Leben, an seinen Arbeiten, Entwickelungen und Stimmungen lebendigen Antheil zu nehmen. Die Fülle ihres Gemüthes, die Lebendigkeit ihres Geistes, die Gediegenheit ihrer Bildung übten ja von jeher, wie auf Wilhelm, so auch auf Alexander, einen gewissen Zauber aus. Dazu war Frau von Humboldt ganz und gar für eine höhere auserlesene Geselligkeit geboren, so daß sich, wie von selbst, alle edleren Naturen um sie vereinigten und wo sie hinkam ihr Haus der Mittelpunkt eines reichen Geisteslebens wurde.

Und in diesem schönen und heiteren Geistesleben — verklärt von Kunst, Poesie und Wissenschaft — bewegten sich die Kinder mit. Theodor der älteste Sohn, hatte geheirathet und sollte jetzt, die neuerworbene schlesische Herrschaft bewirthschaften. Der jüngere Sohn, Herrmann, war Forstmann geworden und für die Herrschaft Ottmachau bestimmt. Er war ein stiller, einfacher Mensch von angenehmen Sitten. Caroline, die älteste Tochter lebte noch unverheirathet in der Familie. Sie hatte viel vom Wesen des Vaters, und war, seit dem Tode seines Lieblings, Wilhelm, unter den Kindern ihm am engsten verbunden. Caroline war dabei eine sprachgelehrte, ernste und kluge Dame — jetzt von 35 Jahren — von Tiefe des Gemüthes und vieler Eigenart des Charakters. Auch Adelheide, die zweite Tochter, lebte mit ihrem Gemahle, dem damaligen

Obrist von Hedemann, Adjutanten des Prinzen Wilhelm, in der Nähe der Eltern und kam, sammt ihrem Gatten, so oft sie konnte, nach dem schönen Tegel. Ebenso Gabriele. Denn war auch diese an den Freiherrn von Bülow verheirathet, der als Gesandter Preußens in London weilte, so hatte sie denselben bis jetzt doch nicht nach der Hauptstadt Albions folgen können.

O! welche glückliche Tage verlebte nun Alexander von Humboldt in diesem stillen Kreise voll Geist und Liebenswürdigkeit. Ihm, dem das Schicksal Gattin und Kinder versagt, gab es hier eine Familie, die mit der innigsten Liebe und der höchsten Verehrung an ihm hing.

Und diesem trauten und schönen Familienkreise, schlossen sich nun noch Freunde an, wie die Bildhauer Rauch und Tiek, — Schinkel, der Erbauer des Berliner Museums, der Maler Wach, Hirt, der Director der Gemäldegallerie, Varnhagen von Ense und Chamisso. Oft schlossen sich dabei die Prinzen des königlichen Hauses, namentlich der damalige Kronprinz (später Friedrich Wilhelm IV.) an; ebenso, viele hohe und höchste Staatsbeamte, die ersten Namen der Wissenschaft: Schleiermacher, Wolf, Hegel, ... wie oft begegneten sie sich alle in den freundlichen und gastlichen Räumen Tegel's, wo dann die ausgezeichnetsten Zierden der Frauenwelt, darunter weltberühmte Erscheinungen, wie Frau von Varnhagen (Rahel), Bettina von Arnim, Charlotte von Kalb, Gräfin Schlabrendorf, die Nichte

des Diogenes von Paris u. s. w. die Höhe der damals in Berlin herrschenden Bildung spiegelten. Aber selbst in dieser Fülle des Geistes strahlte noch die Anmuth der Gattin Wilhelms von Humboldt siegreich hervor, ... jenes gesellschaftliche Talent, das in Paris, Wien und Rom unvergeßlich war, ... jener Geist und jenes Wissen, die bei Frauen gar selten mit solcher Lieblichkeit und so viel Ebenmaß verbunden erscheinen.

Mußte sich Alexander von Humboldt hier nicht unendlich glücklich und heimisch fühlen? und mußte sein großartiges Wirken im Reiche der Wissenschaft der Welt und des Lebens dies innere Glück nicht noch steigern?

Von der Anschauung der uns umgebenden Thatsachen und Erscheinungen, in deren Kette die Menschheit, wie die einzelnen Völker und Menschen, mehr oder minder wichtige Glieder des Weltganzen bilden, ist die Auffassung der sittlichen und daher auch der religiösen, gesellschaftlichen und politischen Ordnung abhängig. Durch weitgreifende folgenreiche Ereignisse, oder durch das beharrliche und ruhige Streben einzelner Völker oder begabter Männer unter allen gebildeten Nationen, oder endlich auch durch die außerordentliche Thätigkeit einzelner hervorragender Geister kann eine für das Leben der Menschheit wichtige Erweiterung der Weltanschauung herbeigeführt werden.

Alexander von Humboldt war einer von den wenigen Menschen, welche mit geistiger Ueberlegenheit begabt und

berufen sind, durch ihre reformatorische Thätigkeit das Menschengeschlecht mit sich fortzureißen und auf eine höhere Stufe der wissenschaftlichen und somit der sittlichen Bildung zu bringen. Gewöhnlich wird erst nach dem Tode solcher Männer die höhere Bedeutung ihres Strebens und Schaffens anerkannt. Alexander von Humboldt aber hatte schon jetzt das Glück, weit über die Grenzen Europa's hinaus, als Repräsentant der Wissenschaften anerkannt und verehrt zu werden. In allen Zweigen der Wissenschaften hatte er ja bereits geforscht und vergleichend das Wichtige und Unbedeutende, das Ganze und Einzelne zusammengestellt; Alles mit dem Blicke höherer Einsicht zusammenfassend, nur selten von dem zum Ziele führenden Wege abweichend und die unzählige Menge der einzelnen Thatsachen und Erscheinungen unter den höheren Gesichtspunct der gegenseitigen Abhängigkeit ordnend, wußte er dabei wie durch einen Zauber dem Geiste das anscheinend bunte Gewirr der Erscheinungen in nicht geahnter Einfachheit zu enthüllen. Die Masse der Thatsachen, welche sich seinem umfassenden Blicke darboten, verwirrten oder zerstreuten ihn dabei nicht. Im Gegentheil! indem er den untergeordneten Erscheinungen ihre untergeordnete Stelle anwies und das Bedeutungsvolle, wenn es auch bisher verkannt worden war, oft mit kecker, immer aber mit sicherer Hand hervorhob, — indem er vereinzelte Erfahrungen aus alter Zeit mit den neuesten Entdeckungen und Beobachtungen verband, fand er immer

glücklich den Standpunkt, von welchem aus alle Erscheinungen zugleich und in ihrem inneren und gesetzlichen Zusammenhange übersehen werden können. So eröffnet er dem menschlichen Geiste eine tiefe Einsicht in das geheimnißvolle Walten und Schaffen der Natur und wies in den scheinbar regellosen und der Willkühr dahingegebenen Bewegungen und Erscheinungen in der Welt das Gesetzliche und Geistige auf eine so überzeugende Weise und mit einer so großen Klarheit und Einfachheit der Sprache nach, daß auch dem Nichtgelehrten das Verständniß des von ihm ausgesprochenen Gedankens nicht entgehen konnte. Die liebevolle Betrachtung und Erkenntniß der Natur, die er dabei als Mittel zur sittlichen Erhebung des Menschen ansah, strebte er zu einem Gemeingut der Menschheit zu machen, weil von ihnen im Grunde jeglicher Fortschritt des geistigen Lebens und der damit zusammenhängenden Einrichtungen bedingt oder getragen wird. Ebenso sehr aber, als der außerordentliche Scharfblick Humboldts, staunte die Welt schon damals auch seine ununterbrochene Thätigkeit und Ausdauer an. Durch seine Reisen, welche mit großen Beschwerlichkeiten und Gefahren verbunden waren, lernte er aus unmittelbarer Anschauung das Naturleben kennen und bereicherte die Wissenschaften mit einem so großen Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen, daß es kaum möglich schien, denselben jemals vollständig auszubeuten, eine ganz neue und Humboldt eigenthüm-

liche Betrachtungsweise unseres Erdkörpers und seiner Entstehung war gleichfalls eine unmittelbare Folge von Humboldts Reisebeobachtungen. — Wo auf dem Gebiete der Wissenschaft sich noch Lücken vorfanden, da bestrebte sich Humboldt mit unermüdlicher Ausdauer, dieselben auszufüllen, indem er ganz neue Wissenschaften, wie z. B. die Pflanzengeographie, die Klimatologie, die Hydrographie, die physische Weltbeschreibung, und so weiter in das Leben rief oder eine neue sicherer zum Ziele führende Methode anbahnte. Seine Studien in den Werken der Alten und neuen und seine literarische Thätigkeit waren enorm und die von ihm herausgegebenen und redigirten Werke bilden für sich allein eine bedeutende und inhaltschwere Bibliothek.

So hatte Alexander von Humboldt bereits eine stolze Höhe der Berühmtheit erreicht und doch stand das Größte noch bevor: jenes Werk, dessen Bild ihm schon an den Ufern des Orinoco in unbestimmten Zügen vorgeschwebt .... der Kosmos.

Der Kosmos.

Beglänzt vom Abendgolde lag Tegel still und friedlich da, wie das Schlößchen eines Zauberers ..... denn auch Fenster und Scheiben schimmerten wie lauteres Gold, ja sie glühten und flammten sogar wie Feuer und gaben dem Gebäude eine märchenhafte Pracht, die noch durch den dunkelen Hintergrund der Bäume gehoben wurde. Ein leichter aber frischer Lufthauch wehte dabei erquickend über den See und erfüllte, nach der drückenden Hitze des Tages, alle Wesen mit Lust und Behaglichkeit. Selbst die Pflanzen und die Bäume schienen dies zu fühlen, so freudig flüsterten und schwatzten sie jetzt mit einander, bewegten lustig ihre Blätter und neigten leise ihre Zweige gegeneinander, als wollten sie sich etwas in die Ohren raunen oder sich küssen. Die Vöglein aber, aus ihrem grünen Versteck hervorschlüpfend, schüttelten die Flügel, hüpften munter umher und schmetterten fröhlich der untergehenden Sonne ihr Abendlied nach.

Ueber der ganzen Umgebung lag dabei jene Behaglichkeit und jene, seligen Frieden athmende, Stimmung, die dem menschlichen Herzen so wohl thut, und — einsam oder an der Seite weniger lieber Menschen genossen — es mit der Ruhe erfüllt, die Balsam ist für so viele im Sturm und Getriebe des Lebens empfangene Wunden.

Auch in Tegel war es jetzt stiller geworden, nachdem die Gesellschaft, welche den Tag über Schloß und Park mit Lust und fröhlichem Treiben erfüllt, sich zu Pferde, zu Wagen und zu Fuße zurückgezogen. Hedemanns waren dagewesen, Graf York, die Arnim, Graf und Gräfin Henkel, Rauch und die Fürstin Carolath. Niemand war geblieben, als Frau von Varnhagen, die, da ihr Gatte sich eben in München befand, einige Wochen bei Humboldt's zuzubringen gedachte. Theodor und Herrmann aber hatten es sich nicht nehmen lassen, einem Theile der Gesellschaft auf ihren Pferden ein heiteres Geleite zu geben, und so befanden sich eben jetzt nur noch Wilhelm und seine Gattin, Caroline, Rahel und Alexander in traulichem Vereine bei einander.

Aber gerade das war schön und allen lieb. Hitze, Gespräch, selbst das ofte Aufeinanderplatzen der Geister, hatten ermüdet. Man freute sich auf einen ruhigeren, gemüthlicheren Genuß, der den schönen Tag still ausläuten sollte.

Alexander von Humboldt war doppelt freudig gestimmt. Unverkennbar thronte das Glück voller Befriedigung in seinem Inneren, wie jedesmal, wenn er sich in Tegel unter

seinen Lieben wußte; aber — und das ahnte Niemand — aber dies Glück fand noch eine wesentliche Steigerung in Rahels Nähe. Er hatte das Gefühl nicht vergessen, was er in der Kindheit für sie gehegt; ja es zitterte noch jetzt in dem Herzen des achtundfünfzigjährigen Mannes ein gar liebes Echo der Jugend, freundlich nach. Auch über Rahel — die so viel erfahren, so viel gelitten hatte — waren die Jahre zerstörend dahingefahren; aber nur den Körper, nicht den Geist hatten sie berührt, diesen nur gereift und in merkwürdiger Fülle erschlossen. Jetzt, da sich die kleine Gesellschaft an einem lieblichen Plätzchen niedergelassen, das den Blick über den, von der untergehenden Sonne wie mit flüssigem Golde überzogenen See gewährte, sprach Alexander von Humboldt dies unumwunden aus: „und" — so schloß er — „wie schön, und wie zu unserem Glück hat das Schicksal uns wieder, als Gleichgesinnte zusammengeführt."

„Ja!" — entgegnete Rahel, und die lebhaften Augen in dem bleichen Gesichte sprachen in wunderbarer Begeisterung mit. — „Welche tiefe Bedeutung liegt aber auch in dem Worte „Gleichgesinnte" . . . . . . eine ganze Lebensphilosophie. „Freunde!" „Gleichgesinnte!" ruft Goethe die Seinigen in einer Elegie an. Tiefer hat mich nie ein Ausruf durchdrungen. Er ist eine Definition, die ich aber schon fertig in meiner Seele fand. Wohlwollen . . . . Liebe . . . . . haben wir und sollen wir haben für jede Art von Menschen und Kreaturen. Freundschaft, Hoch=

achtung, seliges Uebereinstimmen, können wir nur haben für Gleichgesinnte, von welchen wir wissen, daß sie die großen Hauptpunkte unwandelbar mit uns wollen, daß nie eine Eitelkeit oder sonst ein trüber Schimmer, auch nur einen Augenblick, diese großen Punkte stört, gefährdet oder unterbricht. Dann ist alles richtig. Geist, Talent, Witz, Laune, Kenntnisse, Liebenswürdigkeiten, das alles sind Zugaben; sehr liebenswürdige, wünschenswerthe, von mir leidenschaftlich anerkannte und applaudirte. Ich sage: Liebenswürdigkeiten, ... weil Liebenswürdigkeit schon ganz allein in der Umwandelbarkeit in den nicht benannten und von Ihnen so wohlgekannten großen Punkten enthalten ist."

„Diese erfordern aber gar viel!" — entgegnete Frau von Humboldt — „mehr selbst, als die meisten Menschen zu geben im Stande sind."

„Sie erfordern ein immer gegenwärtiges Herz, und einen festen ungetrübten Sinn, der bei der Vernunft anfrägt!" — sagte Rahel.

„Dinge die allerdings selten genug sind!" — meinte Wilhelm.

„Aber bei uns sich finden!" — setzte Alexander hinzu, indem er Frau von Varnhagen mit Innigkeit die Hand reichte. — „Liebe Menschen wiederzufinden von denen man lange Zeit getrennt gewesen, gewährt immer ein großes und das Dasein belebendes Gefühl. Denn im Grunde sind es doch die Verbindungen mit guten, edlen, groß-

denkenden Menschen, welche dem Leben seinen Werth geben, und je tiefer eingehend sie sind, destomehr fühlt man, worin doch zuletzt der eigendliche und wahre Genuß steckt, die Individualität."

„Wenn man nur nicht so oft getäuscht würde!" — meinte Caroline von Humboldt.

„Ich" — entgegnete der Minister — „ich kann von Niemandem so leicht getäuscht werden, da ich von Keinem auf Etwas Anspruch mache, mich Keinem mit Erwartungen nähere, sondern mein inneres Bedürfniß so mit meinem eigenen innern Vermögen ins Gleichgewicht gesetzt habe, daß sich das erstere nie nach außen zu wenden braucht. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich nie auf Dank rechne, sondern das, was ich für andere thue, wenn es mir nicht gewissermaßen gleichgültig erscheint, aus Ideen und Grundsätzen fließt, die für mich einen von der Wirkung auf den Andern ganz unabhängigen Werth haben. Ich werde auch nie durch etwas gereizt. Was mein Leben ausmacht, ist abgeschlossen in sich und unabhängig von allen solchen das Leben so vieler kleinlich bewegenden Zufälligkeiten. Ich tadele diese darum nicht; sie haben ihre Weise und ich die meinige. Aber die meinige ist die sicherere und beglückendere. Dabei ist mir jede Anerkennung, jede mir geäußerte Gesinnung erfreulich, und ich bin gern dankbar. Ich schätze sie besonders als ein Zeichen dessen, was in der Seele derer ist, die sie hegen. Wird nun eine solche anhängliche, treue, verehrende Gesinnung seit langer und sehr

langer Zeit fortgetragen, so steigt natürlich der Werth derselben."

„Allerdings!" — sagte Frau von Varnhagen — „und wenn man auf eine wahre, natürliche, eingreifende Weise überzeugt wird, daß man tiefen und dauernden Eindruck auf ein Gemüth erregt hat, so liegt darin ein doppeltes, die Empfindung süß erhebendes Gefühl, das des Selbstbewußtseins und das des edlen tiefen Gemüthes, welches diese Empfindung zart zu sondern und fest aufzubewahren verstand."

„Aber es gehört noch etwas anderes zu dauernder Freundschaft!" — sagte hier Alexander von Humboldt. — „Wen wir achten und lieben sollen, der muß sich durch eigene That ein Dasein in unserem Geistesleben geschaffen haben: es kann dies schon geschehen, wenn er ein Charakter ist."

„Oder in Liebe groß!" — fiel Frau von Humboldt ein, — „denn auch die echte Liebe ist eine That."

„Alle Thaten sind sogar nichts" — rief Wilhelm — „wenn sie in dieser That nicht wurzeln."

„Und das ist ein Glück für uns Weiber!" — fuhr Frau von Humboldt fort — „denn was wären wir sonst? Mutter- und Gattenliebe sind die Fußgestelle unserer Heiligkeit. Im Staate, in der Wissenschaft und selbst in der Literatur sind wir nichts und können naturgemäß nie — oder doch nur ganz ausnahmsweise — etwas werden."

„Und hier allein kenne ich Neid!" — sagte Rahel zu

Alexander gewandt. — „Gott! wenn ich an Ihre Vorlesung von vorgestern denke, Herr von Humboldt, könnte ich darüber weinen, daß ich ein Weib bin. Ich war entzückt, hingerissen, wie alle Anwesenden. Solche Erfahrungsschätze zu sammeln, zu sichten und der Welt und dem Leben so klar und so praktisch wiederzugeben."

„Ja!" — rief Wilhelm mit leuchtenden Blicken — „es war groß und hat einen unbeschreiblichen Eindruck gemacht. Der ganze Hof, fast alle höheren Staatsbeamten, alle Männer der Wissenschaft, was Berlin und weite Umgegend von Bedeutung aufzuweisen hat, war ja gegenwärtig und, trotz dem Ernste des Gegenstandes, entzückt. Und diese Popularität! . . . . . . Glaube mir, Alexander, Du wirst auf diesem Wege eine geistige Macht."

Alexander von Humboldt lächelte mild: — „Ich glaube wenigstens auf ihm mächtig und segensvoll wirken zu können!" sagte er. — „Und darum will ich diesen Winter auch einen größeren Cyclus von Vorlesungen halten, obgleich ich — offen gestanden — eine gewisse ängstliche Sorge bei diesem öffentlichen Auftreten kaum überwinden kann."

„Herrlich! herrlich!" — riefen fast alle zugleich, und in jedem Antlitz malte sich offen und ehrlich die herzlichste Freude.

„Und über welche Gegenstände wirst Du lesen?" — frug Wilhelm.

„Ich werde" — entgegnete Alexander — „wie ich dies seiner Zeit schon in Paris in französischer Sprache gethan

habe, die Ergebnisse meiner Forschungen über die physische Erdkunde dem Publikum auf möglichst verständliche Weise darlegen. Aber, Kinder!" — setzte hier Alexander hinzu, und ein glückliches Lächeln verklärte seine Züge — „ich trage noch etwas ganz anderes in meiner Seele."

„Und das wäre?" — frug Wilhelm.

„Eine Frucht, deren Fruchtknoten schon zu der Zeit meiner Orinoco-Reise ansetzte und die nun endlich zur vollen Reife gelangen will."

„Und die wäre?"

„Ein Werk, das, so zu sagen, mich selbst und mein ganzes Leben repräsentirt."

„Also ein Zusammenfassen aller Deiner Forschungen?"

Alexander von Humboldt schwieg eine kleine Weile. Seine leuchtenden Blicke — das Aufgehen einer neuen inneren Welt verrathend — schweiften, in einen großen Gedanken vertieft, über den See in die Unendlichkeit hinaus, als suchten sie Anfang und Ende der Schöpfung. In seine milden Züge trat etwas kühn Triumphirendes, den schaffenden Gott verkündend, der sich eben jetzt mächtiger denn je in dieser großen Seele regte.

Es war ein feierlicher Moment! ...... Jedes ahnte die Geburtsstunde einer weltgeschichtlichen Idee, und mit inniger Liebe, mit heiliger Verehrung an dem leuchtenden Antlitze des geliebten Mannes hängend, lauschte Jedes auf die Worte, die er sprechen werde.

„Ja!" — sagte Alexander von Humboldt endlich —

„was mir seit Jahrzehnten als die Hauptaufgabe meines Lebens vorgeschwebt, ist mir in den letzten Tagen — und zwar seitdem ich mich mit der Idee vertraut gemacht habe, jene Vorlesungen zu halten — zum vollständig klaren Bewußtsein gekommen, ... als reife Frucht von dem Baume innerer Erkenntniß abgefallen. Ich werde die Zeit, die mir zu leben noch vergönnt ist, an ein großes Werk setzen, an eine physische Weltbeschreibung, die das Zusammen-Bestehende im Raume, das gleichzeitige Wirken der Naturkräfte und der Gebilde, die das Product dieser Kräfte sind, in umfassendster Weise schildert. O, ihr Lieben! ich glühe für diesen Gedanken ...... aber ...... ich zittere auch bei dem Blick auf seine Ausführung ..... denn ..... werden die Kräfte eines schwachen Menschen hier genügen? .... wird die Spanne Zeit, die von seinem flüchtigen Erdendasein noch übrig ist, zu der Ausführung dieses Werkes langen? Ich fühle eine unerschöpfliche Quelle eines freudigen und guten Willens in mir; wer aber beruhigt mich darüber, daß ich in meiner reinen und heiligen Begeisterung meine Kräfte nicht überschätze?"

„Das hat mein großer, herrlicher Alexander nicht zu befürchten!" — rief hier freudig erregt Wilhelm. — „Man soll nicht blos handeln, sondern es auch mit der Zuversicht thun, als hänge der Erfolg lediglich von Einem selbst ab. Wenn mein theuerer Bruder, wie immer, den Eifer und die Inbrunst des Strebens dem Gefühl der menschlichen

Unzulänglichkeit beigesellt — wodurch er ja bekannterweise die größten Leistungen so schön mit seiner liebenswürdigen Bescheidenheit zu verbinden weiß — wird das Gelingen auch dieses Unternehmens nicht fehlen!"

„O, Herr von Humboldt!" — rief hier Rahel — „Sie am wenigsten werden die große Wahrheit vergessen: daß der Mensch das Leben zu dem machen kann, was er will, und ihm für sich selbst und Andere so viel Werth geben, als sein eigenes Ich werth ist! Letzteres sagt Ihnen ihr schönes Bewußtsein, und damit wird es Ihnen ein Leichtes werden, ihr Leben zu einem fortwährenden Triumphzuge des menschlichen Geistes zu machen."

„Muth, mein edler Freund!" — sagte Frau von Humboldt, indem sie dem Schwager die Hand reichte und herzlich drückte. — „Gerade der bescheidene Zweifel, den Sie in die eigene Kraft setzen, beweist, daß Sie Größe und Schwierigkeit des Unternehmens kennen, ihm aber auch eben darum gewachsen sind. Sie haben uns indessen ja noch nichts von dem specielleren Inhalt des projectirten Werkes gesagt."

„Auch ich bin darauf begierig!" — rief hier Wilhelm.

„Nun denn!" — sagte Alexander von Humboldt — „Ihr Lieben seid in geistiger Beziehung so ganz mit mir verwachsen, daß es mir fast vorkommt, als müsse ich den Plan des Buches, wie ich ihn mir in Gedanken entworfen, genau vor Eurer Seele ausbreiten. Geistig arbeitet Ihr dann mit, und der Einzelne trägt leichter."

„Ja wohl!“ — meinte Rahel — „wenn wir, wie Sie, zu dem Titanengeschlecht des Riesen Atlas gehörten. Aber der Plan!“

„Nun denn!“ — hub Alexander von Humboldt an — „zunächst denke ich darauf aufmerksam zu machen — denn mein Buch soll vor allen Dingen ein Mittel geistiger Veredlung werden — daß durch einen veredelten Naturgenuß, bei welchem, mit Erkenntniß der in der Natur waltenden Kräfte und mit dem Verständniß des inneren Zusammenhangs der uns umgebenden Erscheinungen, auf ein höheres, vernünftiges Walten hingewiesen wird, der Mensch selbst bewußter, freier und edler werden müsse.“

„Ich glaube Dich zu verstehen, lieber Bruder!“ — fiel hier Wilhelm ein. — „Du bist der Ueberzeugung, daß die Ergebnisse der Naturforschung nicht allein in ihrem Verhältniß zu den einzelnen Stufen der Bildung oder zu besonderen Bedürfnissen und Verwendungen des geselligen oder ökonomischen Lebens zu betrachten seien, sondern namentlich auch in ihren großen Beziehungen auf das Leben der gesammten Menschheit berücksichtigt werden müssen.“

„So ist es!“ — fuhr Alexander fort. — „Durch die vermehrte Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen muß der Genuß der Natur und dadurch das Wesen des menschlichen Geistes gehoben und veredelt werden.“

„Wie aber zwischen der staunenden, kindischen Freude

der Völker des Alterthums über das mit zahllosen Sternen besetzte Himmelsgewölbe und dem, alle Bewegungserscheinungen der Gestirne umfassenden Blicke eines Astronomen unserer Tage, ein unendlicher Unterschied ist, so muß auch die Naturauffassung im Allgemeinen eine ganz andere sein bei den ungebildeten, im ersten Erwachen des Bewußtseins befindlichen Völkern und bei den gebildeten, unter denen alle Zweige der Bildung gleichzeitig angebaut werden. Beide empfinden bei der Betrachtung der Natur einen Genuß, der beglückend und veredelnd einwirkt; aber bei den ersteren besteht dieser nur in einer Ahnung des Einklangs, der in dem ewigen Wechsel der Erscheinungen in der Natur besteht, während für die letzteren der Genuß aus der Einsicht in die Ordnung des Weltalls, aus der Erkenntniß der Einheit in der Manigfaltigkeit der Erscheinungen und des harmonischen Zusammenwirkens der physischen Kräfte entspringt. Insofern also von der Erkenntniß der Genuß der Natur abhängig ist, wird es kaum zwei Menschen geben, welche in gleicher Weise den Anblick der Natur genießen. Die unterste Stufe des Naturgenusses, unabhängig von der Einsicht in das Wirken der Naturkräfte, ja fast unabhängig von dem eigenthümlichen Charakter der umgebenden Gegend, nur durchdringend mit dem Gefühle der großen, schönen und freien Natur ist nichts, als ein dumpfes Ahnen, ein unklares Gefühl von dem Bestehen der Natur nach ewigen inneren Gesetzen, gegen welche mensch-

liche Macht sich nicht erheben, Nichts ausrichten kann. Und dennoch wirkt, je nach dem Zustande unserer Seele diese Art des Naturgenusses, das Hinaustreten in das Freie, wie die Sprache bezeichnend sagt, stärkend und erfrischend, wenn wir niedergedrückt waren von den Schlägen des Schicksals, oder erheiternd und besänftigend, wenn schmerzliche und leidenschaftliche Bewegungen die Tiefen des Geistes durchschüttern. Unter allen Himmelsstrichen und auf jeder Stufe der geistigen Bildung ist dem Menschen diese Wohlthat gewährt, welche aus dem bewußtlosen Gefühl einer höheren Macht und Ordnung entspringt."

„Schon eine höhere, aber gleichfalls nur in dem Gefühl begründete Stufe des Naturgenusses ist diejenige, auf welcher wir den besondern Charakter einer Gegend mit Liebe und erhöhetem Gefühl betrachten. Diese Art des Genusses ist lebendiger, frischer und deshalb mehr für besondere Gemüthszustände geeignet. Ein ganz bestimmter Kreis von Ideen und Gefühlen wird durch die Naturerscheinungen geweckt und die Empfindung mächtig angeregt, je nachdem uns die Größe der Naturmassen im wilden Kampfe oder in unbeweglicher Starrheit ergreift, oder die Oede der unermeßlichen Grasfluren und Steppen in Erstaunen setzt, oder der Anblick der bebauten Fluren, die erste Ansiedelung des Menschen, von schroffen Felsschichten umringt, am Rande des schäumenden Gießbachs uns freundlicheren Bildern hingibt. Diese großen Naturscenen wirken nicht durch die, eine höhere Macht verkündende, Ruhe,

sondern durch den eigenthümlichen Charakter der Landschaft, und selbst das Schreckliche wird ein erhabenes Schauspiel und eine Quelle des Genusses."

„Wenn nun aber auch ein dumpfes, schauervolles Gefühl von der Einheit der Naturgewalten, von dem geheimnißvollen Band, welches das Sinnliche und Uebersinnliche verknüpft, bei allen Völkern gefunden wird, so ist doch die höchste Stufe des Naturgenusses diejenige, auf welcher der innerliche Zusammenhang der Erscheinung nicht blos geahnt, sondern zum deutlichen, vernunftgemäßen Bewußtsein wird."

„Und hast Du, lieber Alexander!" — rief hier Wilhelm — „für diese Art des Naturgenusses, des einzig wahren für einen gebildeten Menschen, nicht schon in Deinen „Ansichten der Natur" die herrlichste Anregung gegeben?"

„Und" — setzte Frau von Varnhagen hinzu — „damit für uns und alle denkenden Menschen das beste Mittel, sich die Fähigkeit dieses veredelnden Naturgenusses zu verschaffen?"

„Ich glaube wenigstens nicht nur günstig auf das Gemüth der Leser, sondern auch auf die Erkenntniß der Naturerscheinungen selbst in ihrer Ordnung und Gesetzmäßigkeit eingewirkt zu haben!" — sagte Alexander.

„Aber" — fiel hier Frau von Humboldt ein — „verliert nicht vielleicht die Natur, wenn unsere ganze Aufmerksamkeit auf das Erforschen des Inneren ihrer Kräfte

gerichtet ist, von ihrem geheimnißvollen Zauber, von ihrer Erhabenheit, so daß der Naturgenuß durch das Naturwissen geschwächt wird?"

„O nein! meine Liebe!" — entgegnete Alexander freundlich. — „Diese Besorgniß verschwindet sogleich, wenn wir bedenken, daß die Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen die des denkenden Menschen allein würdige, höchste Stufe des Naturgenusses vermittelt, Geist und Gemüth erweitert und veredelt, Freuden höherer Intelligenz weckt und zum Anschauen des Geistigen und Gesetzlichen in der Welt führt. Durch das Erforschen der Natur werden gleichsam Organe, welche lange in uns geschlummert haben, geweckt und wir fühlen uns geistig und sittlich gehoben, wenn wir die Stellung des Menschen zu der ihn umgebenden Welt aus den bis jetzt erkannten Weltgesetzen beurtheilen."

„Und wie denkst Du diese großartige Anschauung zu erreichen?" — frug Wilhelm.

„Indem ich ein allgemeines Naturgemälde, eine Darstellung der Weltordnung nach ihren beiden Sphären, der himmlischen und irdischen, geben werde!" — entgegnete der Bruder — „dies Gemälde soll beginnen mit den Tiefen des Weltbaues, in welchen wir noch nichts erkennen, als die Gesetze der allgemeinen Schwere, mit den Regionen der fernsten Nebelflecken und Doppelsterne; dann soll es allmählig durch die Sterneninsel, welcher auch unser Sonnensystem angehört,

bis zu dem luft- und meerumflossenen Erdkörper, seiner Gestalt, seiner Lebensthätigkeit, seinem Stoff, seiner Temperatur und magnetischen Spannung, seiner Lebensfülle von Pflanzen und Thieren, welche, vom Lichte angeregt, sich an seiner Oberfläche entfalten, herabsteigen. So wird dieses Weltgemälde die ungemessenen Räume des Himmels, wie die nur dem Mikroscop erkennbaren Organismen der Pflanzen- und Thierwelt umfassen. Alles Wahrnehmbare, das strenge Forschung in jeglicher Richtung bis zu jetziger Zeit erkannt hat, soll das Material dieser Darstellung bilden."

„Himmel!" — rief Wilhelm und Alle staunten über die colossale Größe dieses Gedankens.

„O! das wird Epoche machen!" — fuhr der Minister fort. — „Wie muß diese Anordnung des Weltganzen, wie Du sie darzustellen beabsichtigst, und die höhere Bedeutung, welche Du dann naturgemäß auch Erscheinungen beilegen wirst, die man früher von einem solchen Standpuncte aus nicht erklärte, Geist und Gemüth der denkenden Menschen auf das Gewaltigste fesseln!"

„Und warum beginnt das Weltgemälde nicht mit der Erde, die uns doch zunächst liegt?" — frug Caroline von Humboldt.

„Weil diese, als ein verhältnißmäßig unendlich kleiner Theil des Ganzen dem Ganzen untergeordnet erscheinen muß!" — versetzte Alexander. — „Richtiger denke ich von dem auszugehen, was die Himmelsräume erfüllt, ...

nämlich von der Verbreitung des Stoffes. Ich werde dann suchen, diesen letzteren in seinen werdenden Gestaltungen zu zeigen, wie er sich zu rotirenden Weltkörpern von sehr verschiedener Dichtigkeit und Größe ballt, theils selbstleuchtend und dunstförmig als Lichtnebel zerstreut, entstanden und angefüllt von einem unendlich feinen und durchsichtigen, in dem ganzen Weltraume verbreiteten Aether. Ferner will ich dann zeigen, wie dieser Aether bald in scharfbegrenzten, scheibenförmigen Lichtwölkchen auftritt, bald sich formlos oder vielgestaltig ergießt, auch dem unbewaffneten Auge auf den ersten Blick von den übrigen Himmelskörpern verschieden erscheinend."

„Und ist der ganze Weltraum mit diesem Aether erfüllt?" — frug hier Rahel.

„Daß der ganze Weltraum wirklich mit diesem feinen Aether erfüllt ist," — fuhr Alexander von Humboldt fort — „geht unläugbar aus den Beobachtungen hervor, welche man über die regelmäßig veränderte Umlaufszeit der Kometen gemacht hat. Freilich sind nicht alle Lichtwolken an dem Himmelsgewölbe bloße Verdichtungen von Weltdunst, sondern viele bestehen aus Sterngruppen, bei deren weiter Entfernung wir nicht einmal mehr im Stande sind, die einzelnen Sterne zu unterscheiden und deren Licht uns daher zu einem matten Lichtwölkchen vereinigt erscheint. Aber wenn auch nach und nach eine bereits sehr große Anzahl solcher Nebelflecken als Zusammenhäufungen zahlloser Sonnen erkannt worden sind, so gibt es doch deren noch

fast dritthalbtausend, in denen auch die raumdurchdringendsten Fernröhren einzelne Sterne nicht unterscheiden lassen. Diese Lichtwolken können nur als verdichteter Aether betrachtet werden, aus welchem möglicher Weise in vielen Tausenden von Jahren allmählig Sternengebilde sich zusammenballen. Denn aus der verschiedenartigen Dichtigkeit und Gestalt, aus der fortschreitenden Entwickelung, welche bei verschiedenen Nebeln von der größten Feinheit bis zu Nebelsternen (feste Sterne, welche mit einer dunstförmigen Hülle umgeben sind) geht, können wir schließen, daß auch jene Himmelsräume in beständiger Entwicklung und Fortbildung begriffen sind, wenn wir auch dieselbe bei der kurzen Dauer unsere Beobachtungen noch nicht bemerken können."

Die ganze Gesellschaft hörte mit schweigendem Staunen zu. Glich doch Alexander in diesem Augenblicke einem Feldherrn, der seine Heere mit ruhiger Siegesgewißheit auf das Schlachtfeld rücken läßt. Sein Geist war versenkt in die unermeßlichen Räume des Universums, in welchen er sich so heimisch fühlte, wie die ehrfurchtsvoll lauschenden Zuhörer in der kleinen Umgebung ihres alltäglichen Lebens. Alexander von Humboldt aber — die leuchtenden Blicke nach dem in Purpur und Gold flammenden Abendhimmel gerichtet — fuhr begeistert fort:

„Wie einzelne Nebelflecken in großen Mengen von Sonnen aufgelöst worden sind, so bildet auch unsere Sonne im Verein mit den zahllosen Sternen, welche unsern nächt-

lichen Himmel schmücken, und deren entfernteste Menge ihr Licht zu dem matten Schimmer der Milchstraße zusammenfließen läßt, ein großes Sternensystem eine Welteninsel in dem unendlichen Raum. Unsere Sonne, welche sich ungefähr in der Mitte dieser ziemlich linsenförmigen Sternenmasse befindet, bildet mit den Planeten, Trabanten und Kometen nur einen unendlich kleinen Theil in dem großen Ganzen. — Solcher Weltinseln aber sind bereits viele Tausende entdeckt, und es liegt vielleicht nur an der Schwäche unserer Fernröhre, daß wir nicht noch viele andere kennen."

Und Alexander von Humboldt berichtete weiter: wie er dann in der projektirten Weise zu der Sonne, den Planeten und ihren Monden, den Kometen, Sternschnuppen und Meteoren schreiten werde. Sodann — so zeichnete er seinen Plan ferner aus — gelte es, herabzusteigen auf die heimische Erde, den Wohnsitz des menschlichen Geschlechtes, der durch das geheimnißvolle Band der Schwere, des Lichtes und der Wärme nicht nur mit der Sonne, sondern auch mit den übrigen Fixsternen und dem Weltraume verknüpft sei.

Und wärmer und wärmer ward Alexander, denn nun kam er so recht auf das Feld, das ganz sein eigen war. Hatte er doch den größten Theil seines Lebens mit unermüdlicher Anstrengung und Ausdauer die tellurischen Verhältnisse zu erforschen sich bestrebt. Wie ein unerschöpflicher Quell sprudelte es aus dem tiefinneren Born seines

Geistes: Die vergleichende Betrachtung der Gestalt der Erde, ihrer mittleren Dichtigkeit, ihres Wärmegehalts, ihrer electro-magnetischen Kraft führten ihn auf diejenige Kraft, welche Bedingung für alle diese Erscheinungen ist, auf die Reaktion der unterirdischen Erdwärme gegen die Erdrinde. In dieser Kraft erblickte er nicht bloß die Ursache der jetzt noch vorkommenden mächtigen vulkanischen Ausbrüche: der Erdbeben, heißen Quellen u. s. w., sondern auch die Bedingung für diejenige Gestalt der Oberfläche der Erde, welche wir kennen. Durch dieselbe Kraft — so stellte er in begeisterter Beredtsamkeit dar — wurden in längst vergangenen Zeiten aus Spalten der Erdrinde mächtige Ströme geschmolzener Gesteine emporgetrieben und zu Gebirgen und Hochebenen (Welttheilen) gebildet, deren Form und Begrenzung allmählig durch die auflösenden und auswaschenden Flüssigkeiten der Erde modificirt worden seien.

Und Erdmagnetismus und Magnetnadel, und Temperaturverhältnisse und magnetische und elektrische Strömungen sollten in dem Buche zur Rede kommen, und Thermal- und Gasquellen, und die Bildung der Erde, und das Meer und der Luftkreis mit ihren Erscheinungen, das organische Leben und das Menschengeschlecht, und endlich die Geschichte der Erkenntniß des Weltganzen selbst. Alle ..... alle Erscheinungen des Planets, den wir bewohnen.

Längst war die Sonne untergegangen und der Mond

still und schweigend an den Himmel getreten, als Alexander von Humboldt noch im begeisterten Flusse der Rede den Plan des großen Werkes darlegte, das den Schwerpunkt seines Lebens bilden sollte.

„Und" — so schloß er jetzt freudig und mit vor Entzücken leuchtenden Augen — „so soll denn dieses Werk, für das ich nach langem Schwanken und Suchen den Titel „Kosmos" gewählt habe, da sein Inhalt das Wesen und Sein des Weltalls umschließen wird, ... so soll denn dies Werk ein Weltgemälde entrollen, das den Geist der Menschen mit Ideen bereichert, das Gefühl für das Große, Schöne und Erhabene hebt, die Einbildungskraft lebendig und fruchtbar anregt und auf das Leben, die Religion, die Gesittung und die politischen Einrichtungen der Völker segensreich einwirkt."

Alexander schwieg — Wilhelm von Humboldt aber stand begeistert auf, trat zu demselben, reichte ihm seine Hand, schüttelte sie und sagte:

„Mann! Bruder! sieh' mein, sieh' unser aller Staunen, unser aller Bewunderung! Ein Leuchtthurm der Wissenschaft stehst Du bereits da; — schon jetzt fallen die Strahlen Deines Geistes erwärmend und erhellend über die Welt und vielleicht wird nach Jahrhunderten diese Flamme noch das sichere Zeichen des schützenden Hafens für den auf dem Meere der Wissenschaft verirrten Forscher sein; durch dies projektirte Werk aber wirst Du

fürwahr die Zierde und der Stolz unserer Nation werden, ja Du wirst sie bleiben, so lange die Welt Geschichte und Wissenschaft kennt."

Alle hatten sich erhoben, aber Niemand wagte noch ein Wort weiter zu sprechen. Der Eindruck den Alexanders Darlegung und Wilhelms Anerkennung gemacht, waren beide zu tief und zu mächtig, um noch irgend einem anderen Gefühle Raum zu geben. Ein geistiger Riese wandelte Alexander schweigend neben den Lieben zurück, um unter dem schützenden Dache des traulichen Vaterhauses eine süße, glückliche Nacht zu verbringen.

Die Vorlesungen.

„Autsch! autsch! meine Hühneraugen!“ — rief in diesem Augenblicke Pottgießer. — — „Alle Teufel, warum drücken und schieben Sie denn so; meine Füße sind nicht von Eisen!“

„Ich bitte um Vergebung!“ — sagte ein Herr, der mitten im Gedränge, so dicht vor Pottgießer stand, daß dieser auf dem Rücken des besagten fremden Herrn wie angenagelt schien. — „Ich bitte um Vergebung! aber Sie sehen, mein Verehrtester, daß für mich der freie Gebrauch meiner Gliedmaßen verloren gegangen ist. Ich bin jetzt nur ein willenloses Theilchen dieser vielköpfigen und vielfüßigen Masse, und wenn Sie mir einen Louisd'or böten, den Hut vor Ihnen abzuziehen, ich könnte das Geld nicht verdienen, denn meine Arme sind so fest an meine Seiten gedrückt, daß ich sie nicht regen kann, während meine Füße vorwärts oder rückwärts müssen, je nachdem die Menschenmenge wogt.“

„S'ist freilich ein schreckliches Gedränge!" — stöhnte Pottgießer. — „Ich möchte mir nun schon seit einer halben Stunde gerne die Nase schneutzen und kann nicht."

„Angenehm!" — brummte der Herr, und, an seinen fast noch neuen Rock von feinem Tuche denkend, wollte er sich die verdächtige Nase seines Hintermannes besehen, aber es blieb ihm unmöglich, den Kopf so weit umzudrehen. Ein Seufzer entwandt sich daher seiner Brust, während er zu dem sehr ernst und gelehrt aussehenden Manne, der ihm zur Linken eingekeilt war sagte:

„Ich stehe jetzt schon eine Stunde hier und noch immer wird nicht geöffnet!"

„Können auch noch gut eine halbe Stunde warten!" — antwortete der gelehrt Aussehende ernst.

„Das wäre ja schrecklich!" — meinte der Erstere. — „Ich bin ohnehin den ganzen Tag über gefahren und müde zum umsinken."

„Also kein Berliner?"

„Gymnasial-Direktor Heynemann aus Cottbus!"

„Ei, ei!" — meinte der andere — „und ich bin Professor Doktor Wolff, Direktor der Sternwarte zu Greifswalde."

„Also wohl auch hergereist, um ....." — aber der Herr Gymnasial-Director sprach vor Schrecken den Satz nicht aus, denn es war ihm als spüre er die Nase seines Hintermannes auf dem Rücken seines neuen Rockes. Zusammenzuckend rief er daher mit halb nach hinten gedrehtem Haupte: — „Ich bitte ......"

„Um Vergebung!“ — entgegnete Pottgießer höflich — „es war nur ein Stoß, den ich von hinten bekam.“

„Ich verstehe, Herr College,“ — hub hier der lange und gelehrt aussehende Sternwarten-Direktor, Professor Doktor Wolff, wieder an — „ich verstehe: Sie sind, wie ich, hierher gereist, um eine der berühmten Vorlesungen des großen Alexander von Humboldt zu hören?“

„Ach ja! geehrtester Herr College!“ — versetzte Heynemann, über den Namen Humboldt alles andere vergessend. — „Es soll ja etwas ganz Unerhörtes sein, was Humboldt leistet! Alle Zeitungen sprechen davon, ... Berlin ist ganz aufgeregt ...... und wer von außerhalb herbeieilen kann, einer oder mehreren Vorlesungen beizuwohnen, der thut es gewiß.“

„Ja!“ — sagte hier Pottgießer — „s'ist aber auch der Mühe werth, meine Herren! wer, wie ich, der Literatur angehört ......“

Gymnasial-Direktor Heynemann machte abermals einen vergeblichen Versuch nach hinten zu blicken, um den Mann der Literatur zu sehen, mit dessen Fuß und Nase er bereits Bekanntschaft gemacht.

„Wer, wie ich, der Literatur angehört,“ — wiederholte Pottgießer — „weiß dies zu schätzen. Selbst seine Majestät, unseren guten König und das königliche Haus, kann man jeden Abend ohne Unterbrechung in den Vorlesungen sehen; dazu die vornehmsten Herren und Damen, alle hohen Staatsbeamten und großen Gelehrten und daneben das

Volk! ...... O, halb Berlin findet sich ein. Die Säle des Universitätsgebäudes sind längst alle zu klein geworden, darum hat Herr von Humboldt von heute an die große Halle der Singakademie gewählt."

Ein Hin- und Herwogen der colossalen Menge, die bereits seit einer Stunde vor den noch geschlossenen Thüren der Akademie stand und von Secunde zu Secunde wuchs, unterbrach hier auf Momente das Gespräch: Schmerzensschreie wurden von mehreren Seiten laut und es galt für Jeden, sich wenigstens aufrecht zu erhalten, denn wehe dem, der hier gefallen wäre ..... aufstehen hätte er nicht mehr können und unbarmherzig würden ihn Hunderte von Füßen zertreten haben.

„Schrecklich!" — murmelte Pottgießer — „und einen fürchterlichen Durst bekommt man durch das lange stehen und gedrückt werden." — Und seine Zunge feuchtete begierig die Lippen an.

„Lassen Sie mich heraus!" — stöhnte in diesem Augenblicke eine Dame, auf der rechten Seite des Gymnasial-Direktors, die nahe daran war, ohnmächtig zu werden.

„Aber, du mein Gott, das ist ja nicht möglich!" — rief dieser. — „Kein Apfel kann zur Erde, und Sie wollen heraus!"

„Ich muß!" — stöhnte die Schöne, ihr blasses Haupt auf die Schulter Heynemanns neigend. — „Ich sterbe sonst!"

„Um Gottes Willen!" — rief dieser, ohne sich rühren zu können. — „Sie stirbt!"

„Noch nicht!" — meinte Pottgießer, und er schien recht behalten zu sollen, denn, von der etwas stark nach Spirituosen riechenden Ausdünstung, die von seinem Munde ausging, war die Dame zurückgefahren und das Leben schien wiederkehren zu wollen.

„Und von was wird heute Herr von Humboldt sprechen?" — frug der Astronom in würdevollem Tone.

„Von den Hauptmomenten der allmäligen Entwicklung und Erweiterung des Begriffes vom Kosmos, als einem Naturganzen."

„So, so!" — entgegnete der Direktor der Sternwarte, Professor Doktor Wolff. — „Da wird er fußen auf Pythagoras, Plutarch, Plato, Aristoteles de Coelo, wohl auch auf Opuscula philologica, und Geographia generalis in qua affectiones generales telluris explicantur. „Aber" — fuhr der Direktor der Sternwarte fort, indem er die mit einer großen Brille gekrönte Nase hoch in die Höhe hob, da das Gesicht der einzige jetzt bewegliche Theil an ihm war — „aber, mein verehrter Herr College, ich kann nur nicht begreifen, was diese Dinge vor dem Volke sollen; es ist für Herrn von Humboldt, diesen Mann, auf den die ganze gelehrte Welt stolz ist, doch wahrlich nicht der Mühe werth, sein Wissen in das nichtakademische Volk zu bringen!"

„Warum?" — meinte der Gymnasial-Direktor —

„sollen denn die besseren Schichten der Gesellschaft — und von diesen handelt es sich doch wohl hier, wenn vom Volke die Rede ist — nicht auch mit den Schätzen des Wissens vertraut werden dürfen, die große Männer gesammelt haben?"

„Hochverehrtester Herr Professor und Direktor!" — entgegnete der gelehrte Mann mit der Brille feierlich. — „Eine Profanation der Wissenschaften, gegenüber der nicht gelehrten Welt, sollte nie stattfinden. Die hohe erhabene Gelehrsamkeit ist unser Eigenthum, und nur unter uns Männern vom Fach dürfte von Gott und Rechts wegen ein Ideentausch in gelehrten Dingen stattfinden."

„Ich bin nicht ganz Ihrer Meinung:" — versetzte, mit dem Rücken zuckend, Direktor Heynemann. — „In letzter Instanz sollte doch wohl alles Wissen der Menschheit selbst zu Gute kommen."

„Menschheit!" — wiederholte der Gelehrte und seine brillengekrönte Nase hob sich noch um einen Zoll. — „Was ist Menschheit! Procul este profani! Fern steht ihr Ungeweihten! — Nur wir Gelehrten sind eigentlich denkende Wesen, ergo Menschen."

Trotz einem heftigen Stoß in die Seite mußte Heynemann hier doch lächeln. Dann sagte er: — „Hochzuverehrender Herr Direktor der Sternwarte zu Greifswalde, schauen Sie sich einmal um: halten Sie alle diese Herren und Damen, die sich hier gotteserbärmlich drücken und drängen und stoßen lassen, um des großen und weltbe-

rühmten Alexander von Humboldts Vorlesungen zu hören, für keine Menschen?"

Der Mann der Astronomie wandte so viel er konnte seinen Kopf nach rechts und links, dann entgegnete er ruhig: „Verehrter Herr Professor und Gymnasial-Direktor, ich werde doch wohl recht behalten: wenn mich mein Scharfsinn nicht trügt, so sind das alles zumeist gewöhnliche Kaufleute, Beamte, Hausbesitzer, Officiere und dergleichen Wesen; Frauen zählen bei mir gar nicht."

„Und glauben Sie nicht, daß die meisten dieser guten und strebsamen Leute recht gebildet sind?"

„Gebildet?!" — rief der Sternwarten-Direktor mit einem Blick nach dem Himmel. — „Fragen Sie von allen diesen einmal, wen Sie wollen, ob er Ihnen sagen kann: was Refraction, Präcession, Nutation, Siderische Revolution, der Azimut eines Sternes, Coluren und die heliocentrische Länge und Breite sind?"

„Na!" — meinte Heynemann — „das werden freilich die Wenigsten wissen; aber gesunden Menschenverstand und Empfänglichkeit für alles Gute und Wissenswerthe bringen doch gewiß die meisten dieser Leute mit."

„Bah!" — entgegnete der Direktor der Sternwarte, Professor Doktor Wolff, verächtlich. — „Sutor ne ultra crepidam!" — „Schuster bleibe bei deinem Leisten!" — Ich schätze Herrn Alexander von Humboldt — trotzdem, daß er kein Astronom vom Fach ist, — sehr hoch; aber ich finde es nicht anständig, sondern vielmehr erniedrigend für

einen solchen hochgestellten wissenschaftlichen Mann, sein Wissen für das Volk zu popularisiren."

„Und ich!" — rief hier Pottgießer, der die ganze Unterhaltung schweigend zugehört — „ich halte es für bornirten Gelehrtenstolz so zu sprechen, wie der Herr da mit der Brille auf der langen Nase. Von dem Herrn Alexander von Humboldt könnt Ihr Pedanten alle lernen. Der gibt Euch Perrückenstöcke das schöne, herrliche Beispiel, daß ein Freiherr, Kammerherr, Geheimerath und vertrauter Rathgeber eines Königs, ein Mann, dessen große Zehe mehr weiß, als hundert von Euch Zöpfen zusammengenommen, es nicht unter seinem Stande und seiner Würde zu halten braucht, öffentlich als Lehrer seiner Lieblingswissenschaft vor das Volk zu treten."

„Herr!" — rief hier der Sternwarten-Direktor roth vor Zorn — „wer sind Sie, daß Sie es wagen . . . . ."

„Der Mann hat recht!" — rief es von allen Seiten.

„Wer ich bin?" — wiederholte Pottgießer — „ein Mann der Literatur und Kunst, wenn auch jetzt nur ein armer Schlucker. Aber ein leidenschaftlicher Verehrer des großen Herrn von Humboldt, und ein ebenso großer Verächter aller gelehrten Pedanten."

Lautes Gelächter erschallte ringsumher. Der Sternwarten-Direktor wollte vor Zorn vergehen; da er aber in dem ungeheueren Gedränge kein Glied des Körpers außer dem Kopfe bewegen konnte und auch diesen nur halb, so gab er eine unendlich komische Figur ab und das Lachen wollte

nicht enden, bis ein neues Ereigniß die Blicke der Menge auf sich zog. Es waren dies Studenten der Universität Berlin, die in einer langen vierfachen Reihe herangezogen kamen, um den Vorlesungen Humboldts ebenfalls beizuwohnen. Aber sie kamen nicht, wie sonst bei ähnlichen Gelegenheiten und auf anderen Universitäten, singend und lärmend daher, tollen Witz treibend und voll jugendlicher Ausgelassenheit . . . . . sondern mit würdevoller Ruhe und freudiger Spannung in den Zügen, durch beides den großen herrlichen Mann ehrend, dessen Vorlesungen ihnen zur Quelle reichen Wissens wurden.

Jetzt auch öffneten sich, zu der bestimmten Stunde, die Pforten der Akademie, und während von Minute zu Minute die Karavane der Herbeiströmenden anschwoll und wuchs, zwängte sich die Masse der Menschen, die bis dahin und nun schon seit anderthalb Stunden vor den verschlossenen Thüren auf den Moment der Eröffnung gewartet, mit solcher Gewalt durch die Eingänge, daß Schrei auf Schrei ertönte, Kleider zerrissen, Menschen niedergeworfen und halbzerdrückt wurden. Hier ließ eine Dame ihren Schleier, dort ein Herr den Schooß seines Frackes, — daneben ward ein Kleid fast abgetreten, Hüte platt gedrückt, ja Damen riefen vergeblich nach den Schuhen und Shawls, die sie im Gedränge verloren. Aber was that dies alles . . . . wenn man nur einen guten Platz erhielt, wo man den großen, den berühmten, den herrlichen Mann des Tages gut sehen und hören konnte.

Wie Ströme, die sich über durchgerissene Dämme stürtzen, brauste und wogte die Menge herein, und doch machte sich auch hier, bei aller Hast nach guten Plätzen, eine gewisse achtungsvolle Haltung geltend, durch die das Publikum Humboldt und sich selbst — als ein gebildetes — ehrte.

Jetzt auch füllten sich nach und nach die reservirten Plätze: hohe Beamte, — ausgezeichnete Fremde, die der Ruf der Humboldt'schen Vorlesungen nach Berlin gezogen, — ein großer Theil des in der Hauptstadt Preußens anwesenden Adels, — die Koryphäen der Wissenschaft, sowie die Träger und Trägerinnen des guten Tones und des feingeistigen Lebens in Berlin fanden sich ein. Unter den Damen sah man, außer Frau von Humboldt, deren Tochter und Frau von Hedemann, Rahel von Varnhagen, Bettina von Arnim, Charlotte von Kalb, Gräfin von Schlabrendorf, die Prinzessin Raziwill, die Fürstin Carolath, die Generalin Zielinski, die Gräfin Pachta und eine Menge anderer Sterne erster Größe am gesellschaftlichen Himmel Berlins. Auch Fürst Wittgenstein, Graf Lottum, General von Witzleben, Minister von Altenstein und Wilhelm von Humboldt hatten bereits Platz genommen, oder unterhielten sich mit Schleiermacher, Hegel, Rauch und Tiek. Der Dichter, Hofrath Tiek, Bruder des Bildhauers, war ebenfalls anwesend; es hatte ihn von Dresden hergetrieben, Alexander von Humboldt zu hören.

Und von Minute zu Minute wuchs die Spannung;

immer leiser und weniger hörte man selbst die Höchstgestellten sprechen; ..... jetzt war es nur noch hie und da ein Flüstern, während feierliches, erwartungsvolles Schweigen in der übrigen Versammlung herrschte.

Da öffnete sich die Flügelthüre und der Hof trat ein: der König, und das ganze königliche Haus. An der Seite seines königlichen Freundes, des Kronprinzen, ging Alexander von Humboldt.

Die ganze Versammlung erhob sich in tiefem ehrfurchtsvollem Schweigen; die Majestät und der Hof nahmen Platz, Humboldt verneigte sich leicht, der König und der Kronprinz nickten ihm freundlich zu und der Mann des Tages, aber auch der der Jahrhunderte, die Majestät im Reiche des Geistes, Alexander von Humboldt, bestieg die Tribüne.

Todtenstille herrschte in dem weiten ungeheueren Saale, in dem sich Kopf an Kopf drängte. Kein Athemzug ließ sich hören, aber alle Herzen klopften höher, Aller Blicke waren auf den großen Mann gerichtet, dessen milde ausdrucksvolle Züge jeden Anwesenden so liebevoll an sich zogen, während aus seinen Augen eine heilige, geniale Begeisterung blitzte und flammte. — Und Alexander von Humboldt begann:

„Die Geschichte der physischen Weltanschauung ist die Geschichte der Erkenntniß eines Naturganzen, die Darstellung des Strebens der Menschheit das Zusammenwirken der Kräfte in dem Erd- und Himmelsraume zu begreifen;

sie bezeichnet demnach die Epochen des Fortschrittes in der Verallgemeinerung der Ansichten, sie ist ein Theil der Geschichte unserer Gedankenwelt, insofern dieser Theil sich auf die Gegenstände sinnlicher Erscheinung, auf die Gestaltung der geballten Materie und die ihr inwohnenden Kräfte bezieht."

„Vor allem müssen sorgfältig ein frühes Ahnen und ein wirkliches Wissen scharf von einander getrennt werden. Mit der zunehmenden Cultur des Menschengeschlechtes geht aber von dem Ahnen vieles in das Wissen über und dieser Uebergang hat von jeher die Geschichte verdunkelt, die Wissenschaft getrübt. Eine sinnige, ideelle Verknüpfung des früher Ergründeten leidet oft fast unbewußt das Ahnungsvermögen und erhöht dasselbe wie durch eine begeistigende Kraft. Wie manches ist bei Indiern und Griechen, wie manches im Mittelalter über den Zusammenhang von Naturerscheinungen ausgesprochen worden, erst unerwiesen und mit dem Unbegründetsten vermengt, aber in späterer Zeit auf sichere Erfahrung gestützt und dann ...... wissenschaftlich erkannt. Die ahnende Phantasie, die allbelebende Thätigkeit des Geistes, welche in Plato, in Columbus, in Keppler gewirkt hat, auch sie hat beigetragen der Königin des Geistes, der Wissenschaft, den kühnen Aufflug zur Urquelle des Wissens zu bahnen."

Und Humboldt stellte nun in beredten Worte dar: wie der Begriff von der Einheit der Erscheinung sich

allmälig ausgebildet habe: einmal, durch das selbständige Streben der Vernunft nach Erkenntniß von Naturgesetzen, also durch eine denkende Betrachtung der Naturerscheinungen, dann, durch die Erfindung neuer Mittel sinnlicher Wahrnehmung, gleichsam die Erfindung neuer Organe, welche den Menschen mit den irdischen Gegenständen wie mit den fernsten Welträumen in näheren Verkehr brachten, und endlich, durch die Weltbegebenheiten, welche plötzlich den Horizont der Beobachtung erweiterten.

Und von diesem dreifachen Gesichtspunkte geleitet, schritt er nun zu der wirklichen Geschichte von der Lehre vom Kosmos.

Wie klar, wie leicht, wie getragen von dem edelsten Ausdrucke, war nun die Schilderung der Kenntniß der Natur bei den Hellenen; wie schön, wie sinnig und tief stellte sie Humboldt dar: als mehr aus innerer Anschauung, aus der Tiefe des Gemüthes hervorgehend, denn geschöpft aus der Wahrnehmung der Erscheinung. Er sprach von der Naturphilosophie der jonischen Physiologen, von der mathematischen Symbolik der Pythagoreer, von der dorisch-italienischen Schule .... und doch, wie klar, wie einfach war alles, was er sagte, wie allgemeinfaßlich, wie so ganz frei von all dem gezierten und pedantischen Wesen sonstiger Gelehrter.

Vergeblich hob Sternwart-Direktor Wolff die bebrillte

Nase höher und höher; .... umsonst spitzten sich seine Ohren nach hochgelehrten lateinischen Phrasen ...... der große Mann, der dort auf der Rednerbühne stand und dem Tausende athemlos lauschten, verschmähte solchen pedantischen, althergebrachten enggeistigen Tand. Eine neue große Erscheinung einer neuen großen Zeit, deren hellleuchtender Morgenstern er war, stand er da, beweisend durch die That, daß ein wahrer Mann der Wissenschaft sich nicht zu einer abgeschlossenen Priesterkaste zählen darf; ...... daß auch in der Brust des Gelehrtesten neben der Fülle seines Wissens ein edler Gemeinsinn, ein Herz für das Wohl, die Bildung und die sittliche und geistige Erhebung der Menschheit schlagen müsse.

Und Alexander von Humboldt führte seine Zuhörer von Jahrhundert zu Jahrhundert, von der frühesten Cultur der Griechen — von den Versuchen ferner Schifffahrt unter den Argonauten — zu den Feldzügen der Macedonier unter Alexander dem Großen; von dem meerumspülten Hellas zum Nil, von dem Nil zum Euphrat, dem Jaxartes und Indus.

Voll Größe und Wärme, und doch auch mit unübertrefflicher Ruhe, führte er dann der athemlos lauschenden Menge die römische Weltherrschaft vorüber, den Einfluß eines großen Staatsverbandes auf die kosmischen Ansichten darthuend. Und immer weiter und weiter gestaltete sich

das wunderbar anregende Gemälde, bis, über die Araber hin, zu dem Entwicklungsgange europäischer Cultur.

Stunden waren verschwunden, ... Niemand hatte ihren Flug bemerkt; als aber Alexander von Humboldt schwieg, da lief ein Gemurmel des Beifalls durch den Saal, das von dem tiefen und großartigen Eindruck zeugte, den dieser Vortrag gemacht. Alles war ergriffen, hingerissen, begeistert von solchem Wissen, von solch klarer, lichtvoller Darstellung, von der imponirenden und doch auch wieder herzgewinnenden Erscheinung des herrlichen Mannes selbst.

Humboldt aber, zu seiner Majestät entboten, trat mit jener würdevollen Bescheidenheit heran, die den wahrhaft großen Mann schöner ziert, als Orden und Lorbeerkränze. Und Friedrich Wilhelm ging ihm einige Schritte entgegen, faßte seine Hand, schüttelte sie mit Herzlichkeit und sagte:

„Lieber Geheimrath, meinen abermaligen Dank für diese genußreichen Stunden. Sie haben mit hoher Vollendung auch heute wieder die schöne und große Pflicht erfüllt, die der Höherbegabte dem Volke schuldig ist, ... die Pflicht: dasselbe aus dem reichen Schatze seiner Kenntnisse und Ansichten zu nähren, zu belehren und dadurch zu sich heranzubilden."

„Majestät!" — entgegnete Alexander von Humboldt, seinem königlichen Freunde mit gleicher Innigkeit die Hand drückend — „die Erfüllung dieser Pflicht ist ein Bedürfniß meines Herzens und meines Geistes!"

Auch der Kronprinz und die übrigen Prinzen des könig-

lichen Hauses traten nun heran, verbindliche Worte des Dankes an Humboldt richtend; dann verließ der Hof den Saal und ihm folgte die ungeheure, die wogende, jetzt laut ihr Entzücken äußernde Menge.

Wilhelm von Humboldt sagte im Hinausgehen zu seiner Gattin:

„Alexander ist wirklich eine Puissance!"

„Ja!" — entgegnete diese — „und er hat durch diese Vorlesungen eine neue Art des Ruhmes erworben!"

Auch Gymnasial-Direktor Heynemann und der gelehrte Direktor der Sternwarte, Professor Doktor Wolff, verließen jetzt den Saal. Heynemann aber, vor Entzücken und Freude strahlend, klopfte seinem gelehrten Herrn Collegen auf die Schulter und rief:

„Nun, mein verehrungswerthester Herr Direktor, was sagen Sie dazu!"

Der Mann der Sternwarte schob die Brille etwas höher auf die Nase, räusperte sich und sagte alsdann ernst: — „Ich muß gestehen, daß ich das Wissen des Herrn Geheimenrath von Humboldt anstaune. Justitia regnorum fundamentum! Er ist in der That ein Polyhistor!..... Aber...."

„Aber?" — wiederholte erstaunt der Andere. — „Kann hier noch von einem „aber" die Rede sein? Wenn auch andere große Gelehrte seinem Beispiele folgen, so nimmt die Bildung in wenigen Jahrzehnten in unserem lieben Deutschland in solchen Progressionen zu, daß kein Volk der

Erde sich uns in dieser Beziehung an die Seite stellen kann.“

„Oder“ — entgegnete der Direktor der Sternwarte, Professor Doktor Wolff, finster — „der altehrwürdige Gelehrtenstand ist seiner Würde entkleidet, die heilige Republik der Wissenden löst sich auf, und in den Köpfen der Völker zieht ein Tohu-Wabohu des Halbwissens ein, das in frechem Dünkel jede ehrwürdige Disciplin, sammt uns, den Priestern der Weisheit, verlacht.“

„Daran könnten nur die Herren Gelehrten selbst schuld sein!“ — meinte Direktor Heynemann — „wenn sie auf halbem Wege stehen bleiben oder dem edlen Beispiele Alexander von Humboldts nicht folgen. Heute hat dieser herrliche Mann so recht unmittelbar als geistige Größe, als unerschöpflicher Quell geistigen Reichthums vor seinen Landsleuten gestanden, und Jeder fühlte gewiß mit mir in dieser feierlich-schönen Stunde die Ahnung einer neuen großen Zeit. Ja! das deutsche Volk ist reif für eine höhere Bildung, und es wäre Verrath an ihm, ihm die Möglichkeit, sie zu erlangen, vorenthalten zu wollen! Wenn Humboldt diese Vorträge drucken läßt, so werden sie den Völkern ein neues Evangelium werden. Gewiß folgen alsdann auch die wackersten der wissensreichen Männer Deutschlands in Wort und Schrift — jeder nach seiner Kraft und in seinen Kreisen — und so wird es nach Decennien eine Freude sein, wie hoch in Deutschland die allgemeine Bildung gestiegen ist. Ja,

Herr, schon heute fühlte ich mit Stolz, daß ich ein Deutscher bin!"

In diesem Augenblicke erschallte von der Straße her ein tausendstimmiges donnerndes: „Hoch! hoch! hoch! Alexander von Humboldt hoch!"

„Da haben wir's!" — sagte Heynemann, den es vor Entzücken kalt überlief — „das sind die Studenten! ..... das ist der Hahnenschrei einer neuen Zeit, womit das Volk den aufgehenden Morgenstern begrüßt!"

„Hoch! hoch! hoch! Alexander von Humboldt hoch!" — donnerte es noch einmal durch die Lüfte, denn der Mann des Tags war eben unter die Ausgangsthüre der Akademie getreten. In einer langen unabsehbaren Reihe standen die Studenten brennende Fackeln in ihren Händen, und hinter ihnen drängte sich Kopf an Kopf das Volk.

Und immer wieder donnerte es: — „Hoch! hoch! hoch! Alexander von Humboldt hoch!" — und alle die Tausend Stimmen fielen jubelnd ein.

Der Mann aber, dem es galt, — der Mann mit den edlen Zügen voll Geist und Herzensgüte, — voll großer, erhabener Ruhe und warmer Menschlichkeit in seiner ganzen Erscheinung — der Mann stand überrascht und gerührt und eine Thräne des Dankes und der Freude glänzte in seinen Augen.

Da erschallte mit einemmale ernst und feierlich eine herrliche Musik und groß und majestätisch stieg, von Unzähligen gesungen das prächtige Lied Arndt's — das da-

mals von der Reaction verboten, doppelte Bedeutung gewann — zum Himmel auf:

„Sind wir vereint zur guten Stunde,
Ein starker deutscher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor:
Denn wir sind hier in ernsten Dingen
Mit hehrem, heiligem Gefühl,
Drum muß die volle Brust erklingen,
Ein volles, helles Saitenspiel.“

Und wie nun Alexander von Humboldt unter diesem Gesange die Straße hinab durch die beiden Reihen der Studenten schritt, vom Lichte der Fackeln wunderbar umglänzt, da entblößten sich alle Häupter in Ehrfurcht und Liebe, und zwischen die mächtigen Akorde hinein donnerte noch manches „Hoch!“

Der Gesang aber brauste weiter und weiter:

„Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns Allen
In Flammen aufgegangen war;
Der unserer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsere Kraft uns schon erneut
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

Wem soll der zweite Wunsch ertönen?
Des Vaterlandes Herrlichkeit!
Verderben Allen, die es höhnen!
Heil, wer ihm Leib und Seele weiht!
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geehrt durch Wissen, Licht und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeschwächt.

Das Dritte, deutscher Männer Weide,
Am hellsten soll's geklungen sein!
Die Freiheit heißt die deutsche Freude,
Frei soll auch der Gedanke sein.
Für ihn zu leben und zu sterben,
Das flammt durch jede deutsche Brust,
Wir grüßen Dich, des Geistes Erben,
Wir grüßen Dich mit heiliger Lust!

Das Vierte — hebt zur hohen Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte deutsche Treue!
Es lebe deutscher Glaube hoch!
Mit diesen wollen wir bestehen,
Sie sind des Bundes Schild und Hort.
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feste Männerwort.

Rückt dichter in der heil'gen Runde,
Und klingt den letzten Jubelklang
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrause freudig der Gesang:
Das deutsche Vaterland bewundert
Geh' es durch Wissen, Licht und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert
An Kraft und Ehren ungeschwächt!"

Und als auch diese Klänge verhallten, da donnerte es abermals durch die Nacht: „Hoch! Alexander von Humboldt, hoch!" und die Sterne erglänzten lichter und es war, als ob auch sie vor Stolz und Freude höher funkelten über den großen leuchtenden Schwester-Stern, der der Menschheit an ihrem geistigen Himmel aufgegangen.

Ein Tag aus dem Leben Alexander von Humboldts.

Es war kalt draußen und ein recht trüber, unfreundlicher Morgen. Die Glocke hatte eben fünf Uhr geschlagen; fast ganz Berlin lag daher noch im Bette, mit doppelter Behaglichkeit den holden Morgenschlaf genießend. Nicht so Alexander von Humboldt. Wer ein großes, geistigbewegtes Leben führt, — wer für Tausende denkt, lebt, schreibt und schafft, — wer Welten in seinem Geiste trägt und für das Wohl der Menschheit mit heiligem Ernste in die Schranken tritt, ... der hat mit Schlafe nur wenig zu thun und kann nur wenig mit ihm zu thun haben. Sein geistiges Leben überwiegt unwillkürlich das animalische und außerdem weiß er, daß für ihn jede Minute des flüchtigen Daseins mit Gold aufzuwiegen ist.

Berlin schlief noch lange ..... Alexander von Humboldt saß schon wieder hinter seiner kleinen Studierlampe an dem Studiertische. Die Beine übereinandergeschlagen saß er da, auf dem Knie einen Brief haltend, den er eben

eröffnet. Denn vor dem geplagten Manne lagen die Schreiben und Paquete, die während des gestrigen Tages eingegangen — einige Zwanzig an der Zahl — und harrten in dieser Frühstunde ihrer Eröffnung und Erledigung.

Aber der Brief, den Humboldt vor sich hatte, schien einen sehr schmerzlichen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, und in der That enthielt er eine Nachricht, die den edlen Mann tief erschütterte. Sein alter, treuer Freund und Reisegefährte, Bonpland, war von einem furchtbaren Schicksale ereilt worden.

Als Humboldt nämlich im Jahre 1818 Paris auf einige Zeit verließ, war zugleich der Moment der Trennung von diesem, ihm so lieb gewordenen Manne gekommen. Die Sache verhielt sich wie folgt:

Aimé Bonpland hatte, nach seiner Rückkehr von Amerika, durch seinen liebenswürdigen Charakter die Achtung und das Wohlwollen aller mit ihm in Verbindung stehender Personen erworben. Da nun die Kaiserin Josephine eine leidenschaftliche Vorliebe für Blumen hegte, ernannte Napoleon den ihm bekannt gewordenen Bonpland zum Direktor der Gärten von Malmaison, wo sich bereits eine prachtvolle Sammlung von exotischen Pflanzen befand. Nachdem das Kaiserreich aber gestürzt war, behagte es Aimé in Frankreich um so weniger, als er seine geliebte Nunu keineswegs vergessen und Briefe des Gouverneurs von Cumana ihm berichtet hatten, daß er der Geraubten auf der Spur sei. Bonpland eilte also im Jahre 1818 nach Amerika zurück,

fand dort wirklich bei Don Vicente Emparan die Geliebte wieder, heirathete sie und nahm dann die Stelle eines Professors der Naturgeschichte in Buenos-Ayres an.

Lange, lange hatte seitdem Alexander von Humboldt von dem treuen Freunde nichts mehr vernommen. Er wähnte ihn, nach Ueberwindung so vieler Prüfungen glücklich im Arme einer gegenseitig so rührend treuen Liebe, — er hoffte ihn geborgen und in schönster Wirksamkeit, ... da findet er eben einen Brief von Don Emparan und in demselben die Schreckensbotschaft: daß Bonpland ein Opfer des Tyrannen Dr. Francia, des Diktators von Paraguay, geworden.

Bonpland war nämlich im Jahre 1820 in das Innere des Staates Paraguay gereist, wo er zu St. Anna, am östlichen Ufer des Flusses Parama, eine Colonie gegründet hatte, welche er nun zu besuchen wünschte. Kaum aber in Santa Anna angekommen, wurde er von den Söldnern des Tyrannen Francia umzingelt, die ihn als Gefangenen mit fortnahmen und nach St. Martha brachten, nachdem sie, wie wilde Barbaren, die blühende Colonie bis auf den Grund zerstört hatten. Und warum? ..... Der Diktator von Paraguay, dieser Abschaum der Menschheit, war längst eifersüchtig auf Bonplands Thee-Anpflanzungen. Der Concurrent mußte also, sammt seinen Pflanzungen vernichtet werden, und so schmachtete Bonpland jetzt schon an acht Jahren in der Gefangenschaft zu St. Martha, wo er zwar frei herumgehen und als Arzt praktiziren durfte, auch

sein treues Weib um sich hatte, aber doch gebannt war, ... gebannt unter den Blicken des verhaßten Tyrannen.

Wie schmerzlich fühlte sich Alexander von Humboldt von allen diesen Dingen berührt. Wie peinlich mußte diese Gebundenheit an eine Scholle Erde auf den Mann wirken, der mit ihm einen so großen Theil der Welt durchreist? Und war er nicht durch das unwürdige, gegen alles Menschen- und Völkerrecht aufschreiende Betragen des Diktators von Paraguay um sein Vermögen, um die Ergebnisse seines so löblichen Strebens, um alle Aussicht in die Zukunft gebracht? ..... Und endlich! was konnte man nicht alles noch erwarten von einem Despoten, wie Dr. Francia, der nie ausritt ohne starke militärische Begleitung, die den Befehl hatte, Jeden, der ihr begegnen würde, niederzuhauen; ..... der die geringsten Vergehen mit Ketten und Banden strafte, und mit der größten Kaltblütigkeit aus den Fenstern seiner Wohnung den fast täglichen Hinrichtungen durch Pulver und Blei zusah!

Humboldt, in dessen Charakter bei strengem Rechtlichkeitssinn eine unendliche Gutmüthigkeit, Wohlwollen, Zuvorkommende Gefälligkeit und vor allen Dingen ein warmes Gefühl für Freundschaft vorherrschten, war eben so tief von dem Unglück des Freundes ergriffen, als über Francia's Betragen empört. Aber Alexander von Humboldt war kein Mann der Sentimentalität, sondern ein Mann der That; darum stand auch sofort in ihm der Entschluß fest, trotz der zahllosen Geschäfte, die heute noch auf ihn warteten, noch

im Laufe dieses Tages zum Könige zu eilen, um sowohl seine Majestät, wie die Minister um eine energische Verwendung für den unglücklichen Freund zu bitten.

Aber was war ohnedies heute noch alles zu thun?

Vorerst noch die Eröffnung und Erledignng der weitern zweiundzwanzig Briefe und Paquete; dann: die Eröffnung der 7ten Jahresversammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte, deren Präsident er war, und wo es eine Eröffnungsrede zu halten galt. Außerdem aber noch alle die zu erwartenden Besuche .... und endlich die eben beschlossene Fahrt zu Hofe.

Einem Anderen hätte bei der Aussicht auf alle diese Geschäfte, die sich leicht noch durch manch Unvorhergesehenes vermehren konnten, der Kopf geschwindelt; ...... Alexander von Humboldt überblickte sie mit jener Ruhe, die das Bewußtsein entschiedener und unermüdlicher Thatkraft gibt.

Die Briefe und Paquete wurden geöffnet, sie enthielten wenig Bedeutendes: Anfragen über Kleinigkeiten, Zusendungen von Manuscripten, die man ihm durchzulesen zumuthete, Bitten um Auskunft über dies oder jenes, Ersuchen um Verwendung bei Hofe..... Gott! welche Plage für den vielbeschäftigten Mann! — Die meisten dieser Briefe wanderten natürlich in den Papierkorb. Auch ein erfreuliches Schreiben war dabei: ein lieber Freund zollte ihm eine poetische Anerkennung in Betreff der Vorlesungen. Sie lautete:

„Wir setzen lauschend uns zu Deinen Gästen,
Uns wird: wir reisten fern in and're Zonen,
Im heißen Süd, wo stolze Blüthenkronen
Uns überwölben mit den schlanken Aesten.

Du führst uns zu des Himmels Sterngerüsten,
Wo hoch im Aether tausend Welten thronen,
Du zeigst das Land, so weit die Menschen wohnen,
Weist uns nach Meeren und nach fernen Wüsten.

Du lehrst versteh'n uns Thier und Stein und Pflanze,
Erkennen im Gewalt'gen wie Geringen
Ernst der Natur einheitlich großes Leben.

Wie blüht Dein Wort im künstlerischen Glanze, —
O, Wundermann, welch Land ließ Dich entspringen?
Kein Land — das All ist Heimath Deinem Streben!"

Auch die Zeitungen, die ihm sein treuer Diener Seyffert — der ihm jetzt schon seit fünf Jahren zur Seite stand — jeden Abend pünktlich hinlegte, enthielten solcher Huldigungen viele. Erschienen doch zugleich in fast allen denselben auch Berichte über die Vorträge Humboldt's und deren Wirkungen. Alexander von Humboldt war eben „der Mann der Welt" geworden, — eine „Puissance", wie sein Bruder richtig vorausverkündet hatte. Aus diesen Grunde wiederholten denn auch fast alle bedeutenden deutschen, französischen und englischen Blätter den Wunsch, der bereits überall laut geworden: daß er seine Vorlesungen für das größere Publikum dem Drucke übergeben und damit auch denjenigen Gebildeten zugänglich machen möge, die durch ihre Entfernung von Berlin nicht Gelegenheit hatten, den berühmten Docenten zu hören.

Wie dieser Wunsch dem inneren Drange Humboldts entsprach, wissen wir: der Gedanke, sie in einem Werke unter dem Titel „Kosmos“ wiederzugeben, war ja schon damals in seiner Seele gereift und beschäftigte ihn fort und fort.

Wie Alexander von Humboldt aber schon um jene Zeit auch von den größten Geistern der Nation beurtheilt wurde, geht aus folgendem Ausspruche Goethe's hervor. Humboldt hatte den Dichter in Weimar besucht. Als Eckermann an demselben Tage zu Goethe kam, fand er diesen in sehr heiterer aufgeregter Stimmung. Goethe trat ihm mit den lebhaft gesprochenen Worten entgegen: „Alexander von Humboldt ist heute Morgen einige Stunden bei mir gewesen; was für ein Mann ist das! Ich kenne ihn lange und doch bin ich von Neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seines Gleichen; und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hier bleiben und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt!“ So Goethe. — — — —

Jetzt war der Tag allmälig unter der Beantwortung der zwei einzigen Briefe, die einer Antwort werth waren,

angebrochen. Sein matter Schein brach durch die Fenster. Humboldt löschte die Lampe, und nahm das bescheidene Frühstück ein, das Seyffert vor ihn gestellt. Aber schon zog man die Schelle: Besuche von einzelnen Naturforschern und Aerzten, die zu der Jahresversammlung nach Berlin gekommen, und ihn noch nicht gesehen, wollten dem Großmeister der Wissenschaft noch vor Eröffnung der Sitzungen ihre Aufwartung machen. Die Zeit war schlecht gewählt ...... aber ...... „Noth bricht Eisen!" ...... es war für die gestern Abend erst Angekommenen keine andere mehr vorhanden.

Wenn Einer ging, kam ein Anderer. Oft waren drei, viere beisammen ...... und Humboldt hätte doch so gerne noch ein klein wenig über seine Rede nachgedacht. Aber er war doch — wie immer — der freundliche leutselige Mann, der jeden bedeutenden Menschen herzlich empfing und allen mit einer so zuvorkommenden Gefälligkeit entgegen trat, daß sie ihm die Herzen aller Collegen gewinnen mußte.

Rasch kam auf diese Weise die Stunde heran, die für die Eröffnung der siebenten Jahresversammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte angesetzt war. Die noch anwesenden Besuche entfernten sich jetzt eilig, und Alexander von Humboldt hatte kaum Zeit, die letzte Hand an seine sehr einfache Toilette zu legen. Sie bestand aus weißer Halsbinde, schwarzen Beinkleidern und schwarzem Frack, auf dem heute mehrere wohlverdiente Orden ihren Platz gefunden hatten.

Alexander von Humboldt war, wie schon erwähnt, zum Präsidenten der Versammlung erwählt worden, — neben ihm der berühmte Zoologe Lichtenstein. Der unberechenbare Werth, die hohe Bedeutung solcher Zusammenkünfte ist allgemein bekannt. Humboldt aber erwarb sich noch dabei das nicht geringe Verdienst: zuerst die Einrichtung von Sectionen für die verschiedenen Fächer der Naturwissenschaften neben den zu allgemein naturwissenschaftlichen Zwecken bestimmten Gesammtsitzungen veranlaßt zu haben.

Der große und herrliche Mann eröffnete denn auch heute die Versammlung mit einer Rede über den Geist und den Nutzen solcher jährlichen Zusammenkünfte, und sein Wort wirkte, wie immer, so anregend auf die ganze gebildete Welt, daß wenige Jahre darauf, nach dem Muster dieser deutschen Naturforscherversammlung, ganz ähnliche Versammlungen in England und Italien veranstaltet wurden.

Auch hier in dem weiten Kreise der hervorragendsten Männer Deutschlands und Europas — es fehlte ja nicht an Besuchen wissenschaftlicher Größen aus allen civilisirten Ländern — herrschte Todtenstille als Alexander von Humboldt also begann:

„Wenn es mir durch Ihre ehrenvolle Wahl vergönnt ist, diese Versammlung zu eröffnen, so habe ich zuerst eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen. Die Auszeichnung, welche dem zu Theil geworden, der noch nie Ihren denk-

würdigen Vereinen beiwohnen konnte, ist nicht der Lohn wissenschaftlicher Bestrebungen, einzelner schwacher Versuche: in dem Drange der Erscheinungen das Beharrende aufzufinden, aus den schwindenden Tiefen der Natur das dämmernde Licht der Erkenntniß zu schöpfen. Ein zarteres Gefühl hat Ihre Aufmerksamkeit auf mich geleitet. Sie haben aussprechen wollen, daß ich in vieljähriger Abwesenheit, selbst in einem fernen Welttheile, nach gleichen Zwecken mit Ihnen hinarbeitend, Ihrem Andenken nicht fremd geworden bin. Sie haben meine Rückkunft gleichsam begrüßen wollen, um durch die heiligen Bande des Dankgefühls mich länger und inniger an das gemeinsame Vaterland zu fesseln."

„Was aber kann das Bild dieses gemeinsamen Vaterlandes erfreulicher vor die Seele stellen, als die Versammlung, die wir heute zum ersten Male in unsern Mauern empfangen. Von dem heiteren Neckarlande, wo Kepler und Schiller geboren wurden, bis zu dem letzten Saume der baltischen Ebenen; von diesen bis gegen den Ausfluß des Rheins, wo, unter dem wohlthätigen Einflusse des Welthandels, seit Jahrhunderten die Schätze einer exotischen Natur gesammelt nnd erforscht wurden, sind, von gleichem Eifer beseelt, von einem ernsten Gedanken geleitet, Freunde der Natur zu diesem Vereine zusammengeströmt. Ueberall, wo die deutsche Sprache ertönt, und ihr sinniger Bau auf den Geist und das Gemüth der Völker einwirkt, von dem hohen Alpengebirge Europa's, bis jenseits der Weichsel,

wo, im Lande des Copernicus, die Sternkunde sich wieder zu neuem Glanz erhoben sieht; überall in dem Gebiete deutscher Nation, nennen wir unser jedes Bestreben, dem geheimen Wirken der Naturkräfte nachzuspüren, sei es in den weiten Himmels-Räumen, dem höchsten Problem der Mechanik, oder in dem Innern des starren Erdkörpers, oder in dem zartgewebten Netze organischer Gebilde."

„Von edlen Fürsten beschirmt, hat dieser Verein alljährig an Interesse und Umfang zugenommen. Jede Entfernung, welche Verschiedenheit der Religion und bürgerlicher Verfassung erzeugen könnten, ist hier aufgehoben. Deutschland offenbart sich gleichsam in seiner geistigen Einheit, und wie Erkenntniß des Wahren und Ausübung der Pflicht der höchste Zweck der Sittlichkeit sind, so schwächt jenes Gefühl der Einheit keine der Banden, welche jedem von uns Religion, Verfassung und Gesetze der Heimath theuer machen. Eben dies gesonderte Leben der deutschen Nation, dieser Wetteifer geistiger Bestrebungen, riefen (so lehrt es die ruhmvolle Geschichte des Vaterlandes) die schönsten Blüthen der Humanität, Wissenschaft und Kunst, hervor. Mögen die trefflichen Männer, welche durch keine Beschwerden von Land und Seereisen abgehalten wurden, aus Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, England und Polen unserm Vereine zuzueilen, anderen Fremden, für kommende Jahre, die Bahn bezeichnen, damit wechselweise jeder Theil des deutschen Vaterlandes den belebenden Ein-

fluß wissenschaftlicher Mittheilung aus den verschiedensten Ländern von Europa genieße."

„Wenn ich aber, im Angesichte dieser Versammlung, den Ausdruck meiner persönlichen Gefühle zurückhalten muß, so sei es mir wenigstens gestattet, die Patriarchen vaterländischen Ruhmes zu nennen, welche die Sorge für ihr der Nation theures Leben von uns entfernt hält: Goethe, den die großen Schöpfungen dichterischer Phantasie nicht abgehalten haben, den Forscherblick in alle Tiefen des Naturlebens zu tauchen, und der jetzt, in ländlicher Abgeschiedenheit, um seinen fürstlichen Freund, wie Deutschland um eine seiner herrlichsten Zierden, trauert; Olbers, der zwei Weltkörper da entdeckt hat, wo er sie zu suchen gelehrt; den größten Anatomen unseres Zeitalters, Sömmering, der mit gleichem Eifer die Wunder des organischen Baues, wie der Sonnenfackeln und Sonnenflecke durchspäht; Blumenbach, der durch seine Lehre und das belebende Wort überall die Liebe zur vergleichenden Anatomie, Physiologie und gesammten Naturkunde angefacht, und wie ein heiliges Feuer, länger als ein halbes Jahrhdert, sorgsam gepflegt hat. Konnte ich der Versuchung widerstehen, da die Gegenwart solcher Männer uns nicht vergönnt ist, wenigstens durch Namen, welche die Nachwelt wieder sagen muß, meine Rede zu schmücken?"

„Diese Betrachtungen über den geistigen Reichthum des Vaterlandes, und die davon abhängige fortschreitende Entwicklung unsers Instituts, leiten mich aber unwillkürlich

auf die Hindernisse, die ein größerer Umfang (die anwachsende Zahl der Mitarbeiter) der Ausführung eines ernsten wissenschaftlichen Unternehmens scheinbar entgegenstellen. Der Hauptzweck des Vereins (Sie haben es selbst an Ihrem Stiftungstage ausgesprochen) bestehet nicht, wie in andern Akademieen, die eine geschlossene Einheit bilden, in gegenseitiger Mittheilung von Abhandlungen, in zahlreichen Vorlesungen, die, alle zum Drucke bestimmt, nach mehr als Jahresfrist in eigenen Sammlungen erscheinen. Der Hauptzweck dieser Gesellschaft ist die persönliche Annäherung derer, welche dasselbe Feld der Wissenschaften bearbeiten; die mündliche und darum mehr anregende Auswechselung von Ideen, sie mögen sich als Thatsachen, Meinungen oder Zweifel darstellen; die Gründung freundschaftlicher Verhältnisse, welche den Wissenschaften Licht, dem Leben heitere Anmuth, den Sitten Duldsamkeit und Milde gewähren."

„Bei einem Stamme, der sich zur schönsten geistigen Individualität erhoben hatte, und dessen spätesten Nachkommen, wie aus dem Schiffbruche der Völker gerettet, wir noch heute unsere bangen Wünsche weihen, in der Blüthezeit des hellenischen Alterthums, offenbarte sich am kräftigsten der Unterschied zwischen Wort und Schrift. Nicht die Schwierigkeit des Ideenverkehrs allein, nicht die Entbehrung einer deutschen Kunst, die den Gedanken wie auf Flügeln durch den Raum verbreitet und ihm lange Dauer verheißt, geboten damals den Freunden der Philo-

sophie und Naturkunde, Hellas, oder die dorischen und jonischen Kolonien in Groß-Griechenland und Klein-Asien, auf langen Reisen zu durchwandern. Das alte Geschlecht kannte den Werth des lebendigen Wortes, den begeisternden Einfluß, welche durch ihre Nähe hohe Meisterschaft ausübt, und die aufhellende Macht des Gespräches, wenn es unvorbereitet, frei und schonend zugleich, das Gewebe wissenschaftlicher Meinungen und Zweifel durchläuft. Entschleierung der Wahrheit ist ohne Divergens der Meinungen nicht denkbar, weil die Wahrheit nicht in ihrem ganzen Umfang, auf einmal, und von allen zugleich, erkannt wird. Jeder Schritt, der den Naturforscher seinem Ziele zu nähern scheint, führt ihn an den Eingang neuer Labyrinthe. Die Masse der Zweifel wird nicht gemindert, sie verbreitet sich nur, wie ein beweglicher Nebelduft, über andere und andere Gebiete. Wer golden die Zeit nennt, wo Verschiedenheit der Ansichten, oder wie man sich wohl auszudrücken pflegt, der Zwist der Gelehrten geschlichtet sein wird, hat von den Bedürfnissen der Wissenschaft, von ihrem rastlosen Fortschreiten, eben so wenig einen klaren Begriff, als derjenige, welcher in träger Selbstzufriedenheit sich rühmt, in der Geographie, Chemie oder Physiologie, seit mehreren Jahrzehnten, dieselben Meinungen zu vertheidigen."

„Die Gründer dieser Gesellschaft haben, in wahrem und tiefem Gefühle der Einheit der Natur, alle Zweige des physikalischen Wissens (des beschreibenden, messenden und experimentirenden) innigst mit einander vereinigt. Die

Benennungen Naturforscher und Aerzte sind daher hier fast synonym. Durch irdische Bande an den Typus niederer Gebilde gekettet, vollendet der Mensch die Reihe höherer Organisationen. In seinem physiologischen und pathologischen Zustande bietet er kaum eine eigene Klasse von Erscheinungen dar. Was sich auf diesen hohen Zweck des ärztlichen Studiums bezieht, und sich zu allgemeinen naturwissenschaftlichen Ansichten erhebt, gehört vorzugsweise für diesen Verein. So wichtig es ist, nicht das Band zu lösen, welches die gleichmäßige Erforschung der organischen und unorganischen Natur umfaßt; so werden dennoch der zunehmende Umfang und die allmählige Entwicklung dieses Instituts die Nothwendigkeit fühlen lassen, außer den gemeinschaftlichen öffentlichen Versammlungen, denen diese Halle bestimmt ist, auch sectionsweise ausführlichere Vorträge über einzelne Disciplinen zu halten. Nur in solchen engeren Kreisen, nur unter Männern, welche Gleichheit der Studien zu einander hinzieht, sind mündliche Discussionen möglich. Ohne diese Art der Erörterung, ohne Ansicht der gesammelten, oft schwer zu bestimmenden, und darum streitigen Naturkörper, würde der freimüthige Verkehr Wahrheit suchender Männer eines belebenden Princips beraubt sein."

„Unter den Anstalten, welche in dieser Stadt zur Aufnahme der Gesellschaft getroffen worden sind, hat man vorzüglich auf die Möglichkeit einer solchen Absonderung in Sectionen Rücksicht genommen.

Die Hoffnung, daß diese Vorkehrungen sich Ihres Beifalls erfreuen werden, legt mir die Pflicht auf, hier in Erinnerung zu bringen, daß, obgleich Ihr Vertrauen zweien Reisenden zugleich die Geschäftsführung übertragen hat, doch nur einem allein, meinem edlen Freunde, Herrn Lichtenstein, das Verdienst sorgsamer Vorsicht und rastloser Thätigkeit zukommt. Den wissenschaftlichen Geist achtend, der die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte beseelt, und die Nützlichkeit ihres Bestrebens anerkennend, ist das königliche Ministerium des Unterrichts seit vielen Monaten jedem unserer Wünsche mit der aufopferndsten Bereitwilligkeit zuvorgekommen."

„In der Nähe der Versammlungsorte, welche auf diese Weise für ihre allgemeinen und besonderen Arbeiten vorbereitet worden, erheben sich die Museen, welche der Zergliederungskunst, der Zoologie, der Oryktognosie und der Gebirgskunde gewidmet sind. Sie liefern dem Naturforscher einen reichen Stoff der Beobachtung und vielfache Gegenstände kritischer Discussionen. Der größere Theil dieser wohlgeordneten Sammlungen zählt, wie die Universität zu Berlin, noch nicht zwei Decennien; die ältesten, zu welchen der botanische Garten (einer der reichsten in Europa) gehört, sind in dieser Periode nicht blos vermehrt, sondern gänzlich umgeschaffen worden. Der frohe und lehrreiche Genuß, den solche Institute gewähren, erinnert mit tiefem Dankgefühle, daß sie das Werk des erhabenen Monarchen sind, der, geräuschlos, in einfacher Größe, jedes Jahr diese

Königsstadt mit neuen Schätzen der Natur und Kunst ausschmückt, und was einen noch höheren Werth hat, als diese Schätze selbst, was dem preußischen Volke jugendliche Kraft, inneres Leben und gemüthvolle Anhänglichkeit an das alte Herrscherhaus gibt, der sich huldreich jedem Talente zuneigt, und freier Ausbildung des Geistes vertrauensvoll seinen königlichen Schutz verleiht.*)"

Ein rauschender Beifallssturm folgte diesen Worten Alexander von Humboldt's, der, auch in dem Verlaufe der weiteren Sitzung noch mehr denn einmal mit der ihm eigenen Kraft, geistigen Klarheit und Productivität der Darstellung, mit Naturtreue und Wärme des Gefühles und mit dem Reichthume eines neuen, überraschenden Materiales, in freier edler Rede alle Zuhörer fesselte.

Bis spät in den Tag hatte diese Sitzung gedauert. Unausgesetzt war Humboldts vollste Thätigkeit und Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Er ermüdete nicht, und auch dem Mittagessen, was sämmtliche Naturforscher und Aerzte in heiterster Stimmung vereinigte, wohnte er mit gleich freudiger und aufopfernder Theilnahme bei.

Und doch ruhte ein großer Schmerz im Grunde seiner Seele..... denn ..... Humboldt hatte nicht vergessen, welche Pflicht Freundschaft und Gerechtigkeitsliebe ihm heute noch auflegten: er mußte diesen Abend noch den König und die Minister in Beziehung auf Bonpland sprechen.

*) Humboldts eigene Worte: „Humboldt-Buch" von Dr. Zimmermann I. S. 82 u. s. f.

Sobald er sich daher schicklicherweise und ohne die allgemeine Heiterkeit zu stören, entfernen konnte, that er es heimlich, und eine halbe Stunde später hielt sein Wagen vor dem Portale des einfachen Hauses, welches König Friedrich Wilhelm III. bewohnte.

Der Abend war bereits angebrochen, die Fenster erstrahlten schon in Lichtesglanz; dies aber genirte Alexander von Humboldt nicht: er wußte ja, das jeden Abend an welchem kein Hoffest stattfand — und diese griffen unter dem bürgerlich stillen Friedrich Wilhelm III. selten genug Platz — der König einen bestimmten kleinen Kreis um sich sah. Zu diesem aber hatte Alexander von Humboldt durch die Gnade seines königlichen Freundes unbedingten Zutritt. Ja noch mehr! Er war sogar überzeugt, daß ihn die Majestät heute Abend noch erwarte, um von ihm einen authentischen Bericht über die Eröffnung der Sitzungen der Gelehrten in Berlin, für die er sich lebhaft interessirte, zu empfangen.

Und Humboldt hatte sich nicht getäuscht; als er, der königlichen Erlaubniß gemäß, unangemeldet in den hell erleuchteten Salon eingetreten war, bemerkte ihn der König, der, in ein Gespräch vertieft mit dem Fürsten Wittgenstein gerade auf- und abging, sofort. Freundlich grüßte die Majestät den neu Eingetretenen und ihn mit Güte zu sich winkend, ließ er Wittgenstein und frug Humboldt über den Verlauf der Versammlung.

Alexander von Humbold berichtete mit eigenem Inter-

esse und seinen Bericht hob die Freudigkeit, die ihm die schöne Sache selbst gab, so daß Friedrich Wilhelm sehr befriedigt wurde.

„Lieber Humboldt!“ — sagte er endlich, indem er dem Geheimerath vertraulich auf die Schulter klopfte — „ich sehe immer mehr ein, welchen Schatz ich an Ihnen besitze. Sie haben da der Berliner Versammlung durch die Einrichtung der Berathung in Sectionen einen ganz hervorragenden Charakter gegeben, außerdem scheint mir die Idee sehr praktisch und von großer Tragweite.“

Humboldt ließ sich weiter darüber aus und der König ging mit Verstand und Wärme auf die Sache ein. Aber anderes brannte auf des Geheimeraths Seele: Bonplands leidendes Bild mahnte ihn an eine heilige Pflichterfüllung.

„Majestät!“ — sagte er daher jetzt, bei einer passenden Wendung des Gesprächs — „ich habe Ihnen auch noch eine Bitte vorzutragen: sie betrifft Bompland, den ein schweres Unglück betroffen hat.“

„Schön!“ — entgegnete Friedrich Wilhelm halb zerstreut, — „vorher aber müssen Sie mir noch über etwas berichten, was mich ungemein interessirt.“

Der Geheimerath verbeugte sich ehrfurchtsvoll, obgleich es in seinem Inneren schrie: „Bonpland! Bonpland! Geht denn das Unglück eines durch Tyrannei in den Staub getretenen edlen und großen Menschen nicht allem anderen vor?“

Der Monarch hatte sich gesetzt und winkte Humboldt

mit gnädigem Lächeln, ebenfalls in einem Fauteuil Platz zu nehmen. Der Kammerherr that es mit leichter Verbeugung.

„Nun, lieber Geheimerath!" — hub jetzt der König vertraulich an — „was ich von Ihnen berichtet haben möchte, betrifft die letzten Tage des Großherzogs von Weimar. Er sagte mir bei seinem letzten Hiersein selbst, daß er namentlich wegen Ihnen nach Berlin gekommen sei."

„Wohl eine kleine Verwechselung meiner Wenigkeit mit der Wissenschaft selbst!" — sagte Humboldt verbindlich lächelnd — „obgleich es wahr ist, daß mich der edle Großherzog von Sachsen-Weimar, Carl August, sein langes Leben hindurch durch seine innige Freundschaft ehrte."

„Ja!" — meinte der König — „Carl August war in der That ein hochherziger Fürst."

„Es war eine reich angelegte tiefe Natur" — ergänzte Humboldt sichtlich ergriffen. — „Immer neuen Wissens bedürftig."

„Und darum gerade" — fuhr der König sehr freundlich fort — „war Alexander von Humboldt der Mann, der bei seiner großen Universalität auf jede Frage des wißbegierigen Fürsten die beste und gründlichste Antwort bereit hatte. Dennoch ist es fast eine wunderbare Fügung, daß der Großherzog gerade die letzten Tage seines bedeutsamen Lebens hier in Berlin und fast in Ihrer beständigen Gesellschaft verlebte. Er war freilich mein Gast, aber ich sah ihn nur wenig."

„Es war mit der unbewußten Annäherung des Todes eine gewisse Unruhe über den edlen Mann gekommen!" — versetzte der Geheimerath. — „Und diese, ihm selbst räthselhafte Unruhe trieb ihn an, mich aufzusuchen, um über manches wichtige Problem, was ihm am Herzen lag, noch Aufschluß zu erhalten."

„Und wie lange kannten Sie Carl August?" — fiel hier der König ein.

„Seit mehr denn dreißig Jahren erfreue ich mich jetzt seiner wohlwollenden Auszeichnung, ich darf selbst sagen, seiner aufrichtigen Vorliebe!" — *) versetzte Humboldt.

„Nun! und die letzten Tage?" — frug Friedrich Wilhelm.

„Und Bonpland! Bonpland!" — rief es im Inneren Humboldts; aber der Geheimerath konnte die Forderung der Majestät nicht umgehen. — „Es ist wahr!" — sagte er daher mit der Ueberwindung eines Hofmannes — „der Großherzog wollte mich bei seinem letzten Hiersein fast zu jeder Stunde um sich haben; und . . . . . als sei eine solche Lucidität, wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen, der Vorbote des scheidenden Lichtes, nie habe ich den großen menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller ferneren Entwicklung des Volkslebens theilnehmender gesehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen."

---

*) Humboldts eigener Ausspruch.

„Wunderbar!“ — rief der König.

„Ich sagte mehrmals ahnungsvoll und beängstigt zu meinen Freunden“ — fuhr Humboldt fort — „daß diese Lebendigkeit, diese geheimnißvolle Klarheit des Geistes, bei so viel körperlicher Schwäche, mir ein schreckhaftes Phänomen sei. Er selbst oscillirte sichtbar zwischen Hoffnung der Genesung und Erwartung der großen Catastrophe.“*)

„Ich gestehe,“ — sagte der König — „daß mir eine ähnliche Wahrnehmung entging; aber er hat sich wohl auch bei Ihnen, als bei einem Freunde und Vertrauten, leichter gehen lassen. Aber die Catastrophe selbst?“

„Als ich ihn vierundzwanzig Stunden vor dieser sah!“ — fuhr Humboldt fort — „war es beim Frühstück. Er fühlte sich krank und ohne Neigung etwas zu genießen; dennoch frug er noch mit Lebendigkeit nach den von den Schweden herübergekommenen Granitgeschieben baltischer Länder, nach Kometenschweifen, welche sich unserer Atmosphäre trübend einmischen könnten ...... nach der Ursache der großen Winterkälte an allen östlichen Küsten ....“

„Es ist erstaunlich!“ — rief der König ernst — „für was sich dieser Mann alles interessirte. Aber weiter, Sie sind noch nicht zu Ende.“

„Als ich ihn zuletzt sah', drückte er mir zum Abschied die Hand mit den heiteren Worten: „Sie glauben, Humboldt, Töplitz und alle warmen Quellen seien wie Wasser,

---

*) Humboldts eigener Ausspruch.

die man künstlich erwärmt! Das ist nicht Küchenfeuer! Darüber streiten wir in Töplitz, wenn Sie mit dem Könige kommen. Sie sollen sehen, Ihr altes Küchenfeuer wird mich doch noch einmal zusammenhalten."

Der König lächelte trübe; dann sagte er: — „Sonderbar, Alles wird bedeutend bei solch einem Manne!

„In Potsdam" — fuhr Humboldt fort — „saß ich mehrere Stunden allein mit ihm auf dem Kanapee; er trank und schlief abwechselnd, trank wieder, stand auf, um an seine Gemahlin zu schreiben, dann schlief er wieder."

„Ich weiß es," — sagte der König. — „Er war dort heiter, aber sehr erschöpft!

„In den Intervallen bedrängte mich der Großherzog mit den schwierigsten Fragen über Physik, Astronomie, Meteorologie und Geognosie, über Durchsichtigkeit eines Kometenkerns, über Mond-Atmosphäre, über farbige Doppelsterne und dergleichen mehr. Dann schlief er mitten in seiner und meiner Rede ein, wurde oft unruhig, und sagte dann, über seine scheinbare Unaufmerksamkeit milde und freundlich um Verzeihung bittend: Sie sehen, lieber Humboldt, es ist aus mit mir!"

„Schade um den edlen, geistreichen Fürsten!" — rief der König.

„Auf einmal" — fuhr Humboldt fort — „ging er desultorisch in religiöse Gespräche über. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang des-

selben mit politischen Tendenzen nach Asolutismus und Niederschlagen aller freieren Geistesregung."

Friedrich Wilhelm rückte hier, unruhig werdend, auf dem Sopha hin und her.

Humboldt that, als bemerke er dies nicht und fuhr fort.

„Dazu sind es unwahre Bursche!" — sagte er — „die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten! ..... Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen." *)

Friedrich Wilhelm stand auf, Humboldt folgte ihm.

„Sie sprachen vorhin von einer Bitte!" — sagte jetzt der König, plötzlich ganz abspringend, doch ohne in Stimme und Wesen das bisherige Wohlwollen gegen Humboldt zu verleugnen.

Alexander von Humboldt trug nun sein Anliegen dem Könige vor, der über diese Gewaltthat Dr. Francia's nicht minder empört war, als der Geheimerath selbst; auch die Prinzen und diejenigen Minister und Herren, die gerade zugegen waren, und von Friedrich Wilhelm bei Humboldts Erzählung herbeigerufen wurden, theilten dies Gefühl. Aber was war hier zu machen? Was vermochte Preußen in Paragay? Und was war von einer Ansprache der Menschlichkeit bei einem Unmenschen, wie Francia, zu erwarten? Das einzige Auskunftsmittel blieb, sich durch

---

*) Carl Augusts eigene Worte.

die Gesandten in London und Madrid an die betreffenden Höfe zu wenden, um auf diese Weise durch die Regierungen von Spanien und England einzuwirken. Friedrich Wilhelm sowohl als die Minister versprachen hierin zu thun, was in ihren Kräften stehe.

Der König wollte nun den Geheimerath noch zur Abendtafel bei sich behalten, Humboldt aber bat um die Gnade, sich zurückziehen zu dürfen, da er von all den Vorkommnissen dieses stürmischen Tages sehr erschöpft sei und ihm für die nächsten Tage eine gleiche Anstrengung bevorstehe. Friedrich Wilhelm war einsichtsvoll genug, der Bitte seines gelehrten Freundes Gehör zu schenken und so entließ er Alexander von Humboldt mit herzlichem Druck der Hand und einem: „Auf baldiges Wiedersehen!"

Dennoch lautete der Befehl, den Humboldt seinem Kutscher beim Einsteigen gab, nicht: „Nach Hause!" — sondern: — „Zu Professor Rauch!"

Humboldt fühlte, daß ihm nach den heutigen Aufregungen nur ein stiller Kunstgenuß jene innere gleichmäßige Ruhe und harmonische Stimmung wiedergeben könne, auf die er so viel hielt, und auf welcher nicht nur sein gewaltiges Schaffen und Wirken, sondern auch das Glück seines Lebens beruhte.

Als er in Rauchs Atelier — in seine „Heimath," wie dieser hochbegabte Künstler seine Werkstätte so schön und hochpoetisch zu nennen pflegte — eintrat, war dasselbe magisch erleuchtet: nicht zur Arbeit, wohl aber liebte es

der Meister, oft noch bis spät in die Nacht hier lesend, studirend oder über seine Schöpfungen nachdenkend, zu weilen.

Rauch trat dem Herzensfreunde freudig entgegen; Humboldt aber ergriff dessen beide Hände und sah ihm schweigend und liebevoll in das edle Antlitz.

Rauch war eine imposante Erscheinung, bezaubernd im Umgange durch die würdevolle und zugleich anmuthige Form seines Wesens; aber er war auch, trotz seiner fünfzig Jahre, noch immer ein schöner Mann. Aus dem gesunden, stattlichen Antlitze strahlten zwei tiefblaue Augen voll Majestät und Güte. Schönes, reiches Haar umfloß stolz, wie bei den Olympischen, die hohe Stirne. Dabei gaben ihm das schwarze Sammtbaret, die feine weiße Halsbinde und der lange bequeme Rock von der Farbe des getrockneten Thons nicht nur ein ungemein originelles, sondern auch ein edel aristokratisches Aussehen.

Alexander von Humboldt aber begrüßte und liebte in ihm nicht nur den genialen Künstler, sondern auch den Einiger, Versöhner und Zusammenfasser des Naturalistischen und Idealen, in seiner Kunst, — den großen, gewaltigen Stilistiker. Der Gedanke der Rauchs Leben, Streben und Wirken leitete, war ja: Die bildnerische Kraft unserer Zeit muß an der Antike so weit erstarken, daß sie von der bloßen Nachahmung abstehen darf, ... daß sie es wagen kann, neu zu sein! Die ausgegrabene Herrlichkeit der alten Götterwelt muß

nicht nur an ihren Gliedmaßen, sondern auch in ihren Gedanken restaurirt werden."

Und diesem Gedanken selbst verdankte ja jetzt schon die Welt, daß Rauch, — der innige Freund Canovas, Thorwaldsens und Alexander von Humboldts — die Kunst mit den erhabensten Werken bereichert hatte: mit seinem schlafenden Endymion, — mit Charlottenburgs schönster Zierde der Büste der Königin Louise, — mit den Basreliefs „Hippolytus und Phädra," „Mars und Venus" — mit weit über sechzig anderen Büsten und vor allen Dingen mit der unvergleichlich herrlichen Statue der edlen erhabenen, allgeliebten Königin Louise.

Die schöne und edle Königin Louise war ja bekannterweise am 19. Juli 1810 zum unendlichen Schmerze ihres Gemahls und des ganzen Volkes gestorben. Es sollte ihr nun ein würdiges Monument errichtet werden. König Friedrich Wilhelm hätte gern zur Ausführung dieses Denkmals einen Gott herabgerufen; er wandte sich daher selbstverständlich an die ersten Künstler. Aber Thorwaldsen wie Canova lehnten beide die Arbeit ab, mit der besonderen Hindeutung auf Rauch und dem Ausspruche: daß der König in ihm einen Künstler besäße, der vor ihnen Anspruch auf die ehrenvolle Arbeit habe und ihr vollkommen gewachsen sei.

Rauch wurde also zu Anfang des Jahres 1811 von Rom aus nach Berlin berufen, um seinen Entwurf unter den Augen des Königs ins Große zu übertragen. Als dies

zur Zufriedenheit Friedrich Wilhelms geschehen, ging der Meister wieder nach Italien, um den Marmor in Carrara selbst auszusuchen und das Werk in Rom zu vollenden. Es geschah mit einer künstlerischen Meisterschaft die an Zauber grenzt, und doch mit einer Einfachheit und Natürlichkeit, die dem Beschauer Thränen der Bewunderung und der Theilnahme in die Augen ruft.

Auf einem Ruhebette liegt die schlummernde Königin, ein Engel der Liebe und der Güte, durchhaucht und verklärt von einem inneren seligen Leben, von dem so viele Menschen nichts wissen und von dem doch hier der kalte Marmor spricht.

So wurde das Meisterwerk in dem stillen charlottenburger Schloßgarten aufgestellt. Am Ende einer tiefdunkelen Tannenallee tritt aus dem Grün das von Schinkel erbaute einfache Mausoleum von rothem Granit hervor, welches nun bereits längst beide Gatten, nebeneinander ruhend, birgt, das aber damals schon — und zwar seit dem 30. Mai 1815 — der Wallfahrtsort für Tausende geworden war.

Das zauberhafte Bild selbst und seine Aufstellung bewirken, daß man, wenn man als Kunstfreund gekommen, als Wallfahrer wiedergeht, wie wenn man in einem Heiligenthume gewesen wäre, wo göttlichen Tugenden heilige Altäre errichtet seien.

Der unumschränkteste Beifall, die reichsten Lorbeeren wurden nun Rauch zu Theil. Selbst die Akademie von

San=Lucca ernannte den Künstler zu ihrem Mitgliede.... sein Ruhm war auf ewige Zeiten gegründet.

Nur — und hier staune die Welt vor Rauchs Größe — nur er selbst war noch nicht mit sich zufrieden! Noch schwebte ihm ein höheres Ideal vor.

Mit einem gleichen Marmor wie derjenige, dem er soeben Leben verliehen, schloß er sich ein.

Elf Jahre lang arbeitete er von nun an in heimlichen Stunden an einer Wiederholung des herrlichen Werkes, und Niemand, außer Alexander von Humboldt — selbst nicht der König — wußte um diese geheime Schöpfung.

Und wieder legten sich die kleinen, zarten Hände auf der götterschönen Brust der stillen Schläferin zusammen; ...... und wieder flossen die Gewänder an dem herrlichen Körper herab und falteten sich reich umher, wie Wellen, die das Bildniß tragen; ...... und wieder neigte sich das schöne Haupt sanft zur Seite ...... aber noch einfacher, noch vollkommener war jetzt die Anmuth; ...... noch unendlich zarter die Beseelung, ... noch größer die künstlerische Vollendung dieses zweiten erhabenen Werkes.*)

Aber Rauch hatte es noch Niemanden gezeigt, nur sein großer, edler, herrlicher Freund, ... sein angestaunter, hochverehrter Alexander von Humboldt durfte es sehen —

*) Jetzt in dem Antikentempel von Sansouci aufgestellt.

— — und wenige Tage vergingen damals, ohne daß dieser zur „Heimath“ des Meisters gekommen und in diesem Tempel der Freundschaft und der Kunst seine Seele an diesen beiden Idealen der Menschheit gelabt und erhoben hätte.

Auch jetzt wußte Rauch was Humboldt wollte. Ohne ein Wort zu sagen trat er dem Freunde voran, zog von einer Nebenthüre den Vorhang zurück und ließ Alexander von Humboldt eintreten. In einem zweiten kleineren Atelier zeigte sich, wunderbar magisch beleuchtet von einer in der Mitte der Decke herabhängenden Lampe von rothem Glase, die stille Schläferin. Süßer ewiger Friede schien auf ihr zu ruhen, himmlische Güte lächelte aus den edlen Zügen. Aber es war nicht die Ruhe des Todes, die man hier sah ...... o nein! ...... Gewiß dieser Busen, so leicht und doch so keusch bedeckt, hob sich noch! ...... Gewiß! Dein lauschendes Ohr wird die leisen Athemzüge der in glücklichem, in seligem Bewußtsein Schlummernden noch vernehmen.

Beide Männer standen schweigend: Rauch in freudigem Genügen, Humboldt in immer gleich neuer Bewunderung, — in immer gleich neuem Entzücken.

So standen beide lange, lange Zeit; dann plötzlich legte Humboldt seine Hand auf die des Meisters und sagte tief bewegt:

„Edler Freund, Sie haben hier wunderbar Großes geleistet: als Künstler, als Mensch und als Philosoph.

Dies Werk ist die Krone Ihrer Schöpfungen als Künstler, es ist aber auch das Bild Ihres eigenen gereiften Künstlerlebens, und es sagt endlich mit der göttlichen Ruhe der erhabensten Weisen: auch der Tod ist eine freundliche Erscheinung, wenn man es nur dahin gebracht hat, nicht an dem Materiellen, sondern nur an Gedanken, Ideen und reinen Anschauungen zu hängen. Niemand hat die Freudigkeit der Todeserwartung den Menschen herrlicher gezeigt, als Sie, mein theurer Freund, in diesem Bilde; — Niemand hat die ewige Wahrheit mächtiger gepredigt: die Vorbereitung zum Tode muß das ganze Leben sein, so wie das Leben von seinem ersten Schritte an, eine Annäherung zum Tode ist. Der Ernst des Todes aber ist etwas sehr Edles und Großes, denn er ist für jeden Einzelnen das Weltgericht. Mit unserem letzten Hauche erst steht es fest: ob wir überhaupt gelebt haben, oder nicht; ob wir, ein flüchtiger Schatten, über die Erde gingen, oder uns durch ein reiches Leben voll Wirksamkeit und Thatkraft in der unendlichen Kette alles Daseienden Unsterblichkeit errangen."

Und Alexander von Humboldt drückte seinem Freunde Rauch mit Innigkeit die Hand. Dann sagte er:

„Lassen Sie mich heute ohne ein weiteres Wort scheiden. Der Eindruck, den ich mitnehme, ist zu schön, zu groß, zu beruhigend .... ich möchte ihn nicht in meiner Seele verwischen."

„Gehen Sie, mein edler großer Freund!“ — versetzte Rauch mit einem Blicke der Verehrung und der Liebe — „und nehmen Sie die Versicherung mit, daß mich noch nichts so geehrt und beglückt hat..... als..... dies Schweigen Alexander von Humboldt's!“

Auch Asien ruft.

Es war ein kalter, trüber, unfreundlicher Januartag, als Alexander von Humboldt, trotz des dichten Schneegestöbers nach Tegel fuhr. Auch Humboldt war trübe gestimmt, denn seine Schwägerin, die er so sehr schätzte und hochverehrte, lag schwer erkrankt darnieder.

Lange schon war die zarte Frau leidend gewesen, doch hatte der Gebrauch des Bades Gastein sie wieder so weit gestärkt, daß sie im Frühjahre 1828 eine Reise nach Paris und London mit den Ihrigen unternehmen konnte. Vater, Mutter und älteste Schwester brachten Frau von Bülow, die jüngste Tochter Wilhelm von Humboldts, zu ihrem Gatten nach England.

Im schönen, freundlichen Mai, reisten sie von Berlin ab und begaben sich direct nach Paris, wo sie mehrere Wochen verweilten. Bot doch damals Frankreichs Hauptstadt einen besonders schönen und anregenden Eindruck. Es war der glänzende Zeitpunkt von Guizot's, Cousin's

und Villemain's Vorlesungen, die Epoche eines großen geistigen Aufschwungs, der gleich mächtig zum Sturze der älteren Bourbonen und zur Gründung einer politisch besseren Zeit, als zur Erweiterung des geistigen Gesichtskreises der französischen Nation beitrug. Ueberhaupt war — was auch auf Frau von Humboldt äußerst günstig zurückwirkte — das geistige Treiben in Paris damals überaus aufstrebend und erfrischend.

Und nicht blos für allgemeinere Interessen, sondern auch für ganz spezielle fand sich dort ein immer größerer Reichthum. So hatte — was namentlich Wilhelm von Humboldt als anerkannten Sprachforscher fesselte — das allgemeine und vergleichende Sprachstudium zu jener Zeit eine Art Centralpunkt gefunden und stand hier bereits in schönster Blüthe.

Silvestre de Sacy, der Vater der allgemeinen Sprachforschung in Frankreich — auch Wilhelm von Humboldt von früher her bekannt — wirkte hier inmitten einer neuen sprachgelehrten Generation, unter die der berühmte deutsche Sprachforscher nicht als ein unbekannter Name trat; denn schon 1825 war er ja von der Pariser Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zum Ehrenmitgliede ernannt worden. Wie interessant für ihn, jetzt Männer kennen zu lernen wie: Champollion, den bewährten Erforscher der egyptischen Hieroglyphenschrift, und Jacquet, den großen Kenner der asiatischen Sprachen. Gleich wohlwollende Aufnahme fand Wilhelm von Hum-

boldt bei den Gelehrten: Rémusat, St. Martin, Bournouf und Klaproth.

Alle die Männer zogen ihn durch ein freundliches und ehrendes Entgegenkommen in ihren Kreis, und selbst die Akademie nahm ihn so zuvorkommend auf, daß Humboldt noch an Ort und Stelle eine passende Gelegenheit ergriff, seine Dankbarkeit darzuthun, indem er selbst eine entsprechende Abhandlung in der Akademie hielt.*)

Zu London traf Wilhelm von Humboldt seinen Schwiegersohn, Freiherrn von Bülow, auf dem Posten, den er selbst einst inne gehabt. Ein schönes Familienleben spann sich jetzt auch hier für einige Zeit an; während Wilhelm von Humboldt die Freude hatte, seinen früheren Collegen, den österreichischen Botschafter Fürsten Paul Esterhazy noch dort zu finden, ebenso den hannöverschen Gesandten, Grafen von Münster. Selbst König Georg IV., der schon als Prinz-Regent Humboldt seine Gunst zugewendet hatte, empfing ihn mit der größten Auszeichnung. Seine brittische Majestät verlieh ihm nicht nur das Großkreuz des Guelphenordens, sondern ließ ihn auch durch den berühmten englischen Maler Ritter Lawrence für den Waterloo-Saal auf dem königlichen Schlosse Windsor malen, wo Humboldts Bild noch jetzt hängt, und zwar neben denen der Monarchen und der ersten Staatsmänner und Feld-

*) „Ueber die Verwandtschaft des griechischen Plusquamperfectums, der reduplicirenden Acriste und der Attischen Perfecta mit einer Sanskritischen Tempusbildung."

herrn der Befreiungszeit: neben einem Hardenberg, Schwarzenberg, Wellington und Blücher.

Im Juli verließ dann Humboldt mit den Seinigen die brittische Hauptstadt wieder, und begab sich über Paris und Straßburg nach Bad Gastein, um aufs neue die Gesundheit seiner leidenden Gattin zu festigen.*)

Aber auch diesmal war die Wirkung des Bades nur vorübergehend: nach der Rückkehr von der Reise brach das Uebel plötzlich noch stärker hervor als bisher und nahm bald die schlimmste Wendung. Der Januar sah die edle Frau schon dem Tode nah.

Wilhelm von Humboldt hatte dies gestern dem Bruder geschrieben, und so eilte Alexander heute mit schwerem Herzen dem schönen, jetzt unter der Leichendecke des Schnees einsam trauernden Tegel zu.

Eine tiefe Wehmuth erfüllte des großen Mannes edle Seele. Er, dem die Liebe niemals hold gewesen, der ohne Weib und Kinder vereinsammt in dem Leben stand, nur der Wissenschaft und dem strengen, tiefen Forschen zugewandt, — er hatte sich mit der vollen Wärme seines reichen, für Freundschaft so empfänglichen Herzens jener edlen liebenswürdigen und geistreichen Frau angeschlossen. Sie war ihm Ideal der Weiblichkeit, Muster einer vortrefflichen Gattin und Mutter, ... sie war ihm eine

---

*) „Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt." Von Gustav Schlesier. II. Theil 446 u. s. f.

theuere Freundin im höchsten und schönsten Sinne des Wortes. Auch hatte sich Alexander in den letzten Jahren so sehr in ihr Wesen, in das still-schöne Leben und Weben der ganzen Familie seines Bruders hineingelebt, daß er jetzt deutlicher denn je fühlte, wie mit Frau von Humboldts Tode ein Stück von seinem Herzen abbröckeln werde.

Wie natürlich, daß ihn jetzt die tiefste Wehmuth überkam. Die Wehmuth aber, die das Herz überschleicht, wenn wir geliebte Personen vom Tode bedroht sehen oder gar verloren haben, wurzelt ja auch in der stärksten Brust, erfüllt — wir sind ja alle Menschen — auch den gewaltigsten, philosophisch gebildetsten Geist. Freilich ist es der Zurückbleibende, der sich selbst — um des Verlustes Willen — beklagt; aber es ist, auf der anderen Seite, doch auch weit mehr noch als diese, auf sich selbst und sein Glück bezogene Empfindung. Wenn der Tode ein sehr vorzüglicher Mensch war, so betrauert man gleichsam die Natur, daß sie einen solchen Menschen verliert. Alles um uns her gewinnt eine andere und schwermüthige Farbe, durch den Gedanken, daß der nicht mehr ist, der für uns allen Dingen Licht, Leben und Reiz gab. Es ist nicht mehr das einzelne Gefühl, daß uns der Dahingegangene glücklich machte, daß wir diese und jene Freude aus ihm schöpften: es ist die Umwandlung, die unser ganzes Wesen erfahren hat, seit es den Weg des Lebens allein verfolgen muß. Für ein tiefer empfindendes Herz lie⸗

aber auch noch darin ein höchst wehmüthiges Gefühl, daß das Schicksal so enge, so geistig schöne und mächtige Bande zerreißen konnte. Wir fühlen das Weh und die schmerzliche Leere mit der uns der Tod bedroht oder überrascht hat; . . . und die Lücke, die entstehen wird oder entstanden ist, und die nie wieder auszufüllen ist, läßt Schmerz und Trauer so leicht nicht verklingen.

Das Leben hat eben seine unverkennbaren Rechte, und es gibt nichts Natürlicheres, als den Wunsch: wo möglich mit Allen die man liebt und schätzt bis zu dem eigenen letzten Hauche vereinigt zu bleiben.

Freilich stand Alexander von Humboldt in seiner Lebens- und Weltanschauung so erhaben und großartig da, daß seinem geistigen Auge, seinem Herzen selbst nichts verloren gehen konnte; aber er war und blieb doch auch immer Mensch . . . . . und . . . . . darin lag ja gerade wieder ein Theil seiner liebenswürdigen Größe.

Als er auf Tegel ankam, fand er seinen Bruder sehr niedergebeugt. Wilhelm sank Alexander weinend in die Arme, und dieser litt doppelt durch den eigenen Schmerz und durch des Bruders Leiden. Und war dies anders möglich? Beide Brüder, durch Leben und Streben so innig und liebreich verkettet, theilten ja Freude und Schmerz jederzeit mit einander; Wilhelms Liebe zu seiner Gattin aber hatte mit jedem Jahre noch zugenommen, so daß der Gedanke an ihren Verlust den sonst so ruhigen Mann jetzt mit Verzweiflung erfüllte.

Alexander wußte, daß auch dies in der Natur begründet sei; aber eben so fest stand in seinem Inneren die Ueberzeugung: der starke und feste Geist des Bruders werde auch hier das Aeußerste überwinden.

Als beide an das Bett der Leidenden traten, an welchem die älteste Tochter Caroline mit rothgeweinten Augen in liebender Pflege und ängstlicher Sorge saß, schien Frau von Humboldt zu schlummern.

Tiefe Stille herrschte rings umher, die Vorhänge an mehreren Fenstern waren niedergelassen und durch das eine, an welchem dies nicht geschehen, blickte man in die stille trauernde Landschaft, auf den, jetzt unter Schnee begrabenen, einsamen Park. Ach! hatte das Leben nicht auch so gar manche heitere Tage, die man dort verlebt, unter der Schneedecke der Vergangenheit begraben?

Wie seltsam wechseln die Schicksale im menschlichen Dasein! Wie waren jetzt auf Tegel so alle Klänge der Freude verhallt ..... verhallt, wie draußen im Garten die munteren Stimmen der Vögel.

Alexander und Wilhelm erinnerte die ganze Stimmung an den Tod ihres Vaters, und, durch einen logischen Gedankengang auf einen und denselben Gegenstand geleitet, verließen Beide auf den Zehen das Krankenzimmer.

„Ich weiß, wo Du mich hinführen willst!“ — sagte Alexander, als sie die Thüre geschlossen.

„Und wohin?“ — frug Wilhelm.

„Dahin,“ — entgegnete Alexander — „wohin Du

mich kurz nach des Vaters Tode führtest, in das Zimmer des großen Churfürsten."

„Das beabsichtige ich in der That!" — versetzte Wilhelm. — „Es ist mir heute, als wäre dies gestern geschehen ..... und doch liegen beinahe funfzig Jahre zwischen jener Zeit und jetzt."

„Ein Menschenalter!" — sagte Alexander. — „Aber ...... wir hielten, was wir uns damals in kindlicher Erregung gelobten."

Wilhelm hatte unterdessen die massive Thüre geöffnet, die in das Churfürstenzimmer führte. Noch stand hier alles — was jetzt verschwunden ist — wie damals, und da zufällig in diesem Augenblicke der trübe Wolkenschleier im Westen riß, so brachen die Strahlen der Sonne mit doppelt wunderbarem Glanze durch die kleinen, von Säulchen getragenen Fenster, so daß sie den gewaltigen Tisch aus geschnitztem Eichenholz und den dahinterstehenden Sessel, auf dem einst auch Friedrich der Große gesessen, wie mit Gold überzogen. Und wieder glühte und strahlte die alte Ledertapete mit den gepreßten und vergoldeten Blumen den magischen Schein zurück, und wieder glühte, wie damals, das Zimmer in Gold und Feuer!

Aber damals waren die beiden Knaben zehn und zwölf Jahre alt gewesen und jetzt standen hier zwei Männer von ...... 59 und 61 Jahren!

Welch eine Zeit lag zwischen dem damals und jetzt! ... aber wahrlich, sie war von beiden Seiten nicht vertändelt

und nicht vergeudet worden.... als Wilhelm und Alexander unwillkürlich in diesem Momente auf sie zurückblickten, verklärte ein leises, glückliches Lächeln ihre noch schmerzlich bewegten Züge, das Bewußtsein sagte jedem: es liegt eben doch ein schönes, reiches, segensvolles Leben zwischen diesem Sonst und Jetzt; — ein Leben das edle Früchte getragen hat und auf das du stolz sein darfst.

Ein inniger Druck der Hand gab diese innere Bewegung gegenseitig kund. Aber das waren doch nur Momente der Abschweifung, bald führte die auf beiden so schwer lastende Gegenwart zu der alten Stimmung zurück. Man sprach von Vater und Mutter, von all den Vielen, Vielen, die bereits seit dieser Zeit gestorben waren und von ihr, deren Hintritt wohl nahe bevorstand.

Da gab sich wunderbar etwas kund: wie der Gedanke an den Tod seines geliebten Weibes in Wilhelm von Humboldt den, von Kindheit an in seiner Natur liegenden Zug von Sentimentalität und Schwärmerei gesteigert hatte. Er verkehrte in stillen Stunden schon jetzt in der Erinnerung an seine gestorbenen Kinder mit einer höheren Welt, und Alexanders scharfer Beobachtungs- und Folgerungsgabe entging die Gewißheit nicht, daß nach der geliebten Gattin Tod ihr Bild nie mehr aus der unmittelbaren Anschauung der Seele seines Bruders schwinden werde.

Hier aber — und hier vielleicht allein — gingen die Brüder in ihren Ansichten auseinander. Alexander aber

hatte die Eigenheit — vielleicht auch war es Schonung und Zartgefühl — sich über diesen Gegenstand nie bestimmt auszusprechen. Als Wilhelm jetzt sagte:

„Ich habe die Tröstung, daß der Gedanke und das Gefühl nicht verloren gehen können, so lange nur das Wesen überhaupt fortdauert. Ich habe von Jugend an eine große Zuversicht zu der Kraft des Gedankens gehabt, und die Zuversicht wächst, wenn man sich eines Gefühls in sich bewußt ist, daß nicht so stark, so dauernd sein könnte, wenn es nicht Stoff der Ewigkeit in sich trüge!“ — entgegnete Alexander.

„Eine wahrhaft empfundene Liebe kann allerdings nicht untergehen. Die Kraft, die über das Grab hinausträgt, liegt in ihr. Es gibt eine geistige Individualität, zu der aber nicht Jeder gelangt, und diese, als eigenthümliche Geistesgestaltung, ist ewig und unvergänglich.“

„Ja!“ — versetzte Wilhelm, in sich selbst versunken — „das Dasein des Menschen dauert gewiß über das Grab hinaus und hängt natürlich zusammen in seinen verschiedenen Epochen und Perioden. Es kommt also darauf an, die Gegenwart zu ergreifen und zu benutzen, um der Zukunft würdiger zuzureifen. Die Erde ist ein Prüfungs- und Bildungsort, eine Stufe zu Höherem und Besserem, man muß hier die Kraft gewinnen, das Ueberirdische zu fassen.“*)

---

*) Wilhelm von Humboldt's eigene Worte.

Alexadner von Humboldt schwieg einen Augenblick dann sagte er:

„Menschliche Vorstellungen möchte ich mir nicht davon machen, und andere sind hier unmöglich. Ich sehe, was mich betrifft, mit absoluter Ruhe dem Tode entgegen."

In diesem Augenblicke trat ein Diener ein und meldete, daß Seyffert von Berlin mit einer Depesche für Herrn Alexander von Humboldt angekommen sei, die ein russischer Gesandtschafts-Courier mit anderen Depeschen von Petersburg mitgebracht.

Alexander hieß Seyffert eintreten. Es war in der That so. Er öffnete das Schreiben, es kam von dem russischen Minister, Grafen von Cancrin. Wie aber Alexander von Humboldt las und las, leuchteten seine Augen immer mehr und mehr auf, Röthe überzog sein Antlitz und aus seinen Zügen strahlte eine große Freude. Wilhelm betrachtete ihn mit stiller, wehmüthiger Theilnahme; auch in seinem tiefen Schmerze hieß er jedes Glück willkommen, das den Bruder traf.

Endlich hatte Alexander den langen und wie es schien sehr ausführlichen Brief durchgelesen.

„Wilhelm!" — sagte er jetzt, des Bruders Hand erfassend, — „vergieb mir, wenn mich ein Ereigniß, daß für mich von unberechenbarer Wichtigkeit ist, in diesem ernsten Augenblicke freudig erregt."

„Und was für eine wichtige Nachricht hast du erhalten?" frug Wilhelm theilnehmend.

„Auch Asien ruft mich!“ — sagte Alexander mit flammenden Blicken. — „Bedenke welch' unberechenbarer Vortheil für die Wissenschaft, wenn ich — ehe ich den Kosmos schreibe — auch diesen Welttheil noch kennen gelernt habe.“

„Und Rußland macht dir Anerbietungen?“

„Kaiser Nicolaus von Rußland hat den alten Plan einer wissenschaftlichen Durchforschung Asiens, den mir Fürst Romanzow schon vor 17 Jahren, als ich noch in Paris lebte, vorlegte, wieder aufgenommen. Damals verhinderte der Krieg mit Frankreich dessen Ausführung. Jetzt macht mir der Kaiser das großmüthige Anerbieten: im Vereine mit zwei berühmten Männern, die ich mir unter den deutschen Naturforschern auswählen darf — ich habe dabei Ehrenberg und Rose im Auge — eine Reise durch Asien auf alleinige Kosten der russischen Krone zu unternehmen, und zwar mit dem ausdrücklichen Wunsche: den Nutzen, welchen die russische Regierung etwa aus unseren Forschungen für den Bergbau und die Industrie des Landes ziehen könne, ganz und gar als Nebenaufgabe des Reisezweckes zu betrachten und diesen einzig und allein in der Förderung der Wissenschaft zu suchen.“

„Das ist wahrhaft kaiserlich!“ — sagte Wilhelm staunend — „und wohin soll ungefähr die Reise führen?“

„Nach Kasan und den Ruinen von Bulghari; dann sollen sich die Forschungen über die Umgebung von

Jekatharinenburg und über Sibirien ausdehnen und die furchtbare Borabinski-Steppe in sich schließen. Hierauf wird sich die Expedition nach Mittelasien begeben, den Weg nach dem südlichen Ural einschlagen, von Orenburg nach Astrachan gehen, die Mongolei und China berühren und über das kaspische Meer den Rückweg suchen. Das ist eine Reise, die, denkt man sie sich in einer geraden Linie gemacht, die Hälfte des ganzen Erdumfanges betragen würde."

„Himmel!" — rief hier Wilhelm, sich selbst und seinen Schmerz momentan über das Glück des Bruders vergessend. — „Was wirst Du da alles wieder sehen und leisten können."

„Ich bebe vor Begierde!" — entgegnete Alexander, — „wenn ich daran denke. Die alte angeborene Reiselust erwacht wieder in mir mit ihrer ganzen Gewalt. Vor allen Dingen reizt mich der Gedanke: die Bergketten, Vulkane, Gas-, Schlamm- und Feuer-Eruptionen des Inneren Asiens mit jenen Amerikas vergleichen zu können, um aus dem Gleichartigen und Gleichwirkenden ein recht klares und wahres Lebensbild der Gesammt-Erde und ihrer Gesetze in mir aufzunehmen. Und wie muß dies alsdann wieder meinem „Kosmos" zu Gute kommen! — Wie interessant ferner für mich die Malachitgruben von Zumeschefskoi, der merkwürdige magnetische Berg Blagodad und die berühmten Topas- und Barytlager von Murzinsk. Und bei dem Besuche von Buchtorminsk werden wir sogar die chinesische

Dsungarei und die Mongolei berühren. Welche Resultate verspreche ich mir da — zumal im Vereine mit Männern, wie Rose und Ehrenberg, die gewiß mit Freuden Theil nehmen, — für die physikalisch-geographischen Wissenschaften, astronomischen Ortsbestimmungen, magnetischen Beobachtungen und geognostischen, botanischen und zoologischen Forschungen!"

Und Wilhelm und Alexander vertieften sich lange in diesen Gegenstand, den der neunundfünfzigjährige Reisende mit einem Feuer besprach, das der kräftigsten Jugend Ehre gemacht hätte. Was waren ihm die unzähligen Beschwerden und Entbehrungen, die eine solche Reise in solchem Alter mit sich bringen mußte; er erkannte sie wohl, aber er achtete sie nicht. Während andere Menschen in diesen Jahren als verlebte Greise umherschleichen, durch Gewohnheiten, Gebrechlichkeiten, Eigenheiten und Verweichlichung an die Scholle gefesselt sind und erbeben, wenn sie sich auf Momente dem alten Gleise träger Gewohnheit entreißen sollen, bebte jetzt der nahe Sechziger, Alexander von Humboldt, vor Begierde, zur Erweiterung der Wissenschaft aufs Neue eine halbe Welt zu erobern. Ja! der Flügelschlag seines Geistes war nie kräftiger gewesen, als bei diesem Schicksalsrufe: „Auf! und eile auch nach Asien, sein Wesen, seine Schätze, sein Sein Deinem colossalen Wissen einzuverleiben!"

Nur zwei Dinge bedauerte jetzt Alexander von Hum-

boldt: einmal seinen alten treuen Freund und Reisegefährten von Amerika, seinen lieben Bonpland nicht wieder an der Seite zu haben, und dann: seinen theueren Bruder wahrscheinlich vereinsamt zurücklassen zu müssen.

Wahrscheinlich?...... ach! wohl nur zu gewiß! Denn als die beiden Brüder wieder in das Krankenzimmer traten, schlug Frau von Humboldt leise, wie eine Sterbende, die Augen auf. Dann blickte sie mit dem Ausdrucke unaussprechlicher Liebe, indem aber zugleich die Ergebenheit und Ruhe einer großen Seele lag, zu beiden auf und sagte:

„Es ist ein Mensch fertig!“

Aber ihr Leben war es jetzt nocht nicht — die Stunde ihres Todes sollte an diesem Tage noch nicht schlagen.

Als Alexander schied, drückte er mit Innigkeit des Bruders Hand und sagte:

„Es ist ein Großes, wenn der Mensch die Stimmung gewinnt, Alles, was ihn betrifft, blos weil es menschlich ist, weil es einmal in den irdischen Geschicken liegt, so aufzunehmen, wie es sich mit der Bestimmung des Menschen, sich immer reifer und manigfaltiger zu entwickeln, am besten vereint. Zeit und Ewigkeit, Individualität und Universum schmelzen dann in Eins zusammen, und geben, selbst in den schwersten Momenten, in dem Gefühl der unzerstörbaren Einheit, der Seele Kraft, Trost und Lebensfreudigkeit!“.....

Ein großer Schmerz und eine große Hoffnung.

„Es ist ein Mensch fertig!" — hatte Frau von Humboldt gesagt; aber erst zwei Monate später erlöste sie der Tod von ihrem Leiden. Ihr Hintritt war ein Ereigniß, das die allgemeinste Theilnahme hervorrief. War sie doch durch ihre Reisen mit den bedeutendsten Celebritäten der Wissenschaften und Künste in nächste Verbindung getreten. Ihr Haus war ja in Rom, Wien, Paris und Berlin stets der Mittelpunkt der angenehmsten und geistreichsten Gesellschaft gewesen.

Alexander und Wilhelm von Humboldt schnitt dieser Schicksalschlag natürlich tief in die Seele. Beiden war es, als ob mit diesem edlen Wesen ein Stück ihres Herzens verloren gegangen sei. „Es ist ein Mensch fertig!" — hatte Frau von Humboldt gesagt. Sie ahnte indessen dabei nicht, daß diese Worte — wenn auch in ganz anderer Beziehung — mit ihrem Tode auch für ihren Gatten Geltung gewinnen sollten. Wilhelm von Humboldt war

in der That, von jenem Momente an, ein so vollständig abgeschlossener und fertiger Charakter und Mensch, wie man einen zweiten wohl kaum zu finden vermöchte. Er verkehrte im Gedanken an sein geliebtes Weib, mit einer höheren Welt. Ihr Bild wich nie — wie es Alexander vorausgesehen — aus der unmittelbaren Anschauung seiner Seele; es verwob sich in alle seine Gedanken, es veredelte sein eigenes Dasein. Was aber noch von höherer Bedeutung erschien, war, daß sein Charakter jetzt durch Lebensreife zu einer wunderbaren Klarheit gelangte, sein ganzes Wesen sich zu einer ungemein hohen Gefühlsweise verklärte. Von jetzt an ging Wilhelms Streben durchaus nur dahin: die Verkettung der geistigen Welt in ihrer Tiefe zu fassen und selbst in dem nothwendigen Handeln für den Moment den Blick auf die Allentwicklung der Menschen nicht zu verlieren.

Wie sich sein inneres Leben gestaltete, geht aus dem hervor, was er um jene Zeit niederschrieb:

„Der Uebergang aus der Erstarrtheit und der Dumpfheit des Winters in die heitere Lauigkeit des Frühlings macht einen tiefen und anregenden Eindruck auf das Gemüth. Verbunden mit dem Herbste, durch den die Natur in die Gebundenheit des Winters übergeht, schließt sich der Wechsel und die Folge dieser drei Jahreszeiten an die großen Ideen an, die dem Menschen immer die nächsten sind, das Erstarren im Tode und das Auferstehen zu neuem Leben. Was man um sich sieht und empfindet, und was

Einer in der inneren Tiefe seines Gemüths denkt, stellt unter ganz verschiedenen Formen immer diesen Wechsel und diese Uebergänge vor. Am lebendigsten aber thut es die Natur im Wechsel der Jahreszeiten, im Begraben des Saamens in die ihn mütterlich verdeckende Erde und dem Wiederhervorkeimen aus derselben und vielen andern Erscheinungen, die man symbolisch und allegorisch also deuten und darauf beziehen kann. Es ist der große Gedanke der Natur selbst, die nur dadurch besteht, daß sie sich ewig wieder erneuert. Wäre man immer recht durchdrungen von dieser Idee, so würde man sehr oft seinen Handlungen, Empfindungen und Gedanken eine andere Richtung geben, als man gemeinhin thut. Man würde nämlich fühlen, daß Alles darauf hinausgeht eine gewisse Reife zu erlangen, mit welcher allein jener Uebertritt aus dem gebundenen und unvollkommenen Zustande in den freieren und vollkommenern gedacht werden kann. Denn man kann sich doch das Sterben und wieder zu neuem Dasein Erstehen nicht als blos zufällig geschehend, oder auf irdische Ereignisse berechnet, vorstellen. Das Verlassen dieses Lebens steht gewiß, es geschehe früh oder spät, in unmittelbarer Beziehung auf das innere Wesen des Dahingehenden, und ist immer ein Zeichen, daß nach der Erkenntniß, der nichts verborgen ist, eine fernere Entwicklung auf dieser Erde dem Scheidenden nicht mehr vortheilhaft war." Und dann:

„Bis jetzt denke ich mir den Tod als eine freundliche

Erscheinung, eine, die mir in jedem Augenblicke willkommen wäre, weil dies Leben doch immer beschränkt und räthselhaft ist, und das Zerreißen des irdischen Schleiers darin auf einmal Erweiterung und Lösung mit sich führen muß. Ich könnte darum stundenlang mich Nachts in den gestirnten Himmel vertiefen, weil mir diese Unendlichkeit fernher flammender Welten wie ein Band zwischen diesem und dem künftigen Dasein erscheint. Ich hoffe, diese Freudigkeit der Todeserwartung soll mir bleiben; ich würde mich dessen, da sie tief in meiner Natur (die nie am Materiellen, immer nur an Gedanken, Ideen und reiner Anschauung gehangen hat) gegründet ist, sogar gewiß halten, wenn nicht der Mensch, wie stark er sich wähne, sehr vom augenblicklichen Zustande seiner körperlichen Gesundheit und selbst seiner Einbildungskraft abhinge. Ich wähne mich aber nicht einmal stark, sondern fordere nur unbedingt von mir, es zu sein. Ich würde daher, bliebe ich wie jetzt gestimmt, den Tod ohne Schrecken herannahen sehen, und mein Bemühen würde nur sein, mit Besonnenheit den Uebergang in einen anderen Zustand so lange es möglich ist, schrittweise zu verfolgen. Darum würde ich auch für mich einen langsamern Tod nicht für ein Unglück erachten, obgleich ein schneller, sowohl für den Sterbenden selbst, als für die Zurückbleibenden, Vorzüge hat. Erwünscht wäre mir freilich eine Vorandeutung." — — —

So schrieb und dachte, nach dem Tode seiner geliebten Gattin, Wilhelm von Humboldt.

Einstweilen war unterdessen der Leichnam der edlen Frau auf dem Kirchhofe zu Tegel beigesetzt worden ..... aber ...... ihr sollte eine andere, hochpoetische Ruhestätte werden. Wilhelm von Humboldt beschäftigte jetzt nur der Gedanke an ein ihr würdiges Grabmal. Und wie herrlich erstand bald ein solches auf Tegel, an einer Stelle des Parks, die die Abgeschiedene vorzüglich geliebt und noch bei Lebzeit selbst zu ihrer Ruhestätte ausgewählt hatte.

Ein Cypressengang, ernst und düster — so recht das Bild der stillen Trauer und durch seine immer grüne Farbe ein schönes Symbol der Ewigkeit — führte zu dem theuren Grabe, über dem sich bald eine hohe, schlanke Säule erhob, gekrönt von der im edelsten Style durch Rauchs Meisterhand gefertigten Hoffnung. Eine marmorne Ruhebank umschloß im Halbkreise den stillen Ort, während ein dichter Wald von Nadelholz und Cypressen ihn der Welt verbarg und in ein heiliges Dunkel hüllte.

Und wie oft durchschritt nun unter den Schauern der Ewigkeit unser verlassener Freund diesen stillen Cypressengang, sich da Trost und wehmuthsvollen Frieden zu schöpfen, wo sie, die Unvergeßliche, ruhte.

Und gewiß! Alexander theilte im vollen Maße diesen Schmerz, nur fesselte seinen so durchaus praktischen Geist jetzt gerade mehr denn je die Welt und das Leben .... oder ..... was für ihn gleichbedeutend war ...... die Wissenschaft und deren Erweiterung. Die Vorbereitungen zu der bevorstehenden großen asiatischen Reise

nahmen ihn ganz in Anspruch. Dennoch vergaß er des geliebten Bruders nicht. Auch hier bereitete Wilhelm und ihm das bevorstehende Scheiden einen großen Schmerz, und nur zu gut fühlte Alexander, daß der trauernde Bruder nicht so ganz allein in der Einsamkeit des Schlosses Tegel und über dem Grabe seiner Caroline zurückbleiben dürfe. Mit dem ihm eigenen Zartgefühl und voll brüderlicher Vorsorge wandte sich daher Alexander an seinen königlichen Freund und Protector, Friedrich Wilhelm, darauf hindeutend: wie wohlthuend irgend eine staatliche oder wissenschaftliche Verwendung auf den Trauernden zurückwirken müsse. Mehr aber bedurfte es bei dem Könige nicht: Wilhelm von Humboldt ward sofort an die Spitze einer Kommission zur inneren Einrichtung des neuen Museums berufen, und dieser neue, schöne Wirkungskreis eignete sich denn auch um so mehr für ihn, als Wilhelm ja in allen Kunstgebieten durchaus sachverständig war und die neuen Beziehungen zu Männern wie: Rauch, Tieck, Schinkel, Wach, Waagen und Hirt wohlthätig zerstreuend auf ihn einwirken mußten.

Aber der Schmerz, sich auch von dem Bruder auf lange — wer konnte wissen, ob nicht für immer — trennen zu müssen, war dadurch nicht beseitigt, und heute, — heute — war der Tag der Abreise!

Die schwer bepackten Reisewagen — es waren deren zwei, da außer Humboldts Begleitern auch noch astronomische und physikalische Instrumente mitgenommen

werden mußten — standen schon vor der Thüre. Seyffert erwartete mit Ungeduld die Postpferde. Oben aber hatten eben die Brüder mit Herzlichkeit Abschied genommen und Alexander ein letztes tröstendes Wort in Betreff der Heimgegangenen gesprochen, als Wilhelm sagte:

„Ich bin eine lange Reihe von Jahren an der Seite meiner Frau unendlich glücklich gewesen, größtentheils allein und ganz durch sie, und wenigstens so, daß sie und der Gedanke an sie sich in Alles das mischte, was mich wahrhaft beglückte. Dies ganze Glück hat der Gang der Natur, die Fügung des Himmels, mir entzogen, und zwar auf immer und ohne Möglichkeit der Rückkehr. Aber die Erinnerung an die Verstorbene, das, was sie und das Leben mit ihr in mir gereift hat, kann mir kein Schicksal, ohne mich selbst zu zerstören, entreißen. Es gibt glücklicherweise etwas, das der Mensch festhalten kann, wenn er will, und über das das Schicksal keine Macht hat. Kann ich mit dieser Erinnerung ungestört in Abgeschiedenheit und Einsamkeit fortleben, so klage ich nicht und bin nicht unglücklich. Denn man kann großen und tiefen Schmerz haben und sich darum doch nicht unglücklich fühlen, da man diesen Schmerz so mit dem eigensten Wesen verbunden empfindet, daß man ihn nicht trennen möchte von sich, sondern gerade, indem man ihn innerlich nährt und hegt, seine wahre Bestimmung erfüllt.“*)

*) W. von Humboldt's eigene Worte.

„Ja!" — entgegnete Alexander von Humboldt, und seine Blicke ruhten mit unendlicher Liebe auf den edlen Zügen des Bruders — „die Vergangenheit und die Erinnerung haben eine unendliche Kraft, und wenn auch schmerzliche Sehnsucht daraus quillt, sich ihnen hinzugeben, so begreife ich doch recht gut, wie darin ein gewisses stilles Glück liegen kann."

Wilhelm nickte vor sich hin, dann sagte er:

„Man schließt sich in Gedanken mit dem Gegenstande ab, den man geliebt hat und der nicht mehr ist; man kann sich in Freiheit und Ruhe überall nach außen hinwenden, hülfreich und thätig sein, aber für sich fordert man nichts, da man Alles hat, Alles in sich schließt, was die Brust noch zu fühlen vermag. Wenn man das verliert, was einem eigentlich das Princip des gedankenreichsten und schönsten Theils seiner selbst gewesen ist, so geht immer für Einen eine neue Epoche des Lebens an. Das bis dahin Gelebte ist geschlossen; man kann es als ein Ganzes überschauen, in seinem Gemüthe durch Erinnerung festhalten und mit ihm fortleben; Wünsche aber für die Zukunft hat man nicht mehr, und da man durch diese Erinnerung eine beständige geistige Nähe gewissermaßen genießt, in allen seinen Kräften sich gehoben empfindet, behält auch das Leben, das ja die Bedingung aller dieser Empfindungen ist, noch seinen Reiz."

„So ist es!" — entgegnete Alexander. — „Der Mensch muß beständig sein, wie auch das Schicksal wechselnd

erscheint; denn an sich selbst, in seiner tiefsten Tiefe und strengsten Consequenz, hat doch auch das Schicksal seine, wenngleich von uns zumeist nicht eingesehene, Beständigkeit."

„Die zusammen die Lebensbahn gehen," — fuhr Wilhelm wehmüthig aufblickend fort — „müssen sich an einem Punkte scheiden; es ist glücklicher, wenn die Zwischenzeit sehr kurz ist, in der sie einander folgen. Allein aller Verlust von Jahren ist kurz gegen die Ewigkeit. In mir geht jetzt nichts anderes vor, als daß mein Inneres sich ungekünstelt, unabsichtlich, ohne durch Vorsätze oder Maximen geleitet zu sein, blos sich seinem Gefühle überlassend, mit der Lebens- oder Schicksalsperiode ins Gleichgewicht setze, in die ich unglücklicher Weise früher getreten bin, als es der gewöhnliche Gang des Lebens erwarten ließ. An einem solchen Gleichgewichte darf es dem Menschen, meiner Empfindung nach, nie fehlen, das Streben danach sollte ihm wenigstens immer eigen sein. Es ist dies gar keine Klugheitsregel, kein Bemühen, sich heftige Empfindungen zu ersparen. Das Setzen ins Gleichgewicht wird aber oft nur dadurch erreicht, daß man viel Schmerz, physischen und moralischen, in sein Dasein mit aufnimmt; aber es besteht auch darin die wahre Demüthigung unter die Fügung des Geschickes, die ich immer als die erste und höchste Pflicht des Menschen ansehe." *)

---

*) W. von Humboldt's eigene Worte.

In diesem Augenblicke traten Varnhagen, Chamisso, Rauch und Tieck ein, begleitet von den Professoren Ehrenberg und Gustav Rose, die sich, laut kaiserlicher Erlaubniß, Humboldt als befreundete Genossen der Wissenschaft zu Begleitern gewählt hatte. Varnhagen, Chamisso, Rauch und Tieck kamen noch einmal, um von dem großen Manne und theuren Freunde Abschied zu nehmen. Wie manch' herzliches Wort wurde da noch gewechselt, wie redlich, wie tief und treu waren die Gefühle, die hier sich kund gaben.

Plötzlich fuhren mehrere Equipagen in raschem Laufe vor. Varnhagen trat an ein Fenster; kaum aber hatte er hinausgeschaut so rief er: — „Der Kronprinz!"

In demselben Augenblicke trat auch Se. königliche Hoheit*), gefolgt von ihrem Adjudanten ein.

Eine allgemeine Verbeugung begrüßte ihn. Der Kronprinz aber trat ungezwungen zu Alexander von Humboldt, reichte ihm die Hand dar und schüttelte die seine, wie einem Herzensfreunde.

„Ich mußte mir die Genugthuung gewähren," — sagte er dabei — „meinem lieben Humboldt persönlich noch einmal Lebewohl zu sagen. Bei Ihrem Abschiedsbesuche waren zu viel „Andere" dabei, so daß die Sache zu höfisch blieb. Außerdem bin ich nur Kronprinz und Sie sind König im Reiche der Wissenschaft, und so ziemt es mir,

*) Später Friedrich Wilhelm IV.

meinen königlichen Freund noch einmal aufzusuchen, ehe er uns nach Asien entflieht."

„Entflieht?" — sagte Humboldt, indem er sich mit verbindlichem Lächeln gegen den Sprechenden verbeugte. — „Sie haben gut reden, königliche Hoheit! Wie könnte ich entfliehen, da Sie und Ihr erhabener Vater mich mit den Banden der tiefsten Verehrung und aufrichtigsten Dankbarkeit unauflöslich an sich gekettet haben."

„Und doch scheint Se. Majestät zu fürchten, daß Sie der Kaiser von China allenfalls behalten könnte!" — entgegnete der Prinz lächelnd. — „Wenigstens hat mich mein königlicher Vater beauftragt, Ihnen ein neues Zeichen seiner Huld zu überbringen."

„Sie überraschen mich, Hoheit!"

„Nur nicht erschrecken!" — rief der Kronprinz lachend. — „Ich versichere Sie, es ist kein Orden!"

„Hoheit!" ......

„Ich weiß schon: Sie machen sich nichts aus den Dingern. Aber sagen Sie mir bei dieser Gelegenheit, lieber Humboldt, wie viele Orden besitzen Sie denn eigentlich?"

„Königliche Hoheit!" — versetzte Humboldt mit komischem Pathos, indem er die Hand auf das Herz legte — „da fragen Sie zuviel, das weiß ich wirklich nicht."

„Nun!" — rief der Kronprinz lachend — „außer dem unseres Hauses?"

Humboldt dachte ein wenig nach, dann zählte er an

den Fingern her: — „Von ausländischen Orden darf ich mich zu besitzen rühmen: das Großkreuz des Civilverdienst-Ordens der Bayrischen Krone, das Großkreuz des Brasilianischen Rosen-Ordens, das Großkreuz vom Dänischen Danbrog, das Großkreuz der französischen Ehrenlegion, das Großkreuz des Mexikanischen Ordens von Guadeloupe, das Großkreuz des Portugiesischen Christ-Ordens; ferner den Russischen Alexander-Newsky- und den Wladimir-Orden, das Großkreuz des Sächsischen Civilverdienst-Ordens, das Großkreuz des Weimarschen Haus-Ordens vom weißen Falken, das Großkreuz des Sardinischen Ordens vom heiligen Moritz und Lazarus, ... das Großkreuz des Spanischen Karl-Ordens ...... ich denke das sind sie alle!“

„Nun!“ — sagte der Kronprinz freudig erregt — „ich begreife sehr gut, daß ein Mann, dessen Geistesauge unermüdlich und ununterbrochen auf das unermeßliche Weltall gerichtet ist, um die ewigen Gesetze zu erlauschen und zu erforschen, die Astralsysteme an Astralsysteme, Sonnen an Sonnen und Pflanzenzelle an Pflanzenzelle fesseln, — die Planeten ihre Bahnen führen und dem Infusionsthierchen Leben einhauchen, — die sich auf unsere kleine Erde geltend machen und all den flammenden Sternen des Himmels vorgezeichnet sind — — — ich begreife sehr gut, daß ein solcher Mann nicht viel Werth auf die Sternchen und Bändchen legt, die die Großen der Erde vertheilen. Und doch bin selbst ich stolz darauf, daß unser großer Alexander

von Humboldt von allen Nationen und ihren Fürsten gefeiert wird: es ist unser Humboldt, Deutschlands erster Sohn, Deutschlands schönste Größe, und ich würde den Fürsten verachten, der sich nicht dadurch selbst ehrte, daß er Humboldt ehrt. In diesem Sinne, hat mich seine Majestät beauftragt Ihnen, Herr Kammerherr und Geheimerath kurz vor Ihrer Abreise einen neuen öffentlichen Beweis seiner königlichen Huld und Anerkennung zu überbringen. Ich entledige mich dieses schönen, mir doppelt angenehmen Auftrages mit Freuden, indem ich hiermit Ihre Ernennung zum „wirklichen Geheimenrathe“ mit dem Prädikate „Excellenz“ und der Rangwürde eines Ministers in Ihre Hände niederlege.*) Mögen Sie, mein verehrter Freund, darin die Andeutung finden: daß man Sie im Reiche der Wissenschaft mit Fug und Recht als den Fähigsten erkennt, den Geist würdig zu vertreten und das Reich des Wissens zu verwalten und zu repräsentiren!“

Eine freudige Ueberraschung durchlief bei diesen Worten den Freundeskreis. Humboldt selbst war von so viel königlicher Huld überrascht und erfreut. Er sprach in herzlichen Worten seinen Dank aus, die Ehre, die ihm geworden, als eine Anerkennung der Wissenschaft im

---

*) Thatsache. Klenke: „A. v. Humboldt, ein biographisches Denkmal.“ S. 122.

Allgemeinen, annehmend. Einen besonderen persönlichen Dank bei seiner Majestät lehnte der Kronprinz in des Königs Namen ab, der gerade darum diesen Moment zur Ueberreichung der Urkunde gewählt habe.

„Und nun, mein lieber Humboldt, leben Sie wohl und reisen Sie glücklich!“ — sagte, sich zum Weggehen wendend, der Kronprinz. — „Asien wird ihre geistige Schatzkammer mit neuen Schätzen füllen. Vergessen Sie darüber aber nicht, daß Ihnen auch hier manch' Schätzenswerthes und Liebes, besonders manch' wohlwollendes Herz bleibt, und daß auch ich Ihnen ein solches bewahre!“

Und mit diesen Worten und einem innigen Druck der Hand verschwand der Kronprinz.

Die Hofequipagen donnerten davon, die beiden Reisewagen fuhren vor; ..... fröhlich stießen die Postillone ins Horn; ..... noch einmal umarmte Alexander von Humboldt seinen Bruder, Varnhagen, Chamisso, Rauch und Tieck auf das Innigste .... und dann .... dann ...... ging es in Ehrenbergs und Roses Begleitung davon ...... Petersburg entgegen und der Reise nach Asien!

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient.

Rau, Heribert,

Alexander von Humboldt culturhistorisch-biographischer Roman in sechs [
vielm. sieben] Theilen

Bd.: 5

Frankfurt a. M., ab 5. Theil: Leipzig 1860